

B. H. LIDDELL HART



RÄTSEL DES KRIEGES

RÄTSEL DES FRIEDENS

EUROPA VERLAG

KONSTANZ – ZÜRICH – WIEN

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen:

Dr. phil. habil. Karl FriebeI

Titel der Originalausgabe: «DEFENCE OF THE WEST»

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten

Copyright 1951 by Europa Verlag A.G. Zürich

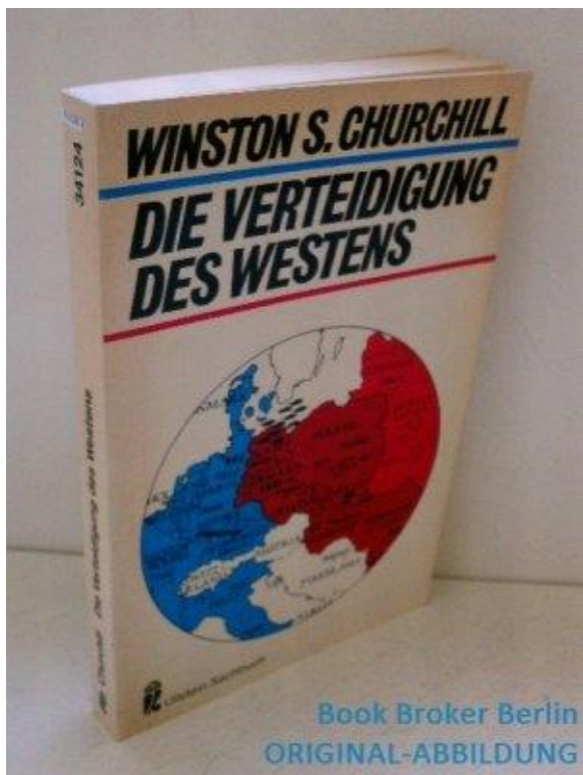
Printed in Germany

Einband und Schutzumschlag von Anton Zell

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

GEORGE LINDSAY UND CHARLES BROAD

den Soldaten mit visionärem Blick,
den Kameraden im Kampf um
den militärischen Fortschritt
gewidmet



Das hier digitalisierte Buch stammt aus der Feder von Liddle Hart und ist nicht das gleichnamige von Churchill... ill...

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Nachschrift zum Vorwort	10

Erster Teil

GESTERN

Rätsel der jüngsten Vergangenheit

1. Kapitel War der Zusammenbruch von 1940 zu vermeiden? ..	13
2. Kapitel Hätte Nordafrika im Jahre 1941 vom Feinde gesäubert werden können?	25
3. Kapitel Stand Russland vor der Niederlage?.....	35
4. Kapitel Hätte Hitler nach Stalingrad den Zusammenbruch verhindern können?	45
5. Kapitel War die Normandie-Invasion ein sicheres Unternehmen?	54
6. Kapitel Nur zwei Worte – aber die grösste Torheit des Krieges	64
7. Kapitel War es klug von uns, «Widerstandsbewegungen» zu fördern?	74

Zweiter Teil

MORGEN

Rätsel der nächsten Zukunft

8. Kapitel Wie würde ein neuer Krieg aussehen?	83
9. Kapitel Kann Europa einen weiteren Krieg überleben?	94
10. Kapitel «Globaler Krieg»	105
11. Kapitel Die Verteidigung Westeuropas	116
12. Kapitel Englands militärisches Problem	133
13. Kapitel Die «Heimatverteidigung» in einem neuen Kriege	157

Dritter Teil

HEUTE

Russlands Kräfte und Englands Verteidigung

14. Kapitel Der Schatten des Krieges mit Russland.....	177
15. Kapitel Der Kampfwert der russischen Streitkräfte	186

16.	Kapitel Der Charakter der Roten Armee	202
17.	Kapitel Das Rätsel der russischen Luftlandetruppen	216

Vierter Teil

DER ZEITFAKTOR

Einige militärische Gegenwartsprobleme

18.	Kapitel Heer, Marine, Luftwaffe – eine Einheit oder nicht? ..	225
19.	Kapitel Hat die Panzerwaffe eine Zukunft?	232
20.	Kapitel Wege zur Steigerung der Manövriergeschwindigkeit und der Wendigkeit	262
21.	Kapitel Die zunehmende Bedeutung des jüngeren Offizierkorps	279
22.	Kapitel Die «unzeitgemässe» Reservearmee	289

Fünfter Teil

ZEITLOS

Einige grundlegende Probleme von gestern und morgen

23.	Kapitel Die grundlegenden Fragen der Allgemeinen Wehrpflicht	299
24.	Kapitel Das Problem einer internationalen Armee	306
25.	Kapitel Abrüsten – und doch verteidigungsbereit sein	317
26.	Kapitel Kann die Kriegführung in Schranken gehalten werden?	328

Vorwort

Dieses Buch beschäftigt sich mit den unmittelbaren Problemen einer wirkungsvollen «Verteidigung des Westens» und mit der grundlegenden Frage des menschlichen Strebens nach Sicherheit vor Aggressionen. Es mag deshalb angebracht sein zu erklären, warum das Buch zunächst die jüngste Vergangenheit, das heisst die hauptsächlichsten Rätsel des zweiten Weltkrieges behandelt. Meine ursprüngliche Absicht war, die Untersuchung dieser Fragen in einer besonderen kleinen Veröffentlichung zusammenzufassen. Mein Verleger aber war dafür, sie als ersten Teil in dieses Buch einzuarbeiten. Die meisten meiner Freunde, die ich befragte, waren der gleichen Ansicht. So hoffe ich denn, dass sie mit ihrer Meinung über den Geschmack des Lesers recht haben – denn obwohl ich mir nicht anmasse, den Geschmack anderer Menschen beurteilen zu können, bin ich nach meiner eigenen Erfahrung doch auch davon überzeugt, dass es von Wert ist, von der historischen Entwicklung aus an Gegenwartsprobleme heranzugehen. Bei dem Versuch, Probleme dieser Art zu lösen oder Voraussagen zu machen, hat es sich immer wieder als hilfreich erwiesen, von der Vergangenheit über die Gegenwart auf die Zukunft zu schliessen.

Sollte jedoch ein Leser diese Art, an die Probleme heranzugehen, nicht schätzen, so gibt es dafür ein einfaches Mittel – nämlich den ersten Teil zu übergehen und erst beim zweiten zu beginnen.

Zum Abschluss gilt mein besonderer Dank meinen Freunden John Brophy, General Sir Frederik Pile und Generalleutnant Sir Francis Taker, sowie meiner Frau für ihre wertvolle Hilfe beim Lesen und Überprüfen der Korrekturabzüge.

Wolverton Park,
Buckinghamshire

B. H. Liddell Hart

Nachschrift zum Vorwort

Dieses Buch wurde vor Ausbruch des Krieges in Korea geschrieben. Der Krieg in Korea hat sehr weit verbreitete Illusionen zerstört und Hoffnungen vernichtet, die auf die Wirkung der vielgepriesenen, noch nicht fertiggestellten neuen Waffen gesetzt wurden. Was in Korea geschehen ist, erfordert keine Ergänzung dieses Buches. Die Erfahrungen, die dort gemacht worden sind, bestätigen nur, was ich bereits über eine Anzahl wichtiger Faktoren geschrieben habe, zum Beispiel über die immer noch bestehende Bedeutung des Panzers; über die Grenzen der Luftwaffe bei der Verhinderung von Invasionen zu Lande, besonders wenn sie von Truppen wie den sowjetischen durchgeführt werden; über die entscheidende Bedeutung einer hochwertigen Ausbildung; über den furchterregenden Kampfwert der von den Sowjets geschulten Truppen, den die militärischen Autoritäten des Westens nur allzugern unterschätzen; und über die Behinderung, die die westlichen Armeen sich selbst auferlegen durch eine übergrosse Zahl strassengebundener Fahrzeuge und einen überorganisierten Versorgungsapparat.

Neuerliche Eingeständnisse führender Staatsmänner haben zugleich die Berechtigung meiner Behauptung bestätigt, dass die bestehenden Verteidigungsmassnahmen des Westens völlig unzureichend sind – ein «Papierschild», der einem Eisernen Vorhang gegenübersteht.

ERSTER TEIL

GESTERN

Rätsel der jüngsten Vergangenheit

War der «Zusammenbruch» von 1940 zu vermeiden?

Wie anders sähe es wohl in der Welt aus, wenn die westliche Front im Mai 1940 nicht zusammengebrochen wäre! Der Zusammenbruch geschah in sechs Tagen, das Ergebnis aber war, dass der Krieg sechs Jahre dauerte, sich über die ganze Welt ausbreitete und schreckliche Folgen für Millionen von Menschen hatte – besonders aber für die damaligen Sieger. Und doch war der Sieg Hitlers auf keinen Fall unvermeidlich, wenn es auch später so aussah. Der Zusammenbruch von 1940 im Westen liess die wildesten Vorstellungen und Erklärungen aufkommen. Es ist darüber so viel Unsinn geschrieben worden wie über kein anderes Ereignis des Krieges, und das ist schliesslich nicht zu verwundern, denn er war der schwerste Schlag des Krieges überhaupt.

Den ganzen ersten Kriegswinter hindurch hatte man der Öffentlichkeit – im Parlament, in der Presse und über den Rundfunk – hinsichtlich der Stärke Frankreichs und Englands beständig «blauen Dunst» vorgemacht und sie damit hintergangen und eingelullt. Es wurde viel mehr geredet und nachgedacht über das, was mit Deutschland geschehen sollte, als darüber, was Deutschland seinerseits etwa unternehmen könnte. Da mir bewusst war, wie ungerechtfertigt dieses Gerede war, führte ich täglich Buch über das, was die Führer der Nation und die Sprecher der öffentlichen Meinung sagten. Diese Aufzeichnungen erscheinen heute so absurd, dass man sie fast nicht für möglich halten möchte. Niemals haben sich so viele Menschen einer Sache so sehr gerühmt, an der in Wirklichkeit so wenig dran war.

Als dann die plötzliche Ernüchterung kam, schlug die öffent-

liche Meinung ins andere Extrem um. Man kam zu der Auffassung, dass der Zusammenbruch von Anfang an sicher und das unvermeidliche Ergebnis einer Reihe von Faktoren gewesen sei, die nun derart übertrieben wurden, dass sie in keinem Verhältnis mehr zu den Tatsachen standen. In einem solchen Klima wachsen Legenden schnell. Nur langsam kann die Wahrheit die Legende einholen, und sie hat sie bis heute noch nicht eingeholt.

Die erste Legende kam in den allerersten Tagen der Invasion auf. Es wurde behauptet, dass ganze Schwärme von Fallschirmjägern – oft als Priester oder Nonnen verkleidet – in den angegriffenen Ländern abgesetzt worden seien. In der Fiebertemperatur jener Tage war es nicht ungefährlich, einen geistlichen Beruf zu haben! Sogar heute noch werden solche Geschichten geglaubt. In Wirklichkeit gab es insgesamt nur 4'500 deutsche Fallschirmjäger, von denen 4'000 im Winkel zwischen Rotterdam und den Haag eingesetzt waren. Die übrigen 500 wurden an einem kurzen Abschnitt der belgischen Grenze verwendet, um die Übergänge über den Albert-Kanal im Handstreich zu nehmen. In Frankreich wurden gar keine eingesetzt. Um den Mangel an Fallschirmjägern wettzumachen, warf man an vielen verschiedenen Stellen Puppen ab, die nicht nur eine augenblickliche Panik verursachten, sondern auch Anlass waren für eine Legende, die noch lange erzählt wurde.

Eine weitere phantastische Darstellung jener historischen Ereignisse war die Legende, dass der Erfolg der deutschen Invasion auf einen weitverzweigten Verrat und die Hilfe einer ungeheuren Fünften Kolonne zurückzuführen gewesen sei. Wenn auch der Verdacht nicht unbegründet war, dass Naziagenten und nazifreundliche Elemente die Verteidigung an einigen Stellen sabotierten, so ist es doch jetzt klar, dass die Bedeutung dieser Faktoren und die Ausmasse der Fünften Kolonne ausserordentlich übertrieben wurden. Es war nicht so sehr Verrat als vielmehr Verwirrung und Panik, an der die Verteidigung krankte.

Wieder eine andere Mythe, die sich nach dem Zusammenbruch ausbreitete, war die, dass die Niederlage der allzu defensiven Haltung der Alliierten, besonders der Franzosen, zuzuschreiben gewesen sei. «Maginot-Komplex» wurde ein gebräuchliches Schimpfwort in späteren Auseinandersetzungen. Diese Meinung lässt sich jedoch mit der Tatsache nicht gut vereinbaren, dass die vielbesprochene Maginotlinie nur die östliche Hälfte der französischen Grenze schützte und nicht nach Westen hin ausgebaut worden war. Sie wurde schliesslich auch durch die Tatsache widerlegt, dass man keinerlei ernsthaften Versuch gemacht hatte, den Abschnitt an der Maas entlang zu befestigen, wo die Deutschen tatsächlich nach Frankreich einbrachen. Aber Leute, die an Mythen glauben, kümmern sich nicht um Tatsachen und vernünftige Schlüsse. In Wirklichkeit zeigen die erbeuteten Akten des französischen Oberkommandos, dass man während der ersten neun Monate des Krieges damit beschäftigt war, Angriffspläne auszuarbeiten, um Deutschland in der Flanke zu umfassen, ungeachtet der Tatsache, dass Frankreich nicht stark genug war, diese Träume irgendwie verwirklichen zu können. Ausserdem beweist auch der verhängnisvolle Plan D, den das französische Oberkommando auszuführen versuchte, sobald die Deutschen marschierten, dass ihn Soldaten gemacht hatten, die Angriffsgeist besaßen und sich nun gegen ihren Willen in die Defensive gedrängt sahen. In diesem Missverhältnis lag ein grundlegender Fehler des Planes.

Es trifft nicht zu, dass Hitlers Sieg auf eine überwältigende Überlegenheit seiner Streitkräfte zurückzuführen war. Deutschland mobilisierte weniger Truppen als seine Gegner – letztere taten es allerdings auf Kosten ihrer Rüstungsproduktion. Die Deutschen brachten es fertig, mehr Divisionen aufzustellen und auszurüsten als die Franzosen, aber sie waren dem Gesamtaufgebot, das sich ihnen im Westen entgegenstellte, zahlenmässig nicht überlegen. Dies war jedoch belanglos, denn die Entscheidung fiel durch die tief geführten Vorstösse der zehn auserlesenen deutschen Panzerdivisionen, die

nur acht Prozent der deutschen Wehrmacht ausmachten – noch ehe die deutsche Hauptmacht aktiv in die Kämpfe eingegriffen hatte.

Dieser Erfolg war nicht etwa darauf zurückzuführen, dass die deutsche Wehrmacht eine überlegene Anzahl von Panzern besass, wie damals angenommen wurde. Französische Schätzungen gaben 7'000 bis 8'000 deutsche Panzer an; wir wissen aber heute, dass die deutsche Wehrmacht damals weniger als die Hälfte an Panzern besass, und dass nur 2'800 in der ersten und entscheidenden Phase der Invasion zum Einsatz kamen. Allerdings wurden sie ausserordentlich geschickt eingesetzt. Die Franzosen hatten fast ebenso viele Panzer, die aber nicht so beweglich und zum grössten Teil in kleine Gruppen zersplittert waren, anstatt für einen wuchtigen Stoss konzentriert zu sein. Die französischen Generale hielten noch immer an der Auffassung von 1918 fest, dass Panzer zur Unterstützung der Infanterie da seien.

Hitler dagegen war Guderian, dem Führer der neuen Schule, gefolgt, der die Ansicht vertrat, Panzerdivisionen sollten die Angriffsspitze der gesamten Armee bilden. Die Tatsache, dass Hitler diese neue Ansicht unterstützte, machte auch die älteren Generale geneigter, ihre Zweifel zu überwinden und sich der moderneren Auffassung anzuschliessen.

Ähnlich hatte Hitler alles auf eine starke Luftwaffe gesetzt. Hier hatte er tatsächlich eine grosse zahlenmässige Überlegenheit von annähernd 3 zu 1, und seine Erfolge waren sehr erheblich auf die grosse Zahl von Sturzkampfbombern zurückzuführen, die mit seinen Panzern zusammenwirkten. Die französischen Militärbefehlshaber hatten den Wert einer Luftwaffe unterschätzt, so lange, bis es zu spät war, diese dauernde Vernachlässigung der Luftwaffe gutzumachen.

Dennoch war viel mehr erforderlich, um einen solchen Sieg zu erringen, wie ihn Hitler errungen hat. Weder der Vorteil, den er als Angreifer hatte, noch seine Überlegenheit an Kräften wogen so schwer, wie gewisse ausserordentliche Fehler auf der anderen Seite – Fehler von einer Art, wie kein Angreifer

sie bei seiner Planung vorausberechnen kann. Aber selbst diese wären nicht entscheidend gewesen, wenn nicht eine Reihe von völlig unvorhergesehenen glücklichen Zufällen eingetreten wäre.

Die Invasion in Holland ist das erste Beispiel für dieses verhängnisvolle Zusammenwirken. In Hitlers Plan spielte sie nur eine Nebenrolle, und die Kräfte, die er dafür freimachen konnte, waren weit geringer als die, die Holland mobilisiert hatte. Aber das holländische Oberkommando nahm in derselben Nacht, in der die Deutschen zum Angriff vorgingen, eine Umgruppierung seiner Truppen vor, und diese Bewegung liess gerade dort eine schwache Stelle entstehen, wo das deutsche Oberkommando die einzige Panzerdivision eingesetzt hatte, die es für diese Invasion freimachen konnte. Das Ergebnis war, dass die Panzerdivision durchstossen und annähernd 150 km auf einem beinahe freien Weg vordringen konnte, um die Fallschirmtruppen zu verstärken, die um Rotterdam abgesprungen waren. Selbst dann noch waren die deutschen Truppen an diesem weit vorgeschobenen Posten zahlenmässig bei weitem unterlegen. Aber dieser wagemutige Dolchstoß nach dem Herzen Hollands verdeckte die Schwäche der Angreifer und erzeugte eine lähmende Verwirrung. Diese Verwirrung und die drohende Gefahr von Luftangriffen auf Hollands dichtbevölkerte Städte brachten es dahin, dass sich die Holländer zwei Tage später unterwarfen, obwohl ihre Hauptfront noch ungebrochen war.

Die Schlüsselstellungen an der Pforte von Maastricht nach Belgien wurden von ein paar hundert Mann starken Luftlandtruppen gesichert, die lautlos in Segelflugzeugen aus der Dunkelheit landeten. Die beiden wichtigen Brücken über den Albertkanal wurden unversehrt genommen, noch ehe sie gesprengt werden konnten. Das den Kanal beherrschende Fort Eben Emael wurde durch nicht mehr als 80 Mann aktionsunfähig gemacht, die sich von oben her darauf «niederhockten» und Sprengladungen in die Geschütz-mündungen und Kasematten legten. Dieser dreifach geführte Schlag war Hit-

lers eigene Idee gewesen. Die meisten seiner Generale hatten an seiner Durchführbarkeit gezweifelt.

Als ich dieses Unternehmen nach dem Kriege gründlich Zug um Zug studierte, sah ich, wie entscheidend sich ein grosses Versehen und einige zufällige Faktoren ausgewirkt hatten. Die Brückenverteidigung und das Fort waren wohl darauf vorbereitet, jeden Angriff abzuwehren, jedoch nicht auf die Möglichkeit, dass Truppen unmittelbar aus der Luft abgesetzt werden könnten. Demzufolge konnten sie im entscheidenden Augenblick kein wirksames Feuer auf die Angreifer eröffnen. Zwar war die Zündschnur an der Hauptbrücke schon angezündet, doch die Besatzung eines Segelflugzeugs gelangte unmittelbar hinter dem Wachtposten in das Blockhaus, gerade noch rechtzeitig, um sie zu löschen. Bei Eben Emael wurde ein Gegenangriff, der das Fort möglicherweise von den Fallschirmtruppen gesäubert hätte, durch eine falsch verstandene Meldung vereitelt.

Bis zum nächsten Morgen waren jenseits des Kanals genügend deutsche Truppen zusammengezogen worden, die nunmehr die dünne Verteidigungslinie durchbrechen konnten. Indessen rollten zwei Panzerdivisionen über die unbeschädigten Brücken und stiessen in die Ebenen auf der anderen Seite vor. Diese Bedrohung veranlasste die belgischen Truppen zu einem allgemeinen Rückzug – gerade in dem Augenblick, als die französischen und britischen Streitkräfte am Dyle zu ihrer Unterstützung eintrafen.

Dieser Durchbruch bei Maastricht war nicht der entscheidende Schlag des Feldzugs, aber er hatte einen wesentlichen Einfluss auf seinen Ausgang. Er schuf einen Strudel, der die französischen motorisierten Divisionen erfasste, so dass sie nicht mehr zur Verfügung standen, um die noch tödlichere Gefahr aufzuhalten, die weiter südlich drohte. Denn die Hauptmacht der deutschen Panzer- und motorisierten Divisionen stürmte durch die bewaldeten Berge der Ardennen auf die französische Grenze zu.

Es war ein kühnes Wagnis, mit massierten Panzereinheiten

durch solch ein schwieriges Gelände zu stossen, aber das Wagnis gelang – und bewirkte den Zusammenbruch Frankreichs. Wir wissen heute, dass dies alles auf Grund einer spät vorgenommenen Änderung des deutschen Plans geschah. Diese Änderung war von einem einfallsreichen Generalstabsoffizier, General von Manstein, vorgeschlagen worden, nachdem Guderian ihm in einer Rücksprache versichert hatte, dass ein Panzerstoss durch die Ardennen durchführbar sei.

Der ursprüngliche Plan sah vor, den Hauptstoss im Norden mit dem rechten Flügel zu führen wie im Jahre 1914. Die Durchführung dieses Planes hätte den rechten Flügel geradewegs auf die besten englisch-französischen Streitkräfte stossen lassen. Diese wären vielleicht zurückgedrängt worden, aber es wäre kaum gelungen, sie abzuschneiden, wie es nun nach dem neuen Plan der Fall war.

Manstein empfand, dass dem ursprünglichen Plan das notwendige Überraschungsmoment fehlte – besonders weil er im Allgemeinen eine Wiederholung des Plans von 1914 war – und dass er keinen entscheidenden Erfolg versprach. Die Kühnheit der neuen Fassung des Planes gefiel Hitler, aber die endgültige Entscheidung wurde durch einen ausserordentlichen Zufall herbeigeführt. Am 10. Januar nämlich verlor ein Stabsoffizier, der Dokumente über den Plan zu befördern hatte, auf einem Flug von Münster nach Bonn im Schneesturm den Kurs und landete irrtümlich auf belgischem Gebiet. Das deutsche Oberkommando fürchtete, dass es ihm vielleicht nicht möglich gewesen wäre, die Pläne zu vernichten (und tatsächlich gelang es ihm auch nur teilweise, sie zu verbrennen). Aber selbst dann noch zögerten der deutsche Oberbefehlshaber und der Chef des Generalstabs, den Plan so durchgreifend zu ändern, wie Manstein vorgeschlagen hatte. Ihr Widerstand wurde erst besiegt, als Manstein unter Umgehung seiner Vorgesetzten bis zu Hitler vordrang und dessen entscheidende Unterstützung für das unkonventionelle Projekt gewann. Hitler beabsichtigte ursprünglich, seine Offensive im November 1939 zu beginnen, aber die Wetterverhältnisse bedingten

eine Verschiebung. Dadurch gewann Manstein Zeit, seine Verhandlungen zu führen, und schliesslich führten die Wetterverhältnisse zu dem Missgeschick im Schneesturm. So hat das Wetter auf zweifache Weise dazu beigetragen, dass Hitlers Offensive schliesslich ein Erfolg wurde.

In der Zwischenzeit hatten falsche Alarmnachrichten die Alliierten dazu geführt, ihre Karten aufzudecken und ihre Absicht, in grosser Stärke nach Belgien vorzurücken, durchblicken zu lassen. Diese Enthüllung bestärkte den Entschluss der Deutschen, ihren Plan so zu ändern, wie Manstein vorgeschlagen hatte.

Seltsamerweise veranlasste dies die Alliierten nicht dazu, ihren eigenen Plan zu ändern, was ein weiterer Glücksumstand für Hitler war. Aber den grössten Fehler leisteten sich die Alliierten, als sie beim Einrücken nach Belgien den Schwenkungspunkt ihres Vormarschflügels vor den Ardennen nur von ein paar zweitrangigen französischen Divisionen sichern liessen. Der von Gamelin und Georges aufgebaute Plan passte somit vorzüglich in den deutschen Plan und machte damit Hitlers Glück vollkommen. Er war gleichzeitig der Beweis dafür, wie geradezu töricht offensiv die Haltung der französischen Generale war.

Ein weiteres Beispiel war ihre Haltung zu einem Vorschlag, die Waldstrassen, die über die französische Grenze führten, einfach und wirkungsvoll durch Tausende von gefällten Bäumen zu sperren. Dieser Vorschlag wurde mit der Begründung verworfen, dass die Strassen für den Vormarsch der französischen Kavallerie freigehalten werden müssten! Selbst damals noch waren die Aussichten, die Deutschen aufzuhalten, günstiger als später. Ausser Hitler scheinen nur Manstein und Guderian wirklich an den Erfolg geglaubt zu haben. Die meisten Generale haben offen zugegeben, dass sie zuerst starke Zweifel hatten und sehr erstaunt waren, auf ihren schwierigen Vormarschlinien nur einen so schwachen Widerstand zu finden. Sie wussten, dass die Ardennen viele unangenehme Engpässe hatten und fürchteten, diese stark befestigt zu finden.

Eine besonders grosse Sorge bereiteten ihnen Luftaufnahmen, die einen befestigten Brückenkopf an der Maas zeigten, der Sedan vorgelagert war. Aber kurz vor dem Angriff überprüfte ein österreichischer Experte die Aufnahmen noch einmal und entdeckte, dass die Befestigungen unvollendet waren. Das war für Kleist, der die schnellen Truppen in Rundstedts Armeegruppe befehligte, eine grosse Erleichterung. Mit dieser beruhigenden Gewissheit stiess er an der Spitze der Infanterie vor und kam durch diesen Zeitgewinn der verspäteten Bewegung der französischen Reserven zuvor.

Auf ihrem Wege durch die Ardennen trafen die deutschen Panzer nur auf ein paar Einheiten veralteter Kavallerie, die mit Leichtigkeit überrannt wurden. Guderians Panzerkorps, das an der Spitze war, erreichte den Fluss am 13. und fand dort lediglich eine dünne Kette von MG-Stellungen vor. Da die Verteidiger nur zweitrangige Truppen waren, standen ihnen überdies nur wenige Panzerabwehrgeschütze zur Verfügung.

Trotz dieser glücklichen Umstände gelang an diesem Tage der Übergang über den Fluss nur an einer der drei Stellen, an denen der Versuch gemacht wurde. Der Brückenkopf wurde bald erweitert, aber dabei liess man es bewenden, da Guderian keine Zeit verlieren und die Gelegenheit ausnützen wollte. Diese örtlichen Hindernisse zeigten aber, was eine allgemeine Abwehr durch entsprechend starke Verteidigungskräfte hätte bewirken können.

Ein weiteres Panzerkorps gelangte einen Tag später bei Monthermé über den Fluss. Dieser Ort liegt in einer tiefen Schlucht, wo ein einziges entschlossenes und gut ausgerüstetes Bataillon hätte in der Lage sein müssen, ein Armeekorps aufzuhalten. Aber die französische Division, die in diesem Abschnitt eingesetzt war, verfügte nicht über ein einziges Panzerabwehrgeschütz – ganz abgesehen von der Tatsache, dass sie sich aus alten Reservisten zusammensetzte.

Einmal über der Maas, rollten die Panzer auf den Strassen nach Westen vorwärts und stiessen dabei kaum auf Wider-

stand. In einer Woche erreichten sie die 250 km entfernte Kanalküste und schnitten die alliierten Streitkräfte in Belgien ab. «Dünkirchen» und der Fall Frankreichs waren die Folgen. Noch nie war in der Geschichte ein Sieg so leicht gewonnen worden!

Weshalb wurde nichts Wirkungsvolles unternommen, um die vordringenden Truppen im Verlauf dieser Woche aufzuhalten? Schliesslich gab es ja eine Anzahl von Sperrlinien, die jeder Kenner der Verteidigungsstrategie, der etwas von Panzern verstand, hätte auswerten können.

Einer der Gründe war, dass die Geschwindigkeit der Panzerkriegführung den französischen Generalstab lähmte, der noch immer auf das Tempo von 1918 eingestellt war. Die Befehle, die von dort herausgegeben wurden, hätten vielleicht wirkungsvoll sein können, wenn sie nicht regelmässig für die Situation, der sie begegnen sollten, 24 Stunden zu spät gekommen wären.

Ein weiterer Grund lag darin, dass der französische Generalstab versuchte, massierte Gegenangriffe aufzuziehen, anstatt in Eile die Sperrlinien mit Truppen zu besetzen. Immer wieder überrannten die Deutschen diese Linien, während die französischen Reserven sich allmählich in der Flanke sammelten. Der französische Generalstab begnügte sich allzusehr damit, einer alten Angriffstheorie zu folgen, ohne Rücksicht darauf, was sich in der Praxis ereignete. In dieser fixen Idee befangen, verpasste er eine Gelegenheit nach der anderen, Hitlers Hardspiel zu vereiteln.

Die Ironie bei alledem war, dass der deutsche Generalstab in keiner Weise mit einem so durchschlagenden Erfolg gerechnet hatte, wie er tatsächlich erzielt wurde. Selbst Hitler hatte ursprünglich kein anderes Ziel, als den Franzosen einen Schlag zu versetzen, der sie zum Friedensschluss bewegen würde, und einen Teil der Kanalküste zu besetzen, um denselben Druck auf England auszuüben. England zu erobern hatte er nicht vor.

Aber er wurde das Opfer seines eigenen Sieges. Obwohl er mit

seiner Invasion im Westen über Erwarten erfolgreich gewesen war, blieb ihm die Unbeugsamkeit der Engländer ein Rätsel. Es ist bemerkenswert, festzustellen, wie sehr er bereit war, mit ihnen Frieden zu schliessen, als er auf der Höhe seines Erfolges und England beinahe ohne Waffen war. Unfähig zu verstehen, warum die Engländer seine Friedensangebote zurückwiesen, trieb er mit dem Strom des Krieges, den er entfesselt hatte, dahin, und ging schliesslich unter.

Wenn man Hitler von Anfang an Einhalt geboten hätte, dann wäre er selber vielleicht nicht gerettet worden, aber der Welt wäre vieles erspart geblieben.

Wir wissen heute, dass selbst seine eigenen Generale darauf warteten, dass ein solcher Einhalt das Vertrauen seines mit Propaganda überfütterten Volkes erschüttern und ihnen die Chance geben würde, ihn zu stürzen.

Hitlers verhängnisvoller Erfolg war zu einem guten Teil einem ganz ausserordentlichen Glück zuzuschreiben, aber mehr noch in jedem Stadium seiner politischen und militärischen Entwicklung, der Kurzsichtigkeit seiner Gegner. Die Staatsmänner Frankreichs und Grossbritanniens hatten ihm den Weg geebnet, weil sie nicht erkannten, wohin ihre Politik führte. Die Soldaten waren ebenso kurzsichtig auf ihrem Gebiet. Der Zusammenbruch von 1940 war im Grunde genommen darauf zurückzuführen, dass militärische Orthodoxie – nicht nur in jenem Augenblick, sondern schon seit 20 Jahren vorher – moderne Ideen nicht aufkommen liess. Die Franzosen und die Engländer – ausgenommen die kleine Gruppe derer, die modern dachten und den Gedanken der beweglichen Kriegführung vertraten – waren die ganze Zeit seit ihrem Sieg von 1918 vorwiegend konservativ geblieben. Die Deutschen dagegen waren, durch ihre Niederlage von 1918 angespornt, relativ fortschrittlich geworden. Hier liegt der Schlüssel zu den Geschehnissen auf den Schlachtfeldern von 1940.

Hitler hätte gar nichts erreicht ohne die Panzerstreitkräfte, die Guderian geschaffen und ausgebildet hatte. Der entscheidende Erfolg von Guderians Durchbruch bei Sedan und der rasche

Vorstoss zur Kanalküste änderte den Lauf der Geschichte und hat weitreichende Wirkungen auf die Zukunft Europas gehabt. Und doch hätte er fast mit Gewissheit verhindert werden können, wenn die führenden Männer auf der anderen Seite den neuen Stil der Kriegführung verstanden und gewusst hätten, wie ihm zu begegnen sei.

Hätte Nordafrika im Jahre 1941 vom Feinde gesäubert werden können?

Die britische 8. Armee zog erst Ende Januar 1943 in Tripolis, der Hauptstadt Italienisch-Nordafrikas, ein. Der Feind zog sich daraufhin nach Französisch-Tunesien zurück, und es vergingen weitere drei Monate, bis er endgültig besiegt war. Die Nachricht von der Einnahme von Tripolis durch Montgomery löste eine Welle von Freude und Erleichterung aus, denn noch wenige Monate zuvor hatte der Feind an der inneren Pforte nach Ägypten gerüttelt.

Diese Welle der Freude schwemmte eine Menge unangenehmer Fragen hinweg. Sie liess das Volk die Fehlschläge und Fehler vergessen, die dem Triumph in den zwei Jahren des hin- und herwogenden Kampfes vorangegangen waren, sowie die drückenden Kosten des langen Kampfes und schliesslich auch die ganze angespannte Lage, in der sich England befand. In der Erregung des Augenblicks fiel es kaum jemandem ein, zu fragen, wieviel hätte erspart bleiben können, wenn die Säuberung Afrikas zwei Jahre früher gekommen wäre, wie man damals gehofft hatte.

Denn nachdem die britischen Streitkräfte in der ersten Februarwoche 1941 den letzten Rest von Marschall Grazianis Armee vernichtet hatten, war der Weg nach Tripolis nahezu frei. Nur ein paar kümmerliche Reste italienischer Streitkräfte blieben in Nordafrika zur Verteidigung von Tripolis. Deutsche Truppen waren noch nicht gelandet.

Aber in diesem günstigen Augenblick wurden die britischen Streitkräfte auf Befehl ihrer Regierung in der Heimat zurückgehalten. Warum? Weil der Premierminister und der Aussenminister, Mr. Churchill und Mr. Eden, eine Armee nach Grie-

chenland schicken wollten, um dort einer etwaigen deutschen Unternehmung zuvorzukommen, selbst wenn dadurch der Vormarsch auf Tripolis zum Stehen gebracht wurde.

Diese Armee war schnell aus Griechenland hinausgeworfen, aber danach war die Gelegenheit in Afrika verpasst.

Dies ist eines der verwickeltsten Geschehnisse im Kriege, in Geheimnisse gehüllt und von Mythen umgeben. Es ist nun an der Zeit, die Mythen zu entkräften, die Hüllen zu entfernen und die Fäden zu entwirren.

Die erste Mythe entsteht um die Streitkräfte, die den Spiess gegen die Italiener umdrehten, als sie im Herbst 1940 in Ägypten einmarschierten. Es wurde später, besonders in Reden von Lord Halifax und Mr. Attlee, oft betont, der Sieg über die Italiener sei auf Mr. Churchills kühne Aktion zurückzuführen, der die einzige Panzerdivision, die England in der Heimat hatte, nach Ägypten schickte zu einer Zeit, als England selbst durch eine Invasion bedroht war. In Wirklichkeit kam diese Division erst auf dem Kriegsschauplatz an, als der Feldzug schon vorüber war. Sie wurde dann auf Griechenland und die Cyrenaika aufgeteilt und auf beiden Kriegsschauplätzen vernichtet, wobei sämtliche Panzer verloren gingen. Die entscheidende Rolle in dem Sieg über Graziani hat die berühmte 7. Panzerdivision gespielt, die auf Drängen von Mr. Hore-Belisha vor dem Kriege in Ägypten aufgestellt worden war. Diese Tatsachen müssen um der historischen Wahrheit willen festgestellt werden. Sie stellen in keiner Weise die Kühnheit und Weisheit von Mr. Churchills Entschluss in Frage, die Front in Ägypten zu verstärken, selbst wenn dabei England aufs Spiel gesetzt wurde. Das Eingreifen in Griechenland steht auf einem anderen Blatt.

Eine zweite Mythe entstand um die Frage, wem die Ehre für die tatsächliche Besiegung Grazianis gebühre.

Die Presse konzentrierte ihre Scheinwerfer auf General Wavell, den Oberbefehlshaber im ganzen Mittleren Osten. Mr. Churchill betonte in seinen Reden die Rolle, die General Wilson, der Oberbefehlshaber in Ägypten, dabei gespielt

hatte. Aber in Wirklichkeit wurden die Truppen an der Front von General O'Connor geführt, und seine brillante Taktik war es, der die Truppen selbst den Sieg zuschrieben – abgesehen von den allgemeinen Anweisungen, die Wavell gegeben hatte. In schnell vorwärtsgetragenen Wüstenkämpfen zählte natürlich der Mann, der sie an Ort und Stelle befehligte, mehr als ein entfernter höherer Kommandeur, der 300 Meilen weit hinten in Kairo sass..

Diese Entfernung hatte einen ungünstigen Einfluss auf das, was kam. Hier kommen wir zu einer der merkwürdigsten Enttüllungen über den Krieg. Grazianis Armee wurde durch den überraschenden Stoss von bloss zwei Divisionen, der 7. Panzerdivision und der 4. Indischen Division, aus dem Gleichgewicht gebracht und besiegt. Diese Divisionen waren alles, was O'Connor hatte. Als der Kampf gewonnen war, nahm die 7. Panzerdivision die Verfolgung des geschlagenen Feindes auf, und die 4. Indische Division hätte die Verfolger decken sollen. Aber im Augenblick des Sieges erhielt O'Connor den niederschmetternden Befehl von Kairo, die 4. Indische Division zurückzuziehen und nach dem Sudan zu verlegen. So ergab sich die aussergewöhnliche Situation, dass, während die Italiener westwärts flohen, die Hälfte der siegreichen Truppen sich nach Osten zurückzog und sie sich den Rücken kehrten.

Das Ergebnis war, dass die 7. Panzerdivision vor dem befestigten Lager von Bardia aufgehalten wurde, wohin die Italiener nach Überschreitung ihrer eigenen Grenze Zuflucht genommen hatten. Es verging beinahe ein Monat, ehe die Ankunft der 6. Australischen Division die Einnahme von Bardia und damit den weiteren Vormarsch der Engländer möglich machte. Was für eine unglückselige Verzögerung!

Noch schlimmer: eine neue Schwächung folgte. Verstärkungen und Transportmittel, die zu O'Connors Unterstützung hätten geschickt werden können, um die Eroberung Nordafrikas vollständig zu machen, wurden zurückgehalten, weil sie für Griechenland bestimmt waren. Zur gleichen Zeit wurden ihm

hintereinander mehrere Einheiten entzogen, während er durch die Cyrenaika vorrückte.

Der Kriegsschauplatz auf dem Balkan hatte es Mr. Churchill schon lange angetan – seit seinem kühn angelegten, aber unglücklichen Wagnis bei den Dardanellen im ersten Weltkrieg. Jetzt wurde seine Phantasie angefeuert von der Art, wie die Griechen Mussolini Widerstand geleistet hatten, und der Gedanke erfüllte ihn, Hitler eine Ohrfeige zu geben, wenn er seine Nase nach Griechenland hineinstecken sollte. Mr. Churchills Eifer war jedoch weit grösser als die praktischen Möglichkeiten, und er schenkte der Tatsache nur wenig Beachtung, dass seine Reserven, verglichen mit denen Hitlers, nur begrenzt waren.

Der Bericht, der der Öffentlichkeit nach dem Fehlschlag gegeben wurde, enthielt die Feststellung, dass sich die britische Regierung auf den dringenden Appell der Griechen hin auf das Wagnis eingelassen hätte, und dass England logischerweise nun nicht mehr zurück könne, koste es, was es wolle. Das war weit entfernt von der Wahrheit. In Wirklichkeit hatte das britische Kabinett die Griechen dazu gedrängt, eine Unterstützung anzunehmen, die ihnen selbst recht zweifelhaft erschien.

Als Mr. Churchill den Griechen Mitte Januar seine Hilfe aufdrängte, erhielt er eine kalte Dusche. General Metaxas, der griechische Premierminister, verwarf den Vorschlag mit der Begründung, dass die angebotenen Streitkräfte wahrscheinlich einen deutschen Angriff herausfordern würden, ohne auch nur annähernd stark genug zu sein, ihn in Schach zu halten. Der griechische Oberkommandierende General Papagos war der Ansicht, dass neun Divisionen nötig wären, während die britische Regierung für sofort zwei Regimenter anbot, denen zwei oder drei Divisionen folgen sollten. Er hielt es für klüger, dass die Engländer ihren Sieg in Afrika vollständig machten, ehe sie irgend etwas Neues versuchten. Sich zu zersplittern, sei eine schlechte Strategie.

Die britische Regierung versuchte weiterhin, die Griechen zur

Annahme dieser zwei Regimenter zu bestimmen, aber Metaxas blieb bei seiner Weigerung. Darauf richtete Churchill ein Angebot an die Türkei, um auch hier wieder mit ähnlicher Begründung eine Absage zu erhalten. Trotz dieser Zurückweisungen blieb er auch weiterhin bei seinen Plänen.

Inzwischen wurde Erlaubnis gegeben, den Vormarsch in Nordafrika fortzusetzen und Bengasi zu erobern, wenn es auf billige Art ohne zusätzliche Truppen geschehen könnte. Trotz dieser Beeinträchtigung errang O'Connor einen viel grösseren Erfolg, als man erwartet hatte. Er schickte die 7. Panzerdivision in einem eiligen Vormarsch 240 km weit durch das Wüsteninnere nach Beda Fomm auf der anderen Seite von Bengasi, sperrte so die Strasse nach Tripolis und schnitt den Rest von Grazianis Armee ab. Nachdem die Italiener vergeblich versucht hatten, diese Sperre zu durchbrechen, unterwarfen sie sich am 7. Februar.

Die Sieger brannten nun darauf, nach Tripolis vorzustossen. Die wenigen italienischen Truppen, die sich noch dort befanden, waren durch das Schicksal der Hauptmacht in panische Verwirrung geraten und erwarteten die britischen Panzer jeden Augenblick. Hitler schickte verspätet eine leichte Panzerdivision unter Rommel zu ihrer Entsetzung. Aber ihre ersten Abteilungen landeten erst eine Woche später. General Warlimont drückte mir gegenüber die Auffassung des deutschen Oberkommandos folgendermassen aus: «Wir konnten damals nicht verstehen, warum die Engländer nicht die Schwierigkeiten der Italiener in der Cyrenaika ausnützten und nach Tripolis vorstiessen. Nichts hätte sie aufgehalten.»

Das Ansuchen um Erlaubnis zum Vorstoss traf taube Ohren. Gleich nach dem Siege sandte das Kabinett an Wavell ein Telegramm mit der Anweisung, im Vormarsch innezuhalten, nur eine sehr kleine Streitmacht dazulassen, um das eroberte Gebiet zu halten, und die Entsendung einer möglichst grossen Kampfgruppe nach Griechenland vorzubereiten. Fast seine gesamte Luftwaffe wurde O'Connor sofort weggenommen und ihm nur ein Kampfgeschwader gelassen.

Was war geschehen? Am 29. Januar war Metaxas plötzlich verstorben, und Mr. Churchill beeilte sich, seinen geliebten Plan wieder aufzugreifen. Der neue griechische Premierminister hatte der britischen Regierung eine Note übersandt, in der er den Grundsatz seines Vorgängers erneut bestätigte: man werde den Deutschen Widerstand leisten, wenn sie angriffen. Gleichzeitig wiederholte er, dass keine britischen Truppen geschickt werden sollten, solange nicht durch die Deutschen, die in das dazwischenliegende bulgarische Gebiet einrückten, ein Angriff drohe. Dieser leichte Wink von Seiten der griechischen Regierung genügte Churchill. Er genügte ihm, um den Vormarsch auf Tripolis zugunsten eines Wagnisses in Griechenland aufzugeben. Man war bereits dabei, die Truppen in der Cyrenaika zurückzuziehen, als Mr. Eden am 22. Februar in Begleitung eines imponierenden militärischen Stabes in Athen eintraf und den neuen griechischen Premierminister drängte, das britische Angebot anzunehmen.

General de Guingand, der damals im Stab für Koordinierte Planung in Kairo sass und später Montgomerys Stabschef wurde, gibt in seinen Memoiren einen Bericht über das, was sich ereignet hat.

«Ich glaube, Eden war es, der die ‚ungeheueren‘ Reserven, die wir nach Griechenland schicken wollten, betonte und aufzählte. Es klang ganz gut, aber wenn ein wirklicher Fachmann genauer gefragt hätte, dann zweifle ich, ob die Anwesenden so zufrieden gewesen wären.»

General de Guingand sagt, dass die Zahlen, die er zusammengestellt hatte, einem Experten aus Mr. Edens Stab, der die schriftliche Instruktion vorbereitete, nicht ausreichend erschienen. «Er forderte, dass die Zahlen derartig erhöht werden sollten, dass sie in meinen Augen nur noch recht spekulative Werte darstellten. Mir schien dies kaum eine faire Handlungsweise zu sein, sondern an Unehrllichkeit zu grenzen.» Er schildert die Situation nach der Konferenz: «Eden kam strahlend herein. Er schritt zum Kamin hinüber und wärmte sich die Hände, dann lehnte er sich mit dem Rücken dagegen und

gab den Leuten seines Stabes Weisungen. Diese sahen ihrerseits beinahe so triumphierend aus wie er selber und triefen förmlich vor Glückwünschen. Vermutlich hatte er seine Aufgabe erfüllt und erreicht, was er sich vorgenommen hatte. Ob allerdings diese Aufgabe der Mühe wert war, und ob sie in unserem Interesse lag, erschien mir doch sehr zweifelhaft.» Die Deutschen waren über Edens Tätigkeit genau informiert, und sein Besuch wurde mit einem solch herausfordernden Pomp aufgezo-gen, dass es aussah, als wolle er Hitler «eine lange Nase drehen».

Am 1. März marschierten die Deutschen in Bulgarien ein. Am 7. März landete das Hauptkontingent der britischen Expeditionstreitkräfte unter General Wilson in Griechenland. Am 6. April brachen die Deutschen in Griechenland und auch in Jugoslawien ein, wo General Simovich durch britische Agenten ermutigt worden war, die Regierung zu stürzen, den erst kurz zuvor mit Deutschland geschlossenen Pakt nicht anzuerkennen und eine herausfordernde Haltung einzunehmen.

Die Folge war, dass Griechenland und Jugoslawien binnen drei Wochen überrannt und die britischen Truppen in ein zweites Dünkirchen getrieben wurden. Sie mussten ihre sämtlichen Panzer und den grössten Teil ihrer Ausrüstung zurücklassen. Bald darauf ging Kreta verloren. Inzwischen waren die geringen britischen Streitkräfte in der Cyrenaika von Rommel überrumpelt und hinausgejagt worden, der ungestört in Tripolis hatte landen können. Diese Reihe von selbstverschuldeten Fehlschlägen bedeutete für England einen schädlichen Prestigeverlust und schlechte Aussichten für die Zukunft. Sie brachten der griechischen und jugoslawischen Bevölkerung entsetzliches Elend, und ihre bitteren Früchte waren die Schwierigkeiten, die auf den Krieg folgten.

In späteren Jahren haben sich die für das griechische Hasardspiel Verantwortlichen mit der Begründung zu rechtfertigen gesucht, dass dadurch Russland gerettet worden sei. Sie behaupten, dass die deutsche Invasion in Griechenland die Invasion in Russland verzögert und so die Zeit verkürzt

habe, in der Hitler dort sein Ziel hätte erreichen können, ehe der Winter kam. Diese Behauptung erscheint zweifelhaft. Der für die Offensive gegen Russland vorläufig festgesetzte Termin wurde von Mai auf Juni verschoben, aber General Halder, der damalige Chef des deutschen Generalstabes, erklärte, dass das Wetter keinen früheren Beginn erlaubte. Ich habe diese Frage mit verschiedenen Kommandeuren der Hauptangriffsfront diskutiert, und sie alle bestätigten die Tatsache, dass der Boden noch nicht trocken genug war, um vor Mitte Juni eine Offensive zu eröffnen.

Auf jeden Fall ist dieses Argument belanglos; denn die britischen Truppen wurden nach Griechenland geschickt, um eine britische Stellung auf dem Balkan zu schaffen und nicht, um irgendeinem Eventualfall zu begegnen. General de Guingand trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er den nachträglich angeführten Grund für das griechische Abenteuer folgendermassen kommentiert: «Eine solche Rechtfertigungsmethode erinnert an einen, der auf gut Glück einen Schein beim Toto gekauft hat und, als er entdeckt, dass das Pferd gewinnt, überall herumläuft und sagt: ‚Was bin ich doch für ein gescheiter Kerl!‘».

Die erste Auswirkung des Abenteuers war der schwere Verlust in Nordafrika. General de Guingand erklärt, dass der Stab für Koordinierte Planung für den Mittleren Osten überzeugt war, man hätte noch vor dem Frühjahr 1941 Tripolis erreichen und den Feind aus Afrika hinauswerfen können. General O'Connor und sein Stab teilten diese Meinung. Diese Möglichkeit stand und fiel damit, dass man Bengasi als einen vorgeschobenen Flottenstützpunkt benutzte und dass man die Transportmittel, die für das Abenteuer in Griechenland vorgesehen waren, verfügbar machte. Aber all das war nun überholt.

Man kann dagegen anführen, dass die Deutschen, wenn die Engländer damals Tripolis genommen hätten, daraufhin in Tunesien gelandet und von da aus nach Osten vorgerückt wären, um Tripolis zu entsetzen. Der Vormarsch wäre also

ein offensichtliches Risiko gewesen, denn zu jener Zeit hatten die Engländer nicht genügend Reserven, um ihre Streitkräfte so weit vorgeschoben gegen einen heftigen Angriff zu halten. Aber man kann mit Recht fragen, ob es ein grosses Risiko gewesen wäre. Denn Hitler hatte im Grunde kein Interesse an Afrika und war auch nicht geneigt, starke Kräfte dorthin zu schicken. Sein Denken war auf Russland gerichtet.

Obwohl seine Flottenchefs wiederholt dringend auf die Wichtigkeit des Mittelmeeres und die Notwendigkeit, den Suezkanal zu besetzen, hinwiesen, reagierte Hitler kaum auf ihre Argumente. Neben seiner fixen Idee mit Russland widerstrebt es ihm zuinnerst, das britische Weltreich zu unterminieren, das er als einen Faktor der Stabilität in der Welt betrachtete. So seltsam es auch klingen mag, dieses sein Widerstreben ist in dem Beweismaterial, das jetzt herausgekommen ist, klar zutage getreten. Selbst in dem Augenblick, als England am schwächsten war – nach dem Fall Frankreichs – sprach er vertraulich mit seinen Generalen darüber, dass es notwendig sei, das Britische Empire zu erhalten.

Hitlers Militärbefehlshaber waren aus militärischen Gründen ebenfalls dagegen, Streitkräfte nach Afrika abzuzweigen, und auch gegen den Gedanken, Truppen übers Meer zu schicken, denn sie hatten eine tiefeingewurzelte Furcht vor der britischen Flotte und kein Vertrauen zu den Italienern. Er und sie gaben nicht einmal die schwache Abteilung gerne ab, die nach Grazianis Zusammenbruch unter Rommel verspätet nach Afrika geschickt wurde.

Wenn also die Engländer nach Tripolis gegangen wären, als die Gelegenheit da war, und damit alle Häfen an der Küste besetzt hätten, fragt es sich sehr, ob die Deutschen den viel grösseren Einsatz riskiert hätten, der notwendig gewesen wäre, um sie zu vertreiben. Hätten sie es dennoch getan, so hätten die britische Flotte und die Luftwaffe von weiter vorgeschobenen Stützpunkten aus bessere Möglichkeiten gehabt, einzugreifen.

Die Säuberung Italienisch-Nordafrikas im Jahre 1941 ver-

sprach grosse Vorteile. Die Engländer hätten dadurch mit Französisch-Nordafrika Kontakt bekommen und die französischen Militärbefehlshaber sich so vielleicht ermutigt gefühlt, viel eher mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Die Engländer hätten den Seeweg durch das Mittelmeer benutzen können und so nicht die riesige Belastung gehabt, ihre Truppen und ihr Material um das Kap zu schicken – ein grosser Umweg, der so viel von ihren Reserven verschlang. Schliesslich hätte – nachdem dann auch noch Amerika in den Krieg eingetreten war – der Aufbau für die alliierte Invasion nach Europa dadurch erheblich beschleunigt werden können.

Stand Russland vor der Niederlage?

Seit Hitler in den Ruinen von Berlin gestorben und Stalin die beherrschende Gestalt in Europa geworden ist, besteht eine allgemeine Neigung, anzunehmen, dass Hitlers Einfall in Russland von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Seinen Versuch, Russland zu erobern, hat man in der Geschichte mit dem Napoleons gleichgesetzt und als ein weiteres sprichwörtliches Beispiel dafür betrachtet, dass es eine Torheit sei «mehr abbeissen zu wollen, als man kauen kann».

Wenn man jedoch den Feldzug studiert, ergibt sich kein derartiger Schluss. Der Fehlschlag von Hitlers Abenteuer war nicht so sicher, wie es jetzt nachträglich aussieht. Wäre Hitler besser vorbereitet gewesen, und hätte er vor allem bessere motorisierte Reserven gehabt, dann wäre es vielleicht gut gegangen. Selbst so, wie die Dinge lagen, war der Erfolg beim ersten – und vielleicht sogar noch beim zweiten – Versuch nicht fern.

Es ist nicht leicht, die Wahrheit über den Feldzug zu ergründen. Abgesehen davon, dass die Russen gewohnheitsmässig verschlossen sind, sind sie auch nicht bereit, Schwächen aufzuklären, die sich ergeben. Aber vieles über den Feldzug ist durch die Aussagen der deutschen Generale enthüllt worden – und zwar mehr noch in dem, was sie zugegeben, als in dem, was sie zu ihrer Verteidigung vorgebracht haben. Darüber hinaus ergeben sich oft wichtige Punkte indirekt aus den von russischer Seite veröffentlichten Berichten.

Das erste, was bei der Invasion von 1941 ins Auge fällt, ist die verhältnismässige Schwäche der deutschen Streitkräfte. Nicht nur der Raum, sondern auch die Zahl sprach gegen Hit-

ler, und zwar schon von Anbeginn des Feldzugs an. Er stürzte sich am 22. Juni in die unermesslichen Weiten Russlands, obgleich er wusste, dass seine Truppen denen des Gegners zahlenmässig unterlegen waren, und dass sich dieses ungünstige Verhältnis immer mehr verschlechtern musste, je länger der Feldzug dauerte. Diese Tatsache ist erstaunlich. Im Hinblick auf Zahl und Raum war das Spiel gefährlicher als eines, das je ein Angreifer in der modernen Geschichte gewagt hat.

Als Hitlers Plan im Februar 1941 seinen Generalen vorgelegt wurde, waren sie sehr beunruhigt darüber, dass die Rote Armee 155 Divisionen im westlichen Russland einsatzbereit hatte, während sie selbst nur über 121 Divisionen verfügte. In Wirklichkeit lag die Schätzung des deutschen Geheimdienstes sogar ein wenig zu niedrig.

Die Zahl der deutschen Panzer war nicht einmal so gross wie die der Russen, geschweige denn grösser, obgleich Hitler seine Siegeshoffnungen hauptsächlich auf die Panzerwaffe gründete. General von Thoma, der damalige Chef der Panzertruppen im Generalstab, erzählte mir, dass die Invasion mit nur 2'434 Panzern begonnen wurde, ausgenommen die ganz leichten, die er «Sardinienbüchsen» nannte, während die Russen in ihren Berichten den Deutschen 12'000 Panzer zuschrieben.

Die Deutschen konzentrierten ihre Hauptmacht auf den Abschnitt nördlich der Pripet-Sümpfe an der Rollbahn nach Moskau. Durch diese Truppenzusammenballung hatte die Armeegruppe des Feldmarschalls von Bock eine kleine zahlenmässige Überlegenheit. Aber an der Südfront, wo Feldmarschall von Rundstedt angriff, lagen die Dinge ganz anders. Feldmarschall von Kleist, der in diesem Abschnitt Rundstedts Panzerstoss führte, berichtete mir, dass er nicht mehr als 600 Panzer zur Verfügung hatte. Die Armeegruppe Marschall Bucljennys, die ihm gegenüberlag, hatte 2'400.

Worauf setzte dann also Hitler seine Hoffnungen, da er doch wusste, dass er einer solchen Übermacht gegenüberstand? Hauptsächlich auf eine qualitative Überlegenheit – er rechnete

damit, dass seine Generale und seine Truppen, dank der Erfahrungen, die sie in Polen und Frankreich mit der neuen Blitzkrieg-Taktik gewonnen hatten, an Geschicklichkeit und Organisation einen entscheidenden Vorsprung haben würden. Zweitens glaubte er, dass eine rasche Vernichtung der feindlichen Armeen zu einem politischen Umsturz in Russland und zum Zusammenbruch des Stalinschen Regimes führen würde. Er setzte seine Hoffnungen ganz und gar auf einen schnellen Erfolg; denn hinsichtlich der Weite des russischen Raumes teilte er die Befürchtungen seiner Generale und hatte Sorge, zu tief nach Russland hineinzugeraten, ehe die russischen Armeen vollkommen geschlagen waren. Deshalb war sein Plan, sie möglichst nahe an der Grenze einzukreisen und zu vernichten. Seine alten Generale teilten hierin seine Ansicht, obwohl Guderian, der nunmehr eine Panzerarmee in Bock's Armeegruppe befehligte, lieber so schnell wie möglich nach Moskau durchstossen wollte.

Hitler weigerte sich daran zu denken, was geschehen könnte, wenn sein Plan fehlschlug und etwa ein grosser Teil der feindlichen Truppen sich tief nach Russland zurückziehen sollte. Demzufolge traf er auch keinerlei Vorbereitungen für einen längeren Kampf, sondern verliess sich gleich einem Harsardeur darauf, dass er noch vor dem Herbst einen vollständigen Sieg erringen würde. Seine Generale fühlten sich angesichts dieser Kurzsichtigkeit nicht allzu wohl in ihrer Haut.

Man muss zugeben, dass Hitlers erste Rechnung richtig war und dass sie sein Ziel in greifbare Nähe rückte. Der Ausgang der ersten Schlachten hat die taktische Überlegenheit der deutschen Streitkräfte zur Genüge bewiesen.

In wenig mehr als einer Woche waren die Panzerstreitkräfte bis nach Minsk, über 300 km auf der Strasse nach Moskau, durchgestossen und grosse Massen von Russen waren eingekesselt. Obwohl es einer grossen Anzahl von ihnen gelang, sich wieder durchzuschlagen, wurden doch über eine Viertelmillion kassiert. Noch vor Ende Juli hatte der Vorstoss Smolensk erreicht, das nur 350 km von Moskau entfernt ist, und eine

weitere Einkesselung war gelungen. Eine halbe Million war eingeschlossen, wenn auch hier wieder ein grosser Teil schliesslich entkam. Nun entschloss sich Hitler, eine Kesselschlacht weiter südlich bei Kiew zu wagen. Diesmal wurde die Falle vollkommen geschlossen und über 600'000 Gefangene wurden gemacht. Darauf schaltete Hitler wieder nach Norden zurück und brachte um Wjasma eine grosse Einkesselung zustande, wobei er eine ebenso riesige Beute machte wie bei Kiew.

Nur mangelndem taktischen Geschick der Russen oder fehlendem Kampfgeist konnten solche kolossalen Niederlagen zuzuschreiben sein. Aber die deutschen Generale geben selbst zu, dass die Russen von Anfang an hart kämpften und erinnern sich mit Schauern daran, wie zäh sie sich zeigten. So muss also mangelndes taktisches Geschick die Ursache gewesen sein.

Und doch genügten die erstaunlichen Erfolge, die die Deutschen durch ihre überlegene Taktik errangen, nicht, um Hitlers Ziel zu erreichen. Jeder seiner Siege, so gross er auch schien, war zu klein oder kam zu spät für seinen Zweck. Mehr noch als auf die Zähigkeit der Russen war das teilweise auf Umstände zurückzuführen, auf die er nur unzulänglich vorbereitet war, und teilweise auf seine eigene Ungeschicklichkeit. Denn die Hartnäckigkeit der Russen, die es so schwer machte, sie zu überwinden, machte es leicht, sie einzukreisen.

Der erste Versuch einer Einkesselung bei Minsk war kein voller Erfolg, weil sich die deutsche Zange nicht rechtzeitig schloss. Der deutsche Geheimdienst war nicht informiert darüber, wie schlecht die russischen Strassen waren, und die deutschen Transportfahrzeuge waren ungeeignet, in dem tiefen Morast vorwärtszukommen, in den sich die Strassen bei Regenwetter verwandelten. Die zweite Einkesselung bei Smolensk wurde aus ähnlichen Gründen kein voller Erfolg. Inzwischen waren Hitler Bedenken gekommen, weiter nach Russland hineinzustossen, solange noch ein grosser Teil der Roten Armee ungeschlagen war. Er schwankte mehrere

Wochen lang zweifelnd hin und her und entschloss sich dann, den Schwerpunkt nach Süden zu verlagern und die russischen Kräfte an Rundstedts Front in eine Falle zu locken. Wie schon gesagt, gelang diese Einkesselung vollkommen, aber es war Ende September geworden, bis der Sieg vollständig war. In Hochstimmung über diesen ausserordentlichen Erfolg entschloss er sich trotz der wachsenden Besorgnisse seiner Generale, einen weiteren Versuch an der Linie nach Moskau zu unternehmen. Wiederum brachte die Einkesselungstaktik einen grossartigen Erfolg, aber es war Ende Oktober geworden, bis die russischen Massen bei Wjasma gefangengenommen waren. Hitler hatte viel Zeit – zwei Monate – durch sein eigenes Zögern und durch das Unternehmen bei Kiew verloren. Die Herbstregen verwandelten den Boden bereits in Morast.

Der Weg nach Moskau war beinahe vollständig von Verteidigern gesäubert, aber der russische Morast kam in diesem kritischen Augenblick Russland zu Hilfe. Die Sieger von Wjasma waren ermüdet, und ihre Transportfahrzeuge kamen auf den grundlosen Wegen nur schwer voran. Das verlangsamte den Vormarsch während der kritischen Tage. Bis die Deutschen die Nara erreicht hatten, waren frische russische Truppen angekommen, um diese Verteidigungslinie zu halten.

Die deutschen Generale wollten die Offensive abbrechen und sich auf eine günstige Stellung zurückziehen, wo ihre Truppen sich den Winter über bequem ausruhen konnten. Rundstedt ging sogar noch weiter und vertrat die Ansicht, es sei am klügsten, sich bis nach Polen zurückzuziehen und den Gedanken an eine Eroberung Russlands aufzugeben. Aber wie alle Spieler, so konnte auch Hitler der Versuchung nicht widerstehen, es noch einmal zu versuchen.

So wurde der Vorstoss unter wachsenden Schwierigkeiten und angesichts eines sich versteifenden Widerstandes fortgesetzt. Am 2. Dezember wurde der letzte Versuch gemacht. Einige der Angreifer drangen tatsächlich bis in die Vororte von Mos-

kau vor, aber sie hatten ihr Pulver verschossen und waren durch die eisige Kälte gelähmt. Hitlers Truppen wurden von dem russischen Gegenangriff zurückgeworfen, der nun mit Reserven gemacht wurde, die man aus dem Inneren des Landes herangeführt hatte.

Ein ähnliches Schicksal hatte der deutsche Vormarsch an der Südfront. Nach dem Sieg bei Kiew konnte Hitler der Versuchung nicht widerstehen, dort – ebenso wie an der Front von Moskau – weiter vorzustossen, obgleich das eine Zersplitterung seiner Kräfte bedeutete. Die Bahn war so reingefegt, dass Kleists Panzerstreitkräfte vor Ende November 650 km weiter bis nach Rostow am Don, dem Einfallstor nach den kaukasischen Ölfeldern, vorstossen konnten. Aber sie blieben im Dreck stecken, der Nachschub an Treibstoff konnte sie nicht mehr erreichen, und die Russen hatten Zeit, frische Reserven heranzuführen, um sie aufzuhalten.

Wenn man zurückblickt, ist man geneigt, diese Resultate als unvermeidlich zu betrachten. Schaut man aber noch genauer hin, dann erkennt man, wie verzweifelt eng der Spielraum war, der dem russischen Widerstand noch verblieb. Die Hauptmacht des ursprünglichen russischen Heeres war vernichtet – das kolossalste Kesseltreiben in der Geschichte des Krieges war zu Ende. Es stand auf des Messers Schneide, ob Stalin frische Truppen aus Russlands unermesslichem Menschenmaterial zusammenkratzen konnte, um Hitler aufzuhalten, ehe Russlands Schlüsselstellungen genommen waren. Zeit war gewonnen – aber knapp gewonnen – *nur* durch das rettende Zusammenwirken von Wetter, deutscher Schwäche und Hitlers Ziellosigkeit einerseits mit russischer Zähigkeit *und* russischer Rückständigkeit andererseits. Die letztere war vielleicht der entscheidendste Faktor von allen, wie später erklärt werden soll.

Die Deutschen mussten für die letzte Runde von Hitlers Hasardspiel im Jahre 1941 einen ungeheuren Preis bezahlen. Sie mussten einen schrecklichen Winter lang, auf den sie gar nicht vorbereitet waren, in vorgeschobenen Stellungen aus-

halten, und ihre Leiden und ihre Verluste waren entsetzlich. Weder das Heer noch die Luftwaffe erholten sich je wieder von dieser Überanstrengung.

Und doch kam Hitler, selbst mit diesen erschöpften Kräften, 1942 nahe an ein Ziel heran, das er 1941 nicht erreicht hatte. Da er nicht mehr stark genug war, in der ganzen Frontlänge anzugreifen, konzentrierte er sich auf den Südabschnitt mit dem Ziel, das kaukasische Erdöl zu gewinnen, das jede der beiden Parteien brauchte, wenn sie voll kampffähig bleiben wollte. Wäre ihm das gelungen, dann hätte er sich daraufhin nach Norden wenden und den russischen Armeen, die Moskau decken sollten, in den Rücken fallen oder sogar zu einem Schlag gegen Russlands neues Zentrum der Kriegsindustrie im Ural ausholen können. Aber das Risiko war zu gross; denn, wenn sein Angriff liegen blieb, war die Flanke dieses Unternehmens im Süden auf ihrer ganzen Länge von beinahe 1'500 km einem Gegenschlag ausgesetzt.

Zu Beginn war die Blitzkrieg-Taktik wieder einmal erfolgreich – aber jetzt zum letzten Male. Im Abschnitt Kursk-Charkow gelang ein schneller Durchbruch, und nun ergoss sich Kleists Panzerarmee wie eine Sturzwelle den schmalen Streifen zwischen Don und Donez hinab. Sie flutete durch die Pforte nach dem Kaukasus und erreichte in sechs Wochen die westlichen Erdölfelder um Maikop. Der russische Widerstand war zerbröckelt, und Kleist stiess zum Schluss kaum mehr auf irgendwelche Gegenwehr.

Das war Russlands schwächste Stunde. Erst ein kleiner Teil seiner neuaufgestellten Truppen war einsatzbereit, und selbst diese waren nur unzureichend ausgerüstet. Es fehlte derart an Artillerie, dass Mörser, die auf Lastwagen herangeführt wurden, häufig als Ersatz herhalten mussten. Die furchtbaren Verluste von 1941 konnten so schnell nicht wieder aufgefüllt werden, auch wenn die neuen Fabriken noch so viel arbeiteten. Ausserdem hatten die Truppen, verglichen mit dem Vorjahr, vielfach keinen «Mumm» mehr. Waren sie einmal überflügelt, trieben sie als flüchtiges Heer nach der Heimat

zurück, anstatt hartnäckig an den Strassenknotenpunkten weiterzukämpfen und die Nachschubwege des Feindes zu stören.

Es war ein Glück für Russland, dass auch die Angreifer viel schwächer waren als im Jahre 1941. Hitler versuchte, die Lücken mit rumänischen, italienischen und ungarischen Truppen zu füllen, indem er sie zur Deckung seiner langen Flanke verwandte – und diese Notlösung wurde am Ende des Jahres zu einer verhängnisvollen Verpflichtung. Ein weiterer Glücks-umstand für die Russen war es, dass Hitler seine Kräfte zwischen dem Kaukasus und Stalingrad zersplitterte.

Als Kleist von Maikop aus auf die wichtigsten Ölfelder des Kaukasus vorstiess, wurde er zunächst wegen Treibstoffmangels aufgehalten, um dann oben in den Bergen zu hängen, wo er auf härteren Widerstand und auch auf schwierigere Hindernisse stiess. In seinem Bericht, den er mir gab, sagte er: «Die Truppen, auf die wir stiessen, waren dort zu Hause, und sie kämpften viel verbissener, weil sie ihre Heimat verteidigten.» Gleichzeitig wurden ihm Truppen abgezogen, damit Hitler den Angriff auf Stalingrad verstärken konnte.

Hier wurde der erste Angriff gerade noch aufgehalten, aber der Widerstand versteifte sich, je öfter die Deutschen ihre Angriffe auf Stalingrad hämmerten, wobei die direkten und klar übersehbaren deutschen Schläge es den Russen erleichterten, dieser Bedrohung zu begegnen. Hitler konnte es einfach nicht ertragen, dass ihm die «Stadt Stalins» trotzte, und er rief seine Kräfte auf in den sich hinziehenden Bemühungen, die Stadt zu stürmen. Mittlerweile sammelten sich die neuen russischen Armeen an den Flanken.

Als der Winter kam, gab Stalin das Zeichen zur Gegenoffensive, die klugerweise gegen die qualitativ schlechteren Truppen der deutschen Verbündeten geführt wurde. Der Zusammenbruch dieser Truppen und Hitlers Starrsinn besiegelten das Schicksal der eingeschlossenen deutschen Armee in Stalingrad. Von dieser Katastrophe an wandte sich das Kriegsglück von Hitler ab.

Und doch hatte die Entscheidung noch im Sommer auf des Messers Schneide gestanden. Ein etwas schärferer Stoss hätte die vielen örtlich begrenzten Niederlagen zu einem allgemeinen Zusammenbruch des russischen Widerstandes ausweiten können. Die Moral der Truppen wie die der Bevölkerung war schlecht, besonders im südlichen Russland, bis das ermutigende Beispiel der Verteidiger von Stalingrad und des Kaukasus sowie die verminderte Stosskraft der Angreifer sie wieder stärkte.

Es lässt sich schwer sagen, ob Hitlers Glaube an die Möglichkeit eines politischen Umsturzes in Russland begründet war; denn in einem totalitären Staat werden Anzeichen für etwas Derartiges erst dann sichtbar, wenn die eiserne Oberfläche Risse bekommt. Es ist jedenfalls klar, dass Hitler diese Möglichkeit überschätzte. Aber es schien tatsächlich so, als ob die Russen oft weniger Widerstandsgeist hätten, als Stalin wünschte. Die strengen Ermahnungen, die an einige Gebiete erlassen wurden, und die Strafen, die angewendet wurden, sprechen dafür. Sie stützten die Aussagen der deutschen Generale, die darüber berichten, wie wenig Schwierigkeiten sie stets hatten, wenn eine versöhnliche Politik erlaubt war.

Hitler hätte wohl mehr Erfolg haben können, wenn er bereit gewesen wäre, die Russen ebenso mit Samthandschuhen zu behandeln, wie die Bevölkerung im Westen. Mit seiner Tendenz, «die Russen hart anzupacken», arbeitete er zu einem sehr kritischen Zeitpunkt Stalin in die Hand.

Wägt man die militärischen Faktoren gegeneinander ab, dann kommt man zu einem erstaunlichen Schluss. Russland verdankte seinen Fortbestand viel mehr seiner immer noch vorhandenen Primitivität als der ganzen technischen Entwicklung seit der sowjetischen Revolution. Diese Überlegung bezieht sich nicht nur auf die Zähigkeit seiner Bevölkerung und seiner Soldaten – ihre Fähigkeit, Härten zu ertragen und unter Bedingungen auszuhalten, die die westlichen Völker und westlichen Streitkräfte einfach lahmgelegt hätten. Ein noch wichtiger Faktor waren die primitiven russischen Strassen. Die

meisten waren weiter nichts als sandige Wagenspuren, und das Ausmass, in dem sie sich bei Regenwetter in grundlosen Morast verwandelten, trug mehr dazu bei, die Invasion aufzuhalten, als die heroischen Opfer der Roten Armee.

Und doch bleibt schliesslich die Überlegung bestehen, dass Hitler trotz dieses schwerwiegenden Hemmnisses hätte gewinnen können, wenn er nur besser vorbereitet gewesen wäre. Er verlor eine Chance nach der anderen, weil die Beweglichkeit der deutschen Wehrmacht sich auf Räder anstatt auf Raupenkettensysteme gründete. Ihre Transportmittel auf Rädern blieben immer wieder im Morast stecken, während die Panzer weiterfahren konnten.

Panzerstreitkräfte, deren Tross aus Kettenfahrzeugen bestand, hätten Russlands lebenswichtige Zentren lange vor dem Herbst überrennen können. Der erste Weltkrieg hatte jedem, der seine Augen aufmachte und weiterzudenken verstand, diese Notwendigkeit gezeigt. England war das Ursprungsland des Tanks, und seine führenden Vertreter der modernen militärischen Schule, die nach 1914-18 den Gedanken der beweglichen Kriegführung vorwärtstrieben, bestanden darauf, dass die neuen Streitkräfte durchweg Kettenfahrzeuge haben sollten. Die deutsche Wehrmacht ging der britischen und jeder anderen Armee voran, indem sie den Gedanken der schnellen und tiefen Panzerdurchstösse annahm. Sie versagte jedoch in einem lebenswichtigen Punkt: sie versäumte es, geeignete Überland-Transportmittel zu entwickeln. Kurzum, die deutsche Wehrmacht von 1940-41 war moderner als irgendeine andere, aber sie verfehlte ihr Ziel, weil sie Gedanken, die zwanzig Jahre alt waren, nicht aufgegriffen hatte.

Selbst so, wie die Dinge lagen, hätte Hitler im ersten Sommer nach Moskau kommen können, wenn er den Panzertruppen, so wie Guderian es dringend verlangte, freien Lauf gelassen hätte. Aber die älteren Generale betrachteten dies als einen gefährlich unorthodoxen Plan, und Hitler liess sich in diesem Fall auf die Seite der Orthodoxie ziehen und verpasste so seine beste Chance.

**Hätte Hitler nach Stalingrad den Zusammenbruch
verhindern können?**

Es ist offensichtlich, dass nach dem Verhängnis von Stalingrad im Herbst 1942 das Kriegsglück sich von Deutschland abwandte. Von da an nahm Deutschlands Kraft immer mehr ab, seine Fronten wurden zurückverlegt und seine Truppen befanden sich im Rückzug – abgesehen von einigen Unterbrechungen und ein paar misslungenen Versuchen, zurückzuschlagen. So ist man allgemein zu der Annahme gekommen, dass Deutschland von jetzt an der Vernichtung geweiht war und dass Stalingrad seinen Untergang besiegelt hat. Aber eine eingehendere Prüfung der Ereignisse zeigt, dass Deutschlands Schicksal nicht so unvermeidlich war, wie es schien.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass nicht etwa der Fehlschlag der Offensive von 1942 – Hitlers zweitem Spiel um den Sieg – die Katastrophe im darauffolgenden Winter ausgelöst hat. Das Verhängnisvolle war vielmehr, dass Hitler sich hartnäckig weigerte einzuwilligen, dass die Armee des Feldmarschalls Paulus sich bei Einbruch des Winters von ihrer weit vorgeschobenen Stellung im Wolgabogen bei Stalingrad zurückzog. Seine Generale baten immer wieder, den Rückzug zu gestatten, und erklärten, es sei unmöglich, die Armee mit ihren mehrere hundert Kilometer langen ungeschützten Verbindungslinien während des Winters so weit vorgeschoben zu halten. Aber ihr Herr und Meister konnte den Gedanken nicht ertragen, durch einen Rückzug «Gesicht zu verlieren», nachdem die Stadt schon beinahe erobert war. Schon ihr Name wirkte auf ihn wie eine höhnische Herausforderung und wurde ihm so zur tödlichen Versuchung.

Im September war der Chef des Generalstabs, Franz Halder,

seines Amtes enthoben worden, weil seine beständigen Proteste gegen die Fortsetzung der Offensive trotz des heran nahenden Winters Hitler reizten. Er besetzte Halders Stelle durch einen viel jüngeren Mann, Kurt Zeitzler, weil er annahm, dieser werde von seiner sprunghaften Karriere so geblendet sein, dass er ohne Einwände alle Befehle ausführen werde. Aber schon im Dezember war Zeitzler in Ungnade gefallen, weil er es gewagt hatte, auf den Rückzug der Armee des Generals Paulus zu drängen.

Selbst als die Russen ihre Winter-Gegenoffensive begannen und die Paulus-Armee einschlossen, weigerte sich Hitler zu erlauben, dass sie ihre Stellung aufgab und sich nach Westen durchschlug, ehe der Ring ganz geschlossen war. So wurde sie schliesslich dazu gezwungen, zu kapitulieren. Das war ein *lähmender* Verlust und schuf eine Lücke, die nur schwer zu füllen war.

Wie die Armee von Stalingrad sich hätte retten können, zeigt die Art, wie sich die Kaukasus-Armee tatsächlich gerettet hat – und zwar unter viel ungünstigeren Bedingungen, denn sie war viel tiefer vorgestossen. Nachdem Paulus abgeschnitten war, strömten die Russen das Don-Tal von Stalingrad nach dem Schwarzen Meer hinunter und kamen bis auf nur mehr 65 km an die Enge von Rostow heran, während Kleists Armee im Kaukasus 650 km östlich Rostow stand! Noch kurz zuvor hatte Hitler drauf bestanden, dass sie die Stellung halten müsste, aber angesichts dieser verzweifelten Lage liess er sich dazu bewegen, den Rückzug zu erlauben. Trotz dauernder Bedrohungen in der Flanke und im Rücken gelangte Kleists Armee sicher durch die Enge bei Rostow, während die Russen in Schach gehalten wurden. Dieser lange Rückzug mitten im tiefsten Winter war eine der bemerkenswertesten und geschicktesten Absetzbewegungen in der ganzen Geschichte des Krieges. Als der Rückzug beendet war, konnte Kleist sogar einen Gegenstoss führen, der die russische Angriffswelle vorübergehend zurückdrängte.

Dies war ein Beispiel dafür, welche defensive Kraft die Deut-

schen immer noch besaßen. Aber Hitler geriet darüber in eine allzu grosse Hochstimmung. Er wollte nicht auf die Argumente seiner Generale hören, die sich dafür einsetzten, nunmehr zu einer defensiven Kriegführung überzugehen. Im Sommer beschloss er, die Offensive noch einmal zu versuchen, obgleich seine eigene Kraft geschwächt war und die der Russen dauernd wuchs.

Ehe jedoch diese letzte Offensive im Osten eröffnet wurde, waren diplomatische Bestrebungen im Gange, die in der ganzen Welt Aufsehen erregt hätten, wenn sie damals bekanntgeworden wären. Man begann, über einen geheimen Frieden oder Waffenstillstand zwischen Deutschland und Russland zu verhandeln. Ich erhielt darüber einen Bericht von einem Offizier, der einer der technischen Berater im Stabe Ribbentrops war. Hinter dem Vorschlag für einen geheimen Waffenstillstand steckte die mehr als geistreiche Idee, dass die Russen weiterhin amerikanische und englische Lieferungen beziehen und einen Teil davon an Deutschland weitergeben könnten, um den Deutschen zu helfen, die amerikanischen und britischen Streitkräfte aufzuhalten. Aber die Nazi-Führer waren nicht geneigt, ihrerseits irgendwelche grösseren Zugeständnisse an Russland zu machen. Sie wollten nicht einmal alle die unrechtmässig besetzten Gebiete wieder herausgeben und hatten immer noch eine Grenze im Auge, die weit östlich am Dnjepr verlaufen sollte.

Es ist kaum verständlich, wie sie sich einbilden konnten, Stalin werde derartige Vorschläge annehmen. Die Geschichte dieser Hintertreppenpolitik ist immer noch lückenhaft, aber wir wissen, dass sie fehlschlug, und kein vernünftiger Mensch hätte etwas anderes erwarten können.

Gleich darauf begann die letzte deutsche Offensive im Juli 1943. Man plante, die vorspringende russische Verteidigungslinie bei Kursk abzuschneiden, um auf diese Weise ein gähnendes Loch in der russischen Front zu schaffen. Ein paar Wochen früher hätte ein solches Unternehmen vielleicht bessere Aussicht auf Erfolg gehabt, aber in der Zwischenzeit hatten die

Russen den bedrohten Abschnitt mit tiefen Minenfeldern gesichert und ihre Hauptmacht dahinter zurückverlegt. Als die Deutschen tief im Minenfeld stöckengeblieben waren und sich erschöpft hatten, starteten die Russen ihren eigenen Angriff als einen Gegenschlag. Sie hatten nun genügend Reserven, um ihre Schlagkraft beibehalten zu können, während Hitler beinahe alle ihm noch verbliebenen Reserven, besonders an Panzern, in dieses Abenteuer geworfen hatte. Er hatte damit die Kräfte vergeudet, mit denen er womöglich doch noch den russischen Vormarsch hätte aufhalten können, der nun den ganzen Herbst und Winter über mit nur kurzen Unterbrechungen weiter nach Westen rollte. Zu Beginn des Jahres 1944 waren die Deutschen fast vollständig aus Südrussland hinausgetrieben.

Wie stattdessen eine Stabilisierung hätte erreicht werden können, wenn die Deutschen nicht den selbstmörderischen Angriff bei Kursk geführt hätten, zeigten in dramatischer Weise die gegensätzlichen Ergebnisse im nördlichen Abschnitt der russischen Front. Hier waren die Deutschen in der Defensive verblieben, und die russischen Angriffe brachen wieder und wieder zusammen. Dies war um so bemerkenswerter, als die Deutschen, bevor sie den Russen Einhalt geboten, ein grosses Stück zurückgegangen waren. Nach der Räumung von Smolensk zogen sie sich zurück, aber nicht etwa auf eine schon lange vorbereitete Stellung, sondern auf eine eilig eingerichtete, die zunächst nur aus einer einzigen Schützengrabenlinie bestand. Das genügte jedoch. Dieser deutsche Rückzug nahm dem russischen Angriff die Schärfe, und die Deutschen gewannen dadurch Zeit, ihre Verteidigungsstellungen zu verbessern, ehe der nächste Angriff kam.

General Heinrici, der damals die 4. deutsche Armee zu beiden Seiten der grossen Rollbahn von Moskau nach Minsk und Warschau befehligte, gab mir einen eindrucksvollen Bericht über diese Zeit. «Im Herbst 1943 mussten wir eine Reihe starker russischer Angriffe aufhalten, die im Oktober begannen und sich bis Dezember hinstreckten. Es waren fünf Angriffe

hintereinander. Ich hatte nur zehn Divisionen, mit denen ich einen Abschnitt von über 150 km Breite halten musste, und ich hatte keine Reserven. Im ersten Angriff setzten die Russen 20 bis 22 Divisionen ein, im zweiten 30 Divisionen und in den nächsten drei etwa je 36 Divisionen. Teilweise waren es die alten, meist jedoch frische Divisionen.

Um diesen Angriff aufzuhalten, setzte ich $3\frac{1}{2}$ Divisionen auf der 20 km breiten Frontlinie ein, gegen die der Angriff sich richtete und behielt $6\frac{1}{2}$ Divisionen in Reserve, um den Rest meiner sehr breiten Front zu sichern. Jeder Angriff wurde abgewehrt. Diese fünf aufeinanderfolgenden Schlachten dauerten jede fünf oder sechs Tage. Kritisch wurde es gewöhnlich um den dritten oder vierten Tag; danach begann die Wucht des Angriffs nachzulassen.

Drei hauptsächliche Faktoren, so überlegte ich, müssten Zusammenwirken, um den Erfolg der Verteidigung zu sichern. Erstens bildete ich an der direkten russischen Angriffsfront enge Divisionsabschnitte, in denen die Truppenstärke verhältnismässig günstig war. Zweitens gelang es mir, eine sehr wirksame Artilleriegruppierung von 380 Geschützen zu bilden, die den bedrohten Abschnitt deckten. Diese Artillerie wurde von einem einzigen Kommandanten im Armeehauptquartier befehligt und war imstande, das Feuer auf jeden Punkt dieser 20 km langen Front, wo es erforderlich war, zu konzentrieren. Die russischen Angriffe wurden von annähernd 1'000 Geschützen unterstützt, aber ihr Feuer war nicht so konzentriert. Drittens wurden die Verluste der deutschen Divisionen – die man an einem Kampftag pro Division etwa mit der Stärke eines Bataillons veranschlagen musste – ausgeglichen, indem ich nach einem bestimmten System Bataillone von den Divisionen an anderen Teilen der Front abzog. Ich war immer bestrebt, drei frische Bataillone – eins für jede an der Kampffront eingesetzte Division – hinter der Division einsatzbereit zu haben, ehe der Angriff kam.»

Im März 1945 erhielt Heinrici den Befehl über die Armeegruppe, die dem letzten Stoss der Russen auf Berlin gegen-

überstand. Er kämpfte mit ihr die Schlacht an der Oder und die Schlacht von Berlin.

In diesem späteren Stadium, so sagte er, habe er die Verteidigungsmethoden noch weiter entwickelt. «Wenn ich merkte, dass die Russen sich für einen Angriff konzentrierten, zog ich meine Truppen im Schutze der Nacht von der ersten auf die zweite Linie zurück, die gewöhnlich etwa 3 km dahinter lag. So ging der russische Schlag ins Leere und der weitere Angriff hatte nicht mehr dieselbe Stosskraft. Dieses System klappte in der Oderschlacht sehr gut. Der einzige Nachteil war unsere geringe Stärke, nachdem so viel Kraft nutzlos bei der Verteidigung von Stellungen vergeudet worden war, die unmöglich gehalten werden konnten.

Die deutsche Niederlage im Osten hatte meiner Ansicht nach als Hauptursache die, dass es unseren Truppen zugemutet wurde, unermessliche Gebiete zu halten, ohne die Elastizität in der Befehlsgewalt, die es ihnen möglich gemacht hätte, sich auf die Verteidigung entscheidender Punkte zu konzentrieren. Mein erstes Erlebnis nach meiner Übernahme der 4. Armee im Jahre 1942 öffnete mir die Augen. Ich zog eine kleine Abteilung von einer schwierigen Stellung, die sie hielt, zurück, worauf ich gewarnt wurde und man mir sagte, das mindeste, was ich im Wiederholungsfall zu erwarten hätte, wäre, dass man mich vor ein Kriegsgericht stellen würde.

Hitler wollte, dass wir um jeden Quadratmeter kämpfen sollten, und drohte jedem mit dem Kriegsgericht, der es nicht tat. Kein Rückzug wurde ohne sein Einverständnis offiziell erlaubt, nicht einmal eine unbedeutende Zurücknahme der Truppen. Dieses Prinzip war der Wehrmacht derartig eingehämmert worden, dass eine allgemeine Redensart besagte, die Bataillonskommandeure wagten nicht einmal ‚einen Posten vom Fenster zur Tür zu beordern‘. Diese rigorosen Methoden nahmen uns jede Bewegungsfreiheit. Immer wieder hielten Truppen in unmöglichen Stellungen aus, bis sie umzingelt und gefangengenommen wurden. Aber einige von uns wagten es dennoch, Hitlers Befehle, so weit sie konnten, zu umgehen.»

Dies war allerdings nur örtlich begrenzt und in beschränktem Masse möglich. Tippelskirch, der nach Heinrich den Befehl über die 4. Armee übernahm, legte Zeugnis von dem Wert einer elastischen Verteidigung ab, aber auch davon, welche unseligen Folgen es hat, wenn man sie nicht in ausreichendem Masse durchführen kann. «Im März 1944 kommandierte ich bei Mogiljew das 12. Armeekorps, das aus drei Divisionen bestand. In dem Angriff, den die Russen damals führten, setzten sie am ersten Tage 10 und bis zum sechsten Tage insgesamt 20 Divisionen ein. Und doch gelang es ihnen nur, die erste Linie zu nehmen; vor der zweiten wurden sie zum Stehen gebracht. In der Stockung, die darauf folgte, bereitete ich einen Gegenschlag vor, den ich bei Mondlicht führte. Wir gewannen alles Gelände zurück, das wir verloren hatten – und zwar mit verhältnismässig geringen Verlusten.» Tippelskirch berichtete dann weiter, was sich während der russischen Sommeroffensive von 1944 ereignete. Er übernahm den Befehl über die 4. Armee drei Wochen vor Beginn der Offensive. Die Kommandeure an dieser Front baten um die Erlaubnis, sich auf die Beresina-Linie absetzen zu dürfen – ein weiter Schritt zurück, der dem russischen Schlag die Stosskraft genommen hätte. Aber ihre Vorschläge wurden abgelehnt. Tippelskirch ging trotzdem ein kleines Stück zurück, und das genügte, um seine Frontlinie intakt zu halten. Aber die Fronten der beiden Armeen zu seiner Rechten und Linken wurden durchbrochen, und ein allgemeiner Zusammenbruch folgte. Der Rückzug kam erst an der Weichsel zum Stehen.

«Es wäre strategisch viel klüger gewesen, die ganze Front zurückzunehmen, als es noch Zeit war. Die Russen brauchten immer eine lange Vorbereitungszeit nach jedem Rückzug der deutschen Truppen, und sie hatten immer unverhältnismässig hohe Verluste, wenn sie angriffen. Eine Reihe von planmässigen Rückzügen in angemessenen Etappen hätte die Kraft der Russen erschöpft und hätte ausserdem Gelegenheit zu Gegenstössen zu einer Zeit geschaffen, als die deutschen Truppen noch stark genug waren, sie wirksam zu führen.

Letztlich lag der Grund für Deutschlands Niederlage in der Art, wie seine Truppen in nutzlosen Anstrengungen und vor allem im nutzlosen Widerstand zur falschen Zeit und am falschen Platz vergeudet wurden. Und daran war Hitler schuld.»

Der deutsche Zusammenbruch in Nordafrika wurde auf die gleiche Weise beschleunigt. Als Rommels Invasion bei El-Alamein, dem Tor zum Nil, steckengeblieben war, wurden die britischen Reserven schnell verstärkt, während die Kraft und die Reserven der Deutschen dahinschwanden infolge ihrer langen Nachschubwege und infolge des Verlustes an Frachtern und Tankern, die bei der Überfahrt über das Mittelmeer versenkt worden waren. Es wäre nun klug gewesen, sich zurückzuziehen, ehe Montgomery zuschlug, und seinen Schlag «in die Luft» gehen zu lassen. Aber Hitler war gegen den rechtzeitigen Rückzug. Als die deutsche Front unter der Wucht von Montgomerys Offensive anfang zu reißen, entschloss sich Rommel, auf eine Verteidigungslinie etwa 80 km weiter westlich zurückzugehen. Der heimliche Rückzug hatte schon in der Nacht begonnen, als ein Funkbefehl Hitlers anordnete, dass die ursprüngliche Stellung um jeden Preis zu halten sei. Das bedeutete, dass die deutschen Truppen wieder kehrtmachen und den Kampf fortführen mussten, bis ihre Verteidigung zusammengebrochen war. Diese hoffnungslosen Anstrengungen und nutzlosen Opfer trugen viel dazu bei, den folgenden Vormarsch Montgomerys auf Tripolis und Tunis zu erleichtern, und führten schliesslich dazu, dass alle deutschen und italienischen Streitkräfte in Nordafrika gefangengenommen wurden.

Der Kampf von El-Alamein fand über einen Monat vor der grossen Katastrophe von Stalingrad statt. Es ist seltsam, dass Hitler daraus keine Lehre zog. Aber noch merkwürdiger ist, dass er bei dieser verhängnisvollen Politik auch weiterhin blieb, obwohl im Laufe der Jahre die Lektionen sich häuften. Der Generalstab durfte keinen Befehl zum Bau von Stellungen hinter der Front geben und durfte nicht einmal für den Fall

eines Rückzuges Pläne ausarbeiten. Er durfte überhaupt keinerlei Vorbereitungen für einen Rückzug treffen. Im Jahre 1943 gelang es jedoch, ein wenig Vorbereitungsarbeit im Geheimen zu leisten, indem man Instruktionen in vorsichtig abgefassten Blättern in Umlauf setzte und sie bei den verschiedenen Armeen verteilte. Die Blätter hatten jedoch keinerlei Aufdruck, der zeigte, dass sie vom Generalstab ausgingen.

Es ist richtig, dass, wie Dittmar bemerkt, dieses Aushalten um jeden Preis dem Feldzug wiederholt eine Wendung zum Schlimmeren gab. Während man zu viel Kraft und einen verhältnismässig grossen Teil der beschränkten Reserven einsetzte, um bedrohliche Breschen in der allgemeinen Front zu schliessen, entstanden an anderen Stellen neue Lücken. Und das wurde Deutschland schliesslich zum Verhängnis.

War die Normandie-Invasion ein sicheres Unternehmen?

Allem Anschein nach nahm die anglo-amerikanische Landungsoperation in der Normandie von ihrem Beginn am 6. Juni 1944 an einen ganz sicheren Fortgang. Nie gab es eine ernsthafte Schlappe. Es gelang den Deutschen tatsächlich nicht einmal, einen wirkungsvollen Gegenschlag zu führen. Die alliierten Stützpunkte wurden schnell zu einem grossen Brückenkopf ausgebaut und dann allmählich erweitert, bis die deutsche Verteidigung zwei Monate nach der Landung unter dem Druck der Alliierten zusammenbrach. Das bedeutete gleichzeitig den Zusammenbruch der ganzen deutschen Stellung in Frankreich, und die Alliierten stiessen auf keinerlei erheblichen Widerstand mehr, bis sie sich der deutschen Grenze selbst näherten.

War der Erfolg der Befreiungs-Invasion tatsächlich so sicher, wie es hinterher aussah? Wenn man genauer untersucht, findet man allerlei Gründe, diese heute allgemeine Annahme zu bezweifeln – mehr sogar, als die Alliierten zurzeit ihres Entwurfs in Rechnung gestellt hatten.

Das entscheidende Problem lag in der Frage, ob es den alliierten Streitkräften gelingen würde, sich an der französischen Küste festzusetzen und einen Brückenkopf zu bilden, breit und tief genug, um ihre Macht auf der anderen Seite des Kanals zur Entfaltung zu bringen. Gelang das Unternehmen, dann stand es ziemlich fest, dass die Alliierten früher oder später durchbrechen mussten. Kein Damm würde stark genug sein, ihre Flut aufzuhalten, wenn sie nur genügend Raum gewannen, ihre massierten Kräfte aufzustellen.

Aber selbst bei äusserster Ausnützung ihrer Landungsfahr-

zeuge konnten sie beim ersten Transport nur acht Divisionen auf dem Seewege hinüber befördern. Es verging eine Woche, ehe die Alliierten ihre Truppen an der Küste verdoppeln konnten. Der Aufmarsch war noch lange nicht beendet. Stürmische See verzögerte den Fortschritt.

Alles hing davon ab, ob die Deutschen die Invasion aufhalten oder zunichte machen konnten, ehe sich ihr Druck vervielfachte. Die Deutschen hatten beinahe sechzig Divisionen im Westen. Das war eine ungeheure Zahl, auch wenn viele von ihnen zweitrangige Divisionen oder zahlenmässig unter Kriegsstärke waren.

Das Haupthindernis für die Deutschen war, dass sie eine fast 5'000 km lange Küstenlinie von Holland bis zur italienischen Grenze zu schützen hatten. Die Hälfte der Divisionen, die sie zur Verfügung hatten, waren nach Art und Bewaffnung nur zum Küstenschutz bestimmte feststationierte Truppen. Die andere Hälfte waren Felddivisionen, zehn davon schnell bewegliche Panzerdivisionen. Das gab den Deutschen eine günstige Möglichkeit, eine erdrückende Übermacht zu konzentrieren und die feindlichen Streitkräfte ins Meer zurückzuwerfen, ehe sie zu stark wurden.

Diese Chance wuchs noch, weil die Alliierten nicht so schnell vorankamen, wie man anfangs erwartet hatte, als ihre Landung noch den Vorzug der teilweisen Überraschung hatte. In der zweiten Phase des Unternehmens blieben die Fortschritte der Alliierten noch weiter hinter den Erwartungen zurück, obgleich der Widerstand wesentlich schwächer war, als man geglaubt hatte. Diese wichtigen Tatsachen sind nur wenig bekannt. Sie wurden nicht nur durch den Endsieg in den Schatten gestellt, sondern wurden auch in späteren Berichten über den Feldzug vertuscht.

Man hatte gehofft, dass die Engländer Caen am ersten Tag der Landung erobern würden. Es gelang ihnen nicht. Sie gewannen diese Schlüsselstellung erst über einen Monat später. Ausserdem hatte die Absicht bestanden, sofort einen Panzerstoss nach Villers-Bocage, 30 km landeinwärts, zu führen und

auf diese Weise die nach Westen und Südwesten führenden Ausfallstrassen von Caen abzuschneiden. Dies verzögerte sich jedoch, obwohl der Widerstand hier unbedeutend war. Als der Vorstoss dann eine Woche später ins Rollen kam, wurde Villers-Bocage zwar schnell erreicht, aber dann veranlasste die Ankunft feindlicher Verstärkungen die bedenkliche Entscheidung zum Rückzug. Es vergingen beinahe zwei Monate, bis die Stadt endgültig erobert war.

Weiter westlich, von den amerikanischen Landepunkten aus landeinwärts, kam der Vormarsch ebenfalls viel langsamer voran, als man gehofft hatte, obwohl die gegnerischen Kräfte hier schwächer waren als im britischen Abschnitt. Man hatte vorgehabt, die ganze Cherbourg-Halbinsel in 14 Tagen zu nehmen und den Durchbruch nach Frankreich binnen drei Wochen, also noch Ende Juni, durchzuführen. Tatsächlich gelang die Durchführung erst Ende Juli, und erst spät im August, als die Truppen an der Seine standen, hatte die Invasion das gesetzte Ziel erreicht und überschritten.

Wie kam es, dass die Deutschen ihre grossen Möglichkeiten, die Invasion niederzuschlagen, nicht ausnützten?

Viel war auf die lähmende Wirkung der alliierten Luftwaffe zurückzuführen. Sie zerbombte die meisten Brücken über die Seine im Osten und über die Loire im Süden und verwandelte so die Kampfzone in der Normandie in eine strategisch isolierte Zone. Die deutschen Reserven mussten weite Umwege machen und wurden auf dem Vormarsch dauernd angegriffen, so dass sie mit endloser Verspätung und nur in kleinen Trupps ankamen.

Aber die Alliierten hatten auch der Uneinigkeit und den Meinungsverschiedenheiten im deutschen Oberkommando viel zu verdanken. Vor der Invasion, als es darum ging, abzuschätzen, wo die Alliierten landen würden, hatte sich Hitlers Intuition besser bewährt als die Kalkulation seiner Generale. Nach der Landung nahm er ihnen jedoch mit seiner ständigen Einmischung und strengen Kontrolle die Möglichkeit, Herren der Lage zu bleiben, und führte somit die Katastrophe herbei.

Feldmarschall Rundstedt, der Oberkommandierende im Westen, nahm an, die Invasion würde über den engsten Teil des Kanals, zwischen Calais und Dieppe, erfolgen. Diese Annahme stützte sich auf die Überlegung, dass dieser Übergang für die Alliierten vom strategischen Standpunkt aus am günstigsten wäre. Sie war durch mangelnde Information und durch unsere Verschleierungstaktik noch begünstigt worden. Nichts Wichtiges drang aus der fest abgeschlossenen Insel heraus, wo sich die Invasionstruppen sammelten. Rundstedts Generalstabschef, General Blumentritt, erzählte mir, wie sehr der deutsche Geheimdienst verblüfft war. «Sehr wenig zuverlässige Nachrichten kamen von England. Wir hatten eine kleine Zahl deutscher Agenten dort, die durch Funkmeldungen ihre Beobachtungen mitteilten. Sie berichteten uns, wo ungefähr in Südengland sich die britischen und amerikanischen Streitkräfte sammelten. Aber mehr bekamen sie kaum heraus. Nichts von alledem, was wir erfuhren, gab uns irgendeinen definitiven Anhaltspunkt, wo die Invasion tatsächlich erfolgen würde.» Das spricht ausserordentlich für die Verschwiegenheit der englischen Bevölkerung sowie für die Wirksamkeit der Sicherheitsmassnahmen. «Leichtfertiges Gerede» muss in England selten gewesen sein ebenso wie «Männer der Fünften Kolonne» selten waren. England war für Spione eine unfruchtbare Insel!

Hitler jedoch hatte es ‚im Gefühl‘, dass es die Normandie sein würde, obgleich die meisten seiner Generale im Westen weiterhin annahmen, die Invasion würde näher bei der Strasse von Dover erfolgen. Von März an warnte er sie wiederholt vor der Möglichkeit einer Landung zwischen Caen und Cherbourg. Er schloss dies aus der allgemeinen Anordnung der britischen und amerikanischen Streitkräfte und Stützpunkte und war ausserdem überzeugt, dass die Alliierten sich einen grossen Hafen sichern würden, der so gelegen sein müsste, dass man ihn schnell durch eine ziemlich kurze Frontlinie schützen konnte. Cherbourg und die Cotentin-Halbinsel erfüllten diese Bedingungen. Er wurde in seinem Schluss noch durch Berichte

von Beobachtern bestärkt, in denen von einer grossen Invasionsübung in Südengland die Rede war, bei der die Truppen an einem flachen, offenen Küstenstreifen, ähnlich dem für die Invasion vorgesehenen Küstenstück östlich der Cotentin-Halbinsel, landeten. Rommel, der Befehlshaber der Streitkräfte an der Kanalküste, war derselben Anschauung als Hitler. In den letzten paar Monaten machte er fieberhafte Anstrengungen, um die Konstruktion von Unterwasser-Hindernissen, bombensicheren Bunkern und Minenfeldern zu beschleunigen. Bis zum Juni lagen sie viel dichter wie im Frühling. Es war ein Glück für die Alliierten, dass er weder Zeit noch Mittel hatte, die Verteidigungsanlagen in der Normandie so zu verbessern, wie er es gern getan hätte, oder sie wenigstens auf denselben Stand zu bringen wie östlich der Seine. Rommel und Rundstedt waren sich auch nicht darüber einig, wie man der Invasion entgegentreten sollte. Rundstedt glaubte nicht, dass eine alliierte Landung überhaupt verhindert werden könnte und stützte sich daher auf den Plan, die Invasionsgruppen durch einen mächtigen Gegenangriff wieder ins Meer zurückzuwerfen, noch ehe sie sich festgesetzt hätten. Rommel aber war der Ansicht, dass es dann zu spät sein würde, in Anbetracht der alliierten Luftüberlegenheit, die die Zusammenziehung der deutschen Reserven für einen solchen Gegenangriff verzögern könnte. Er versprach sich den grössten Erfolg davon, die Invasionsgruppen noch an der Küste zu besiegen, bevor sie richtig an Land gegangen wären.

In der Form, wie der Plan dann durchgeführt wurde, war er eine Kompromisslösung zwischen diesen auseinandergelassenen Auffassungen, und die Deutschen «setzten sich damit zwischen zwei Stühle».

Die Küste der Normandie selbst wurde nur schwach von einigen zweitrangigen Divisionen gehalten, und hinter ihnen hatte Rommel nur eine Panzerdivision für den Gegenangriff im ganzen Frontabschnitt bereit. Wenn diese Division nicht dagewesen wäre, hätten die Engländer vielleicht Caen schon am ersten Landungstag erobert. Vergeblich hatte Rommel

darum gebeten, eine zweite Panzerdivision in der Nähe der Vire-Mündung bereitzustellen, eben in dem Raum, wo die Amerikaner später landeten.

Während Rommel nur beschränkte Kräfte für einen unmittelbaren Gegenangriff zur Verfügung hatte, war Rundstedt in seinen Bemühungen, eine konzentrierte Gegenoffensive durchzuführen, noch mehr eingeengt. Daran aber war Hitler schuld, nicht allein die alliierte Luftwaffe! Denn Hitler bestand darauf, die Schlacht von Berlin aus zu lenken, und er hielt die Reserven zurück, die eigentlich Rundstedt zur Verfügung stehen sollten. Am Invasionstage wurden auf deutscher Seite wertvolle Stunden durch Meinungsverschiedenheiten verloren. Der Teil der allgemeinen Reserve, der zunächst erreichbar war, war das 1. SS-Panzerkorps, das westlich von Paris lag. Aber Rundstedt konnte es ohne Erlaubnis aus Hitlers Hauptquartier nicht einsetzen. Bereits um 4 Uhr früh, bald nachdem die ersten alliierten Fallschirmtruppen in der Normandie abgesprungen waren, telephonierte er mit Berlin und bat, dieses Panzerkorps zu Rommels Unterstützung freizugeben. Aber seine Bitte wurde abgeschlagen, da Hitler zweifelte, ob diese Landung in der Normandie der Hauptschlag war. Bis in den späten Nachmittag hinein wurde eine wahre «Schlacht» der Meinungen geführt, ehe dieses Korps freigegeben wurde. Und selbst dann verzögerte sich sein Einsatz noch; denn seine Artillerie war auf dem Ostufer der Seine stationiert gewesen, und die alliierte Luftwaffe hatte die Brücken zerstört. Die Artillerie musste einen langen Bogen nach Süden über Paris machen, bevor sie den Fluss überqueren konnte.

Statt eines massiven Stosses, der am Morgen nach der alliierten Landung hätte geführt werden müssen, zersplitterte die Abwehr in einzeln aufeinanderfolgende schwache Schläge, die sich über mehrere Tage hinzogen. Da weitere Reserven noch langsamer eintrafen, waren die Panzerdivisionen in örtlich begrenzten Gefechten voll damit beschäftigt, den landeinwärts vorstossenden Invasionsarmeen Widerstand zu leisten, anstatt besser dazu verwendet zu werden, sie wieder ins Meer

zu werfen. Es vergingen drei Wochen, bis ein weiterer Gegenstoss mit ein paar frischen Panzerdivisionen geführt werden konnte, aber inzwischen waren die Invasionstruppen so stark geworden, dass der Angriff zusammenbrach, noch ehe er richtig ins Rollen kam.

Es war ein besonderes Merkmal dieser kritischen Zeit, dass Hitler zwar den Ort der Invasion richtig erraten hatte, dass er aber nun, da sie stattgefunden hatte, von der Vorstellung besessen war, sie sei lediglich das Vorspiel für ein zweites, noch grösseres Landungsunternehmen östlich der Seine. Diese Vorstellung gründete sich auf Angaben des deutschen Geheimdienstes, der die Zahl der noch in England verfügbaren alliierten Divisionen bei weitem überschätzt hatte. Sie wurde ferner verstärkt durch die geschickte Art, in der die Alliierten mit Hilfe ihres Verschleierungsplanes und ihrer nur aus Funkstationen bestehenden «Scheinarmee» die Bedrohung aufrechterhielten. Daher zögerte Hitler auch weiterhin, Reserven vom Raum östlich der Seine nach der Normandie zu verlegen. Er war auch nicht bereit, Truppen aus anderen Frontabschnitten freizugeben.

Rundstedt wollte den ganzen südlichen Teil Frankreichs räumen. Er behauptete, dass dies die einzige noch bleibende Möglichkeit sei, genügend Reserven für einen grossen Gegenangriff zusammenzuziehen. Aber Hitler wollte nicht darauf hören, und er wollte auch von einem Rückzug in der Normandie nichts wissen. So mussten die erschöpften Truppen aushalten, bis sie zusammenbrachen und sich nie wieder erholen konnten.

In diesem Licht erscheint der schliessliche Zusammenbruch der Deutschen viel weniger erstaunlich als die Tatsache, dass sie es fertig brachten, die Invasionstruppen so lange aufzuhalten. Obwohl die Meinungsverschiedenheiten auf der Feindseite den Alliierten sehr zu Hilfe kamen, mussten sie doch hart kämpfen, ehe sie von ihren Küstenstützpunkten aus vorstossen konnten. Wäre man sich im deutschen Oberkommando einig gewesen, dann wäre die Gefahr einer Niederlage für die Alli-

ierten viel ernster gewesen, noch ehe sie an der Küste festen Fuss gefasst halten. Selbst ihre absolute Luftüberlegenheit hätte sie möglicherweise nicht gegen diese Gefahr schützen können.

Bei diesen Überlegungen erhebt sich die Frage, ob denn die Normandie wirklich die beste Stelle für die Invasion der Alliierten war. Eine weitere Möglichkeit wäre gewesen, an der Westküste Frankreichs, in der Bucht von Biskaya, zu landen, wo die Verteidigung unbedeutend und das Hinterland ungeschützt war. Als ich in einem unserer Gespräche Rundstedt um seine Meinung fragte, antwortete er: «Wenn die Alliierten dort gelandet wären, dann hätten sie sehr leichtes Spiel gehabt, – sowohl bei der Errichtung eines genügend grossen Brückenkopfes, als auch bei einem Vorstoss nach dem Inneren des Landes. Ich hätte nicht eine einzige Division rechtzeitig dorthin senden können, um sie aufzuhalten.» Und Blumentritt fügte hinzu: «Ein solches Landungsunternehmen wäre praktisch auf keinerlei Widerstand gestossen. Wir hatten nur drei Divisionen zum Schutz der 500 km langen Küstenlinie südlich der Loire liegen, und zwei davon waren Ausbildungsdivisionen, die aus unerfahrenen Rekruten bestanden.»

Die Erfahrung, die der Feind aus früheren Landungsunternehmen der Alliierten im Mittelmeerraum gewonnen hatte, brachten ihn zu der Überzeugung, dass die Alliierten nur dort eine Invasion versuchen würden, wo sie ohne weite Anflugstrecken von der Luft her wirksam unterstützt werden konnten. So glaubten die Deutschen sicher zu gehen, wenn sie die Möglichkeit einer Invasion an der Loire gar nicht erst ins Auge fassten. Ihr Gleichgewicht wäre noch mehr erschüttert worden, als es so schon war, wenn die Alliierten etwas so völlig Unerwartetes getan hätten.

Es scheint einleuchtend, dass die Alliierten mühelos an der Loire hätten landen und ihre Stellungen schnell hätten ausdehnen können. Sie hätten so doch viel eher als in der Normandie die Möglichkeit gehabt, genügend Raum für Flugplätze auf französischem Boden zu gewinnen. Die grössere

Entfernung übers Meer von England her wäre wohl zunächst ein Nachteil gewesen, aber wahrscheinlich hätten leicht einige Häfen für den Nachschub an Material und Verstärkungen direkt aus Amerika erobert werden können, noch ehe sie blockiert waren. Wie die Dinge lagen, war es für die Alliierten monatelang-auch lange, nachdem sie die deutsche Grenze bereits erreicht hatten, ein Hindernis, dass die Deutschen die grossen Häfen an der französischen Atlantikküste so lange hielten. Ein weiterer wichtiger Vorteil im Loire-Gebiet wäre gewesen, dass die Alliierten, wenn sie erst einmal dort festen Fuss gefasst hatten, kaum so lange eingeeengt geblieben wären, wie es auf dem engen und schwierigen Gelände der «bocage» in der Normandie der Fall war, das mit Recht den Namen «Normannische Schweiz» führt. Frankreich hätte dann weit und offen vor ihnen gelegen. Motorisierte Kolonnen, die an der Loire entlang nach Osten gestossen wären – wie Patton es schliesslich nach seinem Ausfall aus der Normandie tat – hätten genügend Raum für Operationen nach allen Richtungen hin gefunden. Sie hätten möglicherweise auch einen solchen Druck im Rücken der Verteidiger an der Kanalküste ausüben können, dass der Weg für eine zweite Landung dort geebnet gewesen wäre.

Ein besonders wichtiger Faktor in der ganzen Situation war der, dass ein grosser Teil der deutschen Reserven an die Nordküste gebunden war, nicht nur, weil man dort immer noch eine Landung befürchtete, sondern weil dort die Abschussstellen der V-Waffen geschützt werden mussten. Hieraus erklärt sich vieles, was an dem Feldzug rätselhaft erscheint. Indem Hitler sich so lange an diese Küste klammerte, führte er einen deutschen Zusammenbruch herbei, der hätte vermieden werden können. Aber seine Hartnäckigkeit ist verständlich. Solange er die Abschussstellen der V-Waffen operationsfähig hielt, hatte er immer noch eine Aussicht, Englands Siegeswillen zu brechen, wenn er genügend Zeit gewinnen konnte, die Beschiessung aufrechtzuerhalten und zu intensivieren. Er musste auf diese Chance verzichten, wenn er die im Übrigen vernünft-

tigere Taktik verfolgte, sich rechtzeitig auf die Siegfried-Linie abzusetzen. Das konnte jedoch das Ende nur hinauszögern, nicht mehr.

Sein Abenteuer schlug fehl und beschleunigte das Ende, aber seine Berechnung war besser fundiert gewesen, als man gewöhnlich glaubt. Sein grösster Fehler war, dass er sich zu lange in der Normandie behaupten wollte, anstatt sich hinter die Seine zurückzuziehen, solange seine Truppen noch stark genug waren, diese Grenze zu halten. Von dort aus hätte er immer noch die V1-Bombardements auf London schützen und fortsetzen können.

Nur zwei Worte – aber die grösste Torheit des Krieges

Die Geschichte wird vielleicht einmal sagen, dass die «bedingungslose Kapitulation» uns teurer zu stehen kam als jedes andere Wort und jeder andere politische Schritt. Diese aus zwei Worten bestehende Formel war von Präsident Roosevelt und Mr. Churchill Anfang 1943 bei ihrer Zusammenkunft in Casablanca geprägt worden. Sie klang so einfach und nett, weil sie jegliche Einwände von Seiten des Besiegten von vornherein ausschloss. Aber sie stellte sich als eine Quelle von Komplikationen heraus, die weit schlimmer waren als alle, die man vermeiden wollte.

Diese beiden Worte verlängerten den Krieg weit über sein wahrscheinliches Ende hinaus und führten dazu, dass noch zahllose Menschenleben geopfert werden mussten, die sonst erhalten geblieben wären. Sie setzten die Möglichkeiten für Europas Wiederaufbau aufs Spiel, weil die sich so lange hinziehende Befreiung unendliche Verwüstung auf dem Kontinent und eine übermässige Erschöpfung Grossbritanniens nach sich zog. Eine weitere unheilvolle Folgeerscheinung war der Konflikt, der zwischen den Siegermächten zwangsläufig entstehen musste, weil nun überhaupt kein europäisches Gleichgewicht mehr vorhanden war. Ein Krieg bis zum bitteren Ende musste Russland zum Sieger auf dem Kontinent machen, er musste die westeuropäischen Länder ausserordentlich schwächen und jeglichen Pufferstaat zerstören. Der «eiserne Vorhang» ist kein Sicherheitsvorhang!

Wie konnte die «bedingungslose Kapitulation» zum Programm der anglo-amerikanischen Politik werden? Das ist eine merkwürdige Geschichte, und die Art und Weise, wie dieses

Programm angenommen wurde, zeigt gewisse Züge von Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit, wie sie nur allzu oft bei Staatsmännern zu finden sind, wenn sie schicksalsreiche Entscheidungen für ihre Völker und für die Welt treffen.

Als sich Präsident Roosevelt für diese Formulierung aussprach, ging er vom Amerikanischen Bürgerkrieg von 1861-65 aus. Nach amerikanischen Berichten von der Zusammenkunft in Casablanca begründete er seine Ansicht, indem er folgende Geschichte erzählte: Als die Armee der Südstaaten sich ergab, bat ihr Befehlshaber um Erlaubnis, dass seine Truppen ihre Pferde und Seitengewehre behalten dürften. General Grant jedoch schlug diese Bitte ab und bestand auf bedingungsloser Unterwerfung.

Staatsmänner neigen dazu, an markigen Erzählungen Gefallen zu finden. Aber diese Erzählung verwechselte die historischen Tatsachen. In Wirklichkeit war es nämlich so, dass General Grant selbst der Niederlage ihren Stachel nahm, indem er – unaufgefordert – eine Klausel einfügte, wonach es den Südstaatlern erlaubt war, ihre Pferde und Seitengewehre zu behalten. Er sprach bei dieser Gelegenheit nicht von einer «bedingungslosen Kapitulation».

In Wirklichkeit geht der Ausdruck auf eine frühere Episode in Grants Karriere zurück. Der Bürgerkrieg hatte mit Niederlagen der Unionstruppen begonnen, aber die Wolken teilten sich, als Grant Fort Donelson in Tennessee nahm. Hier gab er auf die Bitte der Besatzung um Bedingungen die barsche Antwort: «Bedingungslose Kapitulation!» Die Nachricht von diesem kleinen Sieg versetzte die Öffentlichkeit in den Nordstaaten in Aufregung. Sie sahen in der Tatsache, dass Grants Anfangsbuchstaben «U. S.» (Ulysses Simpson Grant) dieselben waren wie die der United States, für deren Erhaltung sie kämpften, und dass sie auch gleichzeitig «unconditional surrender» – bedingungslose Kapitulation – bedeuteten, ein dreifach glückliches Zusammentreffen und ein gutes Omen. So wurde dieser Ausdruck zu einem volkstümlichen Schlagwort.

Selbst wenn Roosevelts Gleichnis aus dem Amerikanischen Bürgerkrieg historisch gesehen eine gute Parallele gewesen wäre, so wäre sie vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus dennoch schlecht gewesen. Es ist absurd, in einem Völkerkrieg Bedingungen anzuwenden, die vielleicht für die Besetzung einer Festung passend gewesen sein mögen. Ein Volk kann nicht auf die Dauer interniert werden. Es ist sogar törricht, bei einem Völkerkrieg die gleichen Grundsätze anwenden zu wollen wie bei einem Krieg innerhalb eines Volkes, es sei denn, man hat die Absicht, das eroberte Land für dauernd besetzt zu halten. Vom Standpunkt einer Politik auf lange Sicht ist eine solche Anschauung kurzsichtig, und in strategischer Hinsicht ist sie ein Hindernis, das man sich selbst schafft.

Alle weitdenkenden Strategen in der Vergangenheit haben erkannt, wie wertvoll es ist, dem in die Enge getriebenen Gegner ein Schlupfloch zu lassen, durch das er entkommen kann, und wie sehr dies die Neigung zum Nachgeben fördert. Auf diese Weise beginnt der Widerstand sozusagen «wegzutropfen», die Tropfen verwandeln sich in einen Strom und der Strom in eine Flut. Wenn andererseits keine Rückzugslinie mehr offen ist, dann neigen auch die zurückhaltendsten Kämpfer dazu, härteren Widerstand zu leisten und mit der Kraft der Verzweiflung zu kämpfen. Wenn in einem Kriege der Gegner zu erlahmen beginnt, dann wird die harte Forderung nach einer bedingungslosen Kapitulation ganz natürlich den Erfolg haben, dass sich sein Widerstand versteift, und es kann sogar ein im Entstehen begriffener Riss dadurch wieder zugekittet werden. Auf diese elementare Wahrheit wird bereits in dem ersten klassischen Werk über die Kunst der Kriegführung von dem chinesischen Meister der Strategie Sun Tsu im Jahre 500 v. Chr. hingewiesen.

Während die Nachkriegskomplikationen der «bedingungslosen Kapitulation» erst jetzt sichtbar werden, zeigten sich ihre unmittelbaren Folgen sehr bald in der längeren Dauer des Krieges und in den wachsenden Kosten.

Die ersten nachteiligen Wirkungen machten sich in Italien bemerkbar. Als Mussolini im Juli 1943 von seinen ehemaligen Mitkämpfern, die sich unter der Führung von Marschall Badoglio zusammengeschlossen hatten, gewaltsam aus seinem Amt entfernt wurde, da bestand alle Aussicht, dass Italien sofort als kriegführende Macht ausfallen würde. Damit hätte es die Pläne der Achse im Allgemeinen so weit umgestossen, dass Deutschland ohne Deckung gewesen wäre. Aber die alliierten Staatsmänner und ihr Schlagwort «bedingungslose Kapitulation» retteten Hitler.

Der Sturz Mussolinis war der klarste Beweis dafür, dass die Italiener den Frieden wünschten und die Verbindung mit Deutschland los sein wollten. Damals hatte Deutschland nur relativ wenig Truppen in Italien. Badoglios Staatsstreich brachte sie aus dem Gleichgewicht. Eine solche Lage hätte nun den Alliierten eine grosse und günstige Gelegenheit geboten, wenn sie fähig gewesen wären, sie zu ergreifen. Aber die ständig wiederholte Forderung nach bedingungsloser Kapitulation war natürlich nicht sehr einladend und erwies sich als ein Verzögerungsfaktor. Da sie die Friedensbereitschaft der Italiener im günstigsten Augenblick hemmte, bedeutete sie ein Hindernis für die Aussichten der Alliierten und wirkte so zugunsten der Deutschen. Ein psychologisches Verzögerungsmoment wurde strategisch zu einem Hemmschuh.

Es vergingen sechs Wochen, bis der offensichtliche Wunsch der Italiener, von Deutschland abzufallen, in einem Waffenstillstand mit den Alliierten Ausdruck fand. In dieser langen Zwischenzeit konnten die Deutschen genügend Truppen nach Italien werfen, um die italienischen Streitkräfte in Schach zu halten und die wichtigsten Punkte zu besetzen. So wurde das Problem, dem wir uns gegenübersehen, unendlich vergrössert. Dass die deutschen Truppen nur langsam und allmählich eintrafen, zeigte, was für eine Gelegenheit wir verpasst hatten.

Die strengen und unbeugsamen Forderungen der Alliierten gaben jedenfalls den Italienern weder Ansporn noch Ermutigung, den Deutschen Widerstand zu leisten oder hierfür

irgendwelche Opfer zu bringen. Es ist nur natürlich, wenn sie der Ansicht waren, sie befänden sich in dem sprichwörtlichen Dilemma «zwischen Scylla und Charybdis». Die Ironie bei der sich ergebenden Situation war, dass die italienischen Delegierten das Waffenstillstands-Abkommen nicht eher unterzeichneten, als bis man ihnen in grossen Umrissen die späteren Bedingungen des Friedensvertrages mitgeteilt hatte – nämlich die politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Massnahmen, die die Alliierten anzuwenden gedachten. Das bedeutete, dass die Kapitulation praktisch durch eine solche beruhigende Zusicherung bedingt war, obwohl nach aussen hin die «bedingungslose» Formel bestehen blieb.

Die Sorge der alliierten Staatsmänner, das «Gesicht zu wahren», kostete Zeit, die nie wieder eingeholt werden konnte. Wieviel damit verwirkt worden war, wurde in den nächsten zwei Jahren klar, als die alliierten Streitkräfte sich langsam den ganzen italienischen «Stiefel» von der «Zehe» bis zum «Schenkel» hinaufkämpfen mussten und dabei wiederholt den Krampf bekamen.

Die unangenehmen Auswirkungen der «bedingungslosen» Politik zeigten sich erneut und sogar noch klarer, als die Alliierten das Problem Deutschland direkt angingen. «Bedingungslose Kapitulation» verdoppelte und verdreifachte die Hindernisse, die der Kapitulation entgegenstanden. Indem so jegliche Friedensangebote von Seiten der Naziregierung von vornherein ausgeschaltet waren, wurde zugleich der übliche Weg versperrt, auf dem der durch die Kriegsmüdigkeit des Volkes hervorgerufene psychologische Druck zu einem Friedensgesuch führen kann. Angesichts einer solchen abschreckenden «Bedingung» waren die Naziführer geradezu verpflichtet, das deutsche Volk bis zum letzten Atemzug kämpfen zu lassen, bevor sie ihren eigenen Kopf dem alliierten Henker in die Schlinge legten. Ebenso gewiss war, dass sie dafür Sorge tragen würden, jedem anderen den Kopf abzuschneiden, der etwa geneigt wäre, sich den alliierten Forderungen zu beugen.

Gleichzeitig konnte diese Forderung aber auch den deutschen Heerführern kein Anreiz sein, das Naziregime zu stürzen. Es war fast gewiss, dass jeder Staatsstreich nur mit halber Kraft geführt und von Seiten der Wehrmacht oder von aussen nur teilweise unterstützt werden würde. So war das erste Ergebnis der Formel von Casablanca, dass die Aussichten auf eine Revolte in Deutschland schwächer wurden.

Die Formel von der «bedingungslosen Kapitulation» unterstützte ausserdem die Nazi-Propaganda dabei, das deutsche Volk davon zu überzeugen, dass ihm nichts anderes übrig bliebe, als mit dem Naziregime zu schwimmen oder unterzugehen. Diese Ungewissheit über seine Zukunft trieb das Volk dazu, sich hinter ein Regime zu stellen, das, wenn es auch eine Tyrannei war, doch wenigstens seine unmittelbare Verteidigung sicherstellte. Die alliierte Politik bewirkte, dass selbst einzelne Deutsche sich nicht freiwillig oder gar in entscheidender Anzahl ergaben.

Der alliierten Forderung nach einer Blankounterschrift wurde der Anschein schwärzester Hoffnungslosigkeit gegeben durch das vorweggenommene Gerede über das, was alles mit Deutschland nach seiner Niederlage geschehen sollte. Verantwortliche und unverantwortliche Sprecher gaben sich gleichermaßen dem Spiel hin, Goebbels mit solchen «Gottesgaben» für seine Propaganda zu versorgen. Indem es ihnen Vergnügen bereitete, Pläne für Deutschlands Bestrafung und Aufteilung zu entwerfen, vergassen sie dabei ganz, dass sie für die unnötigen Verluste ihrer eigenen schwer kämpfenden Soldaten verantwortlich waren.

Als Anfang August 1944 die alliierten Streitkräfte aus dem Brückenkopf in der Normandie vorstiessen, fiel die übermässig ausgedehnte deutsche Front zusammen wie ein allzu prall gefüllter Ballon, in den man mit einer Nadel hineinsticht. Die Aussicht für Hitler, eine neue Front zur Verteidigung Deutschlands aufzubauen, war nur mehr gering. Aber die Voraussagen der Alliierten, dass der Sieg noch vor dem Herbst erkämpft sein würde, wurden durch die Ereignisse

widerlegt. Dass der alliierte Vormarsch steckenblieb, war nicht nur auf den Herbstmorast und das Nachschubproblem zurückzuführen, sondern vielmehr auf den jetzt viel härteren Widerstand einer viel schwächeren deutschen Wehrmacht. Viele der Gefangenen, die gemacht wurden, sahen armselig aus, und überzeugte Nazis gab es nur wenige unter ihnen. Aber diese zweitrangigen Truppen kämpften härter als vorher Elitetruppen gekämpft hatten. Der Mut der Verzweiflung stärkte sie; und diese Verzweiflung war darauf zurückzuführen, dass die unheilvoll eindeutige Forderung der Alliierten auf bedingungslose Kapitulation keinerlei Hoffnungsschimmer mehr liess.

Sie bedeutete, dass die Deutschen sich auf «Gnade oder Ungnade» den Siegern ergeben mussten, ohne eine Gewähr dafür zu haben, dass jene sich nicht als vollkommen «gnadenlos» erweisen würden. Diese Furcht wurde noch durch Erfahrungen aus der Vergangenheit bestärkt, die bewiesen, dass Rachegefühle in der Stunde des Sieges am stärksten sind, dass die Fanatiker in jeder siegreichen Nation die Oberhand gewinnen und dass, wenn sich Nationen verbünden, beim Friedensschluss immer die extremsten unter ihnen den Ton angeben. Jedem Deutschen war inzwischen bewusst geworden, welche Hassgefühle seine Führer und ihre Werkzeuge in den Nachbarvölkern ausgelöst hatten, und sie glaubten deshalb, dass eine Kapitulation ohne jede Sicherheit das deutsche Volk als Ganzes einer grenzenlosen Rache aussetzen würde. Lieber wollten sie mit dem schwächsten Hoffnungsschimmer weiterkämpfen, als sich einem solchen Schicksal unterwerfen.

Die deutschen Generale, mit denen ich nach dem Kriege sprach, sagten übereinstimmend, dass sie sowie ihre Truppen sich früher – entweder in geschlossenen Verbänden oder einzeln – ergeben hätten, wenn nicht die Politik der bedingungslosen Kapitulation dagegen gestanden hätte. Sie berichteten Einzelheiten aus vielen Diskussionen, die den ganzen Winter 1944 und den darauffolgenden Winter in hohen militärischen Dienststellen über die Möglichkeit geführt wurden, ob und

wie man mit den Alliierten in Verbindung treten und hinter Hitlers Rücken einen Waffenstillstand erreichen könnte. Aber ihre Bestrebungen wurden behindert: einmal durch die abschreckende Haltung der alliierten Regierungen und zum anderen durch die Tätigkeit der Gestapo. Die Generale konnten ihren Truppen schwerlich befehlen, die Waffen niederzulegen und Hitler den Gehorsam zu verweigern, wenn sie ihnen nicht eine gewisse Sicherheit gegen die Rache der Alliierten geben konnten.

Blumentritt, der Rundstedts Generalstabschef im Westen war, sagte: «Die Nazi-Propaganda hämmerte den Truppen und dem Volke ein, dass alle Deutschen zusammen ‚in der Patsche‘ sässen, und sie konnte viele Reden und Radiosendungen der Alliierten anführen, um dies zu unterstreichen. Soweit ich mich erinnern kann, hat die Propaganda der Alliierten diesen Behauptungen der Nazis über das schreckliche Schicksal, das die Deutschen im Falle einer Niederlage erwartete, niemals direkt widersprochen. Die alliierte Propaganda war darauf abgestellt, das deutsche Volk verantwortlich zu machen und nicht seine Regierung wie 1918. Gleichzeitig waren die ausländischen Gesandtschaften bestrebt, die Nazibehauptungen, dass die Alliierten die totale Zerstörung Deutschlands beschlossen hätten, zu bestätigen. Schon vor 1944 hatten viele Offiziere im deutschen Oberkommando Friedensgesuche stellen wollen, aber von Seiten der Alliierten wurden sie in keiner Weise dazu ermutigt – ganz im Gegenteil.»

Mr. Allen Welsh Dulles vom U.S. Dienst für politische Kriegführung hat erklärt, weshalb die alliierte Propaganda zu diesen Fragen schwieg. Er arbeitete in der Schweiz und stand mit der deutschen Untergrundbewegung gegen Hitler in Verbindung. «Die Goebbels und Bormanns konnten das Wort ‚bedingungslose Kapitulation‘ benutzen, um einen völlig hoffnungslosen Krieg um viele Monate zu verlängern. Uns war die Zunge gebunden, denn wir fürchteten, jede Erklärung über den Begriff der bedingungslosen Kapitulation könnte von den Deutschen als ein Versprechen ausgelegt werden, von dem

ein zukünftiger Hitler sagen könnte, es sei gebrochen worden.»

Dieser ziemlich phantastischen Furcht wegen verzichtete man also auf die Möglichkeit eines baldigen Sieges und eines wirklichen Friedens, und ausserdem vergass man in der Furcht vor einem zweiten Hitler in ferner Zukunft die Probleme der nächsten Zukunft – nicht zuletzt das Problem Russland.

Albrecht von Kessel berichtet in seinem Tagebuch, dass nach der Meinung einer Anzahl von Angehörigen der deutschen Untergrundbewegung die Formel von der bedingungslosen Kapitulation sechs Jahre Arbeit der Nazi-Opposition «aufs Spiel setzte und möglicherweise zunichte machte». Eine Fülle von Beweismaterial ist seit Kriegsende zutage gekommen, das beweist, wie gross und weitverzweigt die deutsche Untergrundbewegung gegen Hitler war. Den alliierten Regierungen waren diese Umstände schon während des Krieges bekannt, aber sie schenkten ihnen zu wenig Beachtung, und noch weniger ermutigten sie die Tätigkeit der Untergrundbewegungen.

Bereits im Frühjahr 1942 traf der Bischof von Chichester während eines Besuches in Schweden mit Vertretern der deutschen Kirchen zusammen, die ihm von den Vorbereitungen zum Sturz Hitlers berichteten und ihm sogar die Namen der hauptsächlich beteiligten Generale und anderer führender Persönlichkeiten anvertrauten. Sie wollten weiter nichts als eine Zusicherung, dass im Falle des Gelingens die Friedensbedingungen der Alliierten nicht rachsüchtig sein würden. Der Bischof überbrachte diese Nachricht dem damaligen Aussenminister Mr. Eden. Dieser nahm sie zur Kenntnis, liess es aber dabei bewenden. Die britische Regierung war nicht gewillt, irgendwelche Zusicherungen zu geben.

Hätten Mr. Churchill und seine Kollegen sie gegeben, dann wäre der Krieg vielleicht drei Jahre früher zu Ende gewesen. Stattdessen setzte sich Mr. Churchill neun Monate nach dieser Friedensannäherung mit Präsident Roosevelt zusammen und sie schufen zusammen die Formel von der «bedingungs-

losen Kapitulation», die Hitler dazu verhalf, noch über zwei Jahre länger auszuhalten.

Man braucht keine geheimnisvollen Berechnungen anzustellen, um zu zeigen, wieviel die besetzten Länder in diesen zwei weiteren Kriegsjahren zu leiden hatten und wie die so verlängerte Besetzung ihre Aussichten auf eine gesundende Stabilisierung verschlechterte. Noch offensichtlicher sind die schrecklichen Auswirkungen der fortgesetzten Verwüstung Deutschlands und die verheerenden Rückwirkungen auf alle seine europäischen Nachbarn. Die Lasten der Alliierten für die Besetzung Deutschlands und den Versuch, Ordnung in das Chaos zu bringen, sind dadurch ungleich grösser geworden. Die Massensbombardierungen Deutschlands haben sich als der schlimmste Bumerang erwiesen.

Gleichzeitig haben diese unnötigen zusätzlichen Kriegsjahre Englands Stellung unterminiert. Obwohl es Hitler so erfolgreich Widerstand geleistet hatte, war es schliesslich zu sehr verarmt, um aus dem Siege grossen Nutzen ziehen zu können. Englands Aussichten auf Erholung sind verringert worden, weil eben dieses europäische Gleichgewicht, für dessen Erhaltung es in der Vergangenheit so oft gekämpft hat, verschwunden ist. Der Erfolg der vollständigen Unterwerfung Deutschlands ist, dass England sich nun gleichsam mühselig am unteren Ende einer Wippe festklammert, auf deren oberen Ende ihm gegenüber Russland sitzt – ein Bundesgenosse im Kriege, der zu einer drohenden Gefahr im Frieden geworden ist.

Amerika ist zwar nicht in gleicher Weise verarmt, der Preis jedoch für den Sieg, dem es so ohne Rücksicht auf die Folgen nachstrebte, besteht in einem drohenden neuen Krieg mit unberechenbaren Folgen. Man suchte Sicherheit, indem man den Gegner zur bedingungslosen Kapitulation zwang, und erreichte nur ein noch grösseres Mass an Unsicherheit angesichts eines neuen Gegners.

Dieses Ergebnis voller Ironie und Gefahr hätte jeder Staatsmann voraussehen können, der nicht von der Wut des Kampfes geblendet war.

*War es klug von uns,
«Widerstandsbewegungen» zu fördern?*

In keinem grossen Krieg der modernen Geschichte hat es eine so weitverzweigte Guerillatätigkeit gegeben wie im letzten. Im Kampf gegen Napoleons Versuch, den europäischen Kontinent zu unterwerfen, war der Guerillakrieg nur in einem der eroberten Länder, in Spanien, ein ernstzunehmender Faktor. Im Krieg von 1914-1918 war er in Europa ganz bedeutungslos, obgleich er auf den entlegenen Feldzug gegen die Türkei im Mittleren Osten unter der geistigen Führung von Lawrence von Arabien einen wichtigen Einfluss ausübte. Aber im Kampf gegen Hitler brach er in jedem Lande aus, das von den Deutschen besetzt war. Ihn zu entfachen war ein Teil der britischen Kriegspolitik. Die Ideen und Erfahrungen von Lawrence wurden auf viel breiterer Grundlage und mit viel besseren Hilfsmitteln angewendet. Spezialabteilungen der britischen Planungsorganisation hatten die Aufgabe, überall dort Widerstandsbewegungen zu gründen und zu fördern, wo Hitler versuchte, seine «Neue Ordnung» einzuführen. Als die USA in den Krieg eintraten, wurde diese Politik mit noch grösserem Nachdruck verfolgt.

In den besetzten Ländern nahm dieser Widerstand zwei Formen an. Die eine Form war der unbewaffnete Widerstand, das heisst eine hartnäckige Weigerung, mit den Eroberern zusammenzuarbeiten, und eine Behinderung ihres Verwaltungsapparates durch passiven Widerstand. Die andere Form war ein aktiver Kampf mit Sabotage, Plünderung und Überfällen aus dem Hinterhalt mit dem Ziel, die Besatzungstruppen zu zermürben und ihre Moral zu schwächen. Die Engländer und Amerikaner richteten ihr Hauptaugenmerk auf die Entwick-

lung der zweiten Form. Sie selbst standen im Kampf, und sie waren der Ansicht, dass die Bevölkerung der von den Deutschen besetzten Länder Europas ebenfalls kämpfen sollte, soweit sie dazu in der Lage war.

War diese Politik auf lange Sicht gesehen klug, wenn man nicht nur daran dachte, den Krieg zu gewinnen, sondern auch daran, den Frieden zu sichern, der dem Sieg folgen sollte? Wog ihr Beitrag zum Sieg die Unordnung auf, die sie zur Folge hatte? Diese Fragen mögen erschreckend klingen, aber es gibt nur allzuvielen Beweise dafür, dass die Fundamente des Friedens unterminiert worden sind durch den Geist der Gewalt, der jetzt in vielen der befreiten Länder umgeht.

Damals wurde diese Guerilla-Politik mit grosser Begeisterung und ohne viel Fragen angenommen. Nachdem sich einmal die Flut der deutschen Eroberung über fast ganz Europa ergossen hatte, schien es einleuchtend, dass man diesen Weg einschlagen müsste, wollte man Hitlers Griff lockern. Es war genau der Weg, der Mr. Churchills Wesen und Temperament entsprach! Abgesehen von seinem angeborenen Kampfgeist und seiner festen Entschlossenheit, Hitler zu schlagen, ganz gleich, was später geschehen könnte, war er auch noch ein enger Mitarbeiter und Bewunderer von Lawrence gewesen und sah nunmehr eine Gelegenheit, das, was Lawrence in einem verhältnismässig begrenzten Teil Arabiens getan hatte, in grösstem Ausmass in Europa zu verwirklichen.

In Frage zu stellen, ob diese Politik wünschenswert wäre, wurde als Mangel an Entschlusskraft und fast als Mangel an Patriotismus angesehen. Nur wenige wagten es, sich dessen beschuldigen zu lassen, selbst wenn sie Bedenken hatten, wie diese Politik sich schliesslich auf die Wiedergesundung Europas auswirken würde. Krieg bedeutet immer, dass Böses getan wird in der Hoffnung, es möge dabei etwas Gutes herauskommen, und es ist schwer, die Unterscheidung zwischen Gut und Böse zu behalten, ohne Gefahr zu laufen, an Entschlusskraft zu verlieren. Ausserdem ist es gewöhnlich ein Fehler, in der Schlacht selbst zu vorsichtig zu sein, weshalb man auch auf

der höheren Ebene der Kriegführung selten Verständnis für zu grosse Vorsicht hat. Aber gerade auf dieser Ebene wäre sie oft viel klüger, wenn sie auch im Allgemeinen gerade hier unbeliebt ist. Im Fieber des Krieges verlangt die öffentliche Meinung nach den drastischsten Massnahmen und fragt nicht danach, wohin sie führen.

Wie sahen nun die Ergebnisse dieser Politik aus? Die bewaffneten Widerstandsgruppen bedeuteten ohne Zweifel eine beträchtliche Belastung für die Deutschen. Im Westen zeigte sich ihre Wirkung am ausgeprägtesten in Frankreich. Auch für die deutschen rückwärtigen Verbindungen in Osteuropa und auf dem Balkan erwiesen sie sich als eine ernste Bedrohung. Die beste Anerkennung ihrer Wirksamkeit wird ihnen durch die Aussagen der deutschen Kommandeure ausgesprochen. Gleich den britischen Kommandeuren in Irland in der Zeit der Aufstände waren sie sich wohl bewusst, welche Sorge und Last der Kampf mit Guerillabanden bedeutete, die wie aus heiterem Himmel zuschlugen und von der Bevölkerung gedeckt werden.

General Blumentritt, der Stabschef Feldmarschall Rundstedts im Westen, berichtete mir, wie sehr die Aktionen des Maquis die Verschiebungen der deutschen Truppen hinderten, die nötig waren, um der Invasion der Alliierten entgegenzuwirken. Die Hauptquartiere und Stäbe mussten stark bewacht werden, und Generale konnten nur in Begleitung von bewaffneten Eskorten ausfahren. Andere erzählten mir, wie die deutsche Wehrmacht sich in Weissrussland und Polen darauf beschränken musste, nur einige wenige Hauptstrassen als Nachschubwege zu benutzen, weil so viele Brücken von Partisanen in die Luft gesprengt wurden.

Aber wenn man diese Kämpfe im Rücken der Front genau untersucht, dann scheint es, dass ihr Erfolg in hohem Masse davon abhing, inwieweit sie mit den Operationen einer starken regulären Truppe koordiniert waren, die die Front des Feindes in Anspruch nahm und auch seine Reserven abzog. Die Guerillatätigkeit bedeutete selten mehr als eine blosser Un-

annehmlichkeit, es sei denn, dass gleichzeitig eine machtvolle Offensive drohte oder im Gange war, auf die der Feind seine Hauptaufmerksamkeit lenken musste.

Wenn das nicht der Fall war, war sie weniger wirksam als ein weitverzweigter passiver Widerstand und brachte den eigenen Landsleuten weit grösseres Unheil als dem Feinde. Sie provozierte Vergeltungsmassnahmen, die viel schlimmer waren als der Schaden, der dem Feind zugefügt wurde. Sie gab seinen Truppen Anlass zu Gewalttaten, die für eine Besatzungsmacht in einem feindlichen Lande immer eine Entspannung der Nerven bedeuten. Der Materialschaden, den die Guerillas im Zuge ihrer Wiedervergeltung direkt und indirekt anrichteten, brachte ihrem eigenen Volk viel Leid und erwies sich am Ende als ein Hindernis für den Wiederaufbau nach der Befreiung.

Aber die schwerste und anhaltendste aller Belastungen war moralischer Natur. Die bewaffnete Widerstandsbewegung zog nicht nur die Hochgesinnten und Freiheitsliebenden an, sondern auch viele «dunkle Existenzen». Sie gab den letzteren die Berechtigung, ihren Lastern zu frönen und ihre Unzufriedenheit abzureagieren – alles unter dem Deckmantel des Patriotismus – und war damit ein weiterer Beweis für Dr. Johnsons historische Äusserung, dass «Patriotismus die letzte Zuflucht eines Gauners ist». Noch schlimmer war ihre weitreichende moralische Wirkung auf die gesamte jüngere Generation. Im Kampf gegen die Besatzungsmacht lernte sie, der Autorität zu trotzen und die Regeln der bürgerlichen Moral zu durchbrechen. Eine Nichtachtung von «Gesetz und Ordnung» blieb zurück, die sich weiterhin auswirken musste, auch nachdem die Besatzungstruppen abgezogen waren.

Die Gewöhnung an Gewalttätigkeiten schlägt in der irregulären Kriegsführung tiefere Wurzeln als im regulären Frontkrieg. Im letzteren wird ihr durch den gewohnheitsmässigen Gehorsam der eingesetzten Autorität gegenüber entgegengewirkt. Die irreguläre Kriegsführung aber macht eine Tugend daraus, der Autorität zu trotzen und die Gesetze zu verlet-

zen. Die Aufgabe, ein Land und einen festgefügteten Staat auf einer derartig unterminierten Grundlage wieder aufzubauen, ist ausserordentlich schwierig.

Der passive Widerstand hat solche Wirkungen nur in viel geringerer Masse. Er begünstigt zwar auch eine dauernde Haltung des Ausweichens und Umgehens von Gesetzen, aber er sät nicht die Saat des Bürgerkriegs und züchtet keine Terroristen.

Wie gefährlich die Folgen des Guerillakrieges sind, kam mir deutlich zum Bewusstsein, als ich über die Kämpfe von Lawrence in Arabien und unsere Diskussionen über dieses Thema nachdachte. Mein Buch über diese Kämpfe und die Darlegung der Theorie des Guerillakampfes wurde von zahlreichen Führern von Kommandoeinheiten und Widerstandsbewegungen im letzten Krieg als Leitfaden benutzt. Wingate, der damals erst Hauptmann war und in Palästina Dienst tat, kam kurz vor Kriegsausbruch zu mir und war offenbar von dem Gedanken erfüllt, die Theorie in grossem Ausmass wieder anzuwenden. Aber mir kamen jetzt Zweifel – nicht über den unmittelbaren Erfolg des Guerillakrieges, sondern über seine Auswirkungen auf lange Sicht. Es schien mir, als ob diese Auswirkungen sich wie ein roter Faden durch die dauernden Schwierigkeiten zögen, die wir als Nachfolger der Türken in dem gleichen Gebiet hatten, wo Lawrence für die Ausbreitung der arabischen Revolte gesorgt hatte.

Als ich noch weiter zurückblickte, vertieften sich meine Zweifel. Ich erkannte, wie die irregulären Truppen, die Frankreich bewaffnet hatte, um der deutschen Invasion von 1870 entgegenzuwirken, zu einem Bumerang geworden waren. Für die Deutschen waren sie lediglich eine Unannehmlichkeit gewesen, aber für Frankreich entwickelten sie sich zur Organisation eines schrecklichen brudermörderischen Kampfes, die als die Commune bekannt ist. Darüber hinaus ist das Erbe «illegaler» Betätigung im weiteren Verlauf der französischen Geschichte eine dauernde Quelle der Schwäche geblieben.

Noch weiter zurück liegt das verhängnisvolle Beispiel des

Krieges in Spanien, als Napoleons Sieg über die reguläre spanische Armee durch den Erfolg der Guerillabanden zu nichte gemacht wurde, die an die Stelle der Armee traten. Dies war eine der wirkungsvollsten Volkserhebungen gegen einen fremden Eroberer, die uns überliefert ist. Mehr als Wellingtons Sieg trug sie dazu bei, Napoleons Griff um Spanien zu lösen und seine Macht zu unterminieren. Aber sie brachte dem befreiten Spanien keinen Frieden, sondern eine Epidemie bewaffneter Aufstände, die in schneller Folge ein halbes Jahrhundert erfüllten und in unserem Jahrhundert wiederum ausgebrochen sind. Diese Lehren der Geschichte wurden von den Männern, die die Förderung gewaltsamer Empörung als einen Teil der alliierten Kriegspolitik planten, allzu leichtfertig ausser Acht gelassen. Es ist nur zu wahrscheinlich, dass die schädlichen Auswirkungen in Europa ebenso von Dauer sein werden wie im Mittleren Osten. Bezeichnenderweise geben jetzt einige der tapfersten Mitglieder der französischen Widerstandsbewegung zu, dass die militärische Wirksamkeit des Maquis oder des Guerilla-Elementes durch die sich häufenden negativen Auswirkungen übertroffen wurden und dass sie wünschten, die Bewegung wäre auf die Organisation des passiven Widerstandes beschränkt geblieben.

Es zeigt sich mehr und mehr, wie wertvoll ohne jede Einschränkung der Widerstand war, wie er in Norwegen, Dänemark und Holland durchgeführt worden ist und wie unfähig die Nazis waren, damit fertig zu werden. Sie waren Fachleute in Bezug auf Gewalttätigkeit und wussten, wie man ihr entgegentritt. Aber feinere Formen des Widerstandes waren ihnen fremd.

ZWEITER TEIL

MORGEN

Rätsel der nächsten Zukunft

Wie würde ein neuer Krieg aussehen?

Wie eine dunkle Wolke beginnt ein neuer Krieg sich über die Welt auszubreiten. In Amerika hallen die Reden der Presse und des Volkes vom Rollen seines Donners wider. Auf dem europäischen Kontinent wird das Thema zwar weniger offen diskutiert, aber nur deshalb, weil die Menschen den Gedanken an einen Krieg aus ihren Herzen verbannen wollen; denn sie glauben zu wissen, dass die westeuropäischen Länder wieder am meisten leiden müssten und dass sie sich das nächste Mal nicht wieder erholen könnten. Tief in ihrem Herzen sind sie voller Pessimismus und betrachten einen neuen Krieg fast als etwas Unvermeidliches. In England ist die Stimmung ruhiger, und man blickt etwas optimistischer in die Zukunft. Eine solche Haltung ist gut, soweit sie aus dem Willen zum Frieden entsteht und aus dem Entschluss, alle Gedanken und Empfindungen, die auf einen Krieg gerichtet sind, im Zaume zu halten. Sie ist jedoch gefährlich, wenn sie aus der Abneigung entsteht, Tatsachen ins Auge zu sehen.

Die Engländer hatten von 1919 bis 1938 den Kopf in den Sand gesteckt, und als ihnen 1939 der Kopf etwas unsanft aus dem Sand gestossen wurde, waren sie so erbittert, dass sie die Strategie, die am besten geeignet gewesen wäre, die Lage zu meistern, nicht klar ins Auge fassen konnten. Sie überstanden die Gefahr und errangen am Ende sogar den Sieg, aber sie müssen ihre Blindheit vor und während des Krieges heute teuer bezahlen. Und nicht der geringste Teil dieses Preises besteht darin, dass der «Sieg» so wenig Aussicht auf Frieden gebracht hat.

Wenn auch die Meinungen darüber, was denn in einem neuen

Krieg tatsächlich geschehen würde, weit auseinander gehen, so ist man sich doch im Allgemeinen darüber einig, dass seine Wirkungen noch zerstörender sein würden als die des letzten Krieges. Es ist also wichtig, dass wir uns nicht der Frage und der Untersuchung des Problems entziehen, damit wir keine Gelegenheit versäumen, den Krieg zu vermeiden oder wenigstens ihn zu überleben. «Vogel-Strauss-Politik» bedeutet Selbstmord.

Bei der Untersuchung dieser Frage muss unterschieden werden zwischen der Form, die ein Krieg beim Beginn hat und der, die er später annimmt. Die Verwechslung dieser beiden Entwicklungsphasen ist in der Vergangenheit ein weit verbreiteter Irrtum gewesen. Zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg erklärten zum Beispiel viele Propheten, dass ein neuer Krieg mit einer Massenerstörung von Städten durch Luftangriffe beginnen würde. Die öffentliche Meinung wurde von diesem unheimlichen Bild derartig erschreckt, dass man andere mögliche Entwicklungen und auch viel unmittelbarer drohende Gefahren unbeachtet liess. Als die Luftangriffe dann zunächst nicht so schlimm wurden, wie man gefürchtet hatte, verbreitete sich ein Gefühl der Sorglosigkeit, und doch wurden später die Städte durch Luftangriffe nach und nach fast vollständig zerstört. Die Propheten waren gerechtfertigt, obwohl sie mit ihrer Vision einen zu weiten Sprung in die Zukunft getan hatten.

Die Verteidigung des Westens litt im Jahre 1940 schwer unter der Spaltung zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen: die neue Schule, die nur an Bombenangriffe dachte, und die alte Schule, die sich auf eine Wiederholung der Vorgänge von 1918 vorbereitete. Deutschland aber litt auf die Dauer noch mehr, weil es sich zu sehr auf den Angriff verliess und dabei vernachlässigte, seine Industrien zu dezentralisieren und die Fabriken unterirdisch anzulegen, bis es zu spät war.

Eine gleiche Gefahr liegt heute in dem zwiespältigen Eindruck, den Hiroshima hinterlassen hat. Die öffentliche Meinung neigt dazu, anzunehmen, dass keine andere Waffe als die

Atombombe überhaupt wert ist, davon Aufhebens zu machen, und dass diese Waffe in ihrer Wirkung sicherlich so ungeheuerlich sein wird, dass jegliche Verteidigung zwecklos erscheint. Eine solche Einstellung erzeugt eine verhängnisvolle Untätigkeit.

Auf der anderen Seite fühlt sich ein sehr grosser Teil der Berufssoldaten den Aufgaben, die ein Atomzeitalter stellt, so wenig gewachsen, dass sie geneigt sind, lieber an alten Denkgewohnheiten festzuhalten und sich auf einen Krieg einzustellen, an dessen Charakter sie gewöhnt sind – einen Krieg, wie es der letzte vor Hiroshima war. Angesichts einer neuen, drohenden Gefahr träumen sie davon, das Problem zu meistern, indem sie grosse Armeen ausheben und mobilisieren, die sie übers Meer schicken wollen, um die Atomzentren des Feindes zu erobern. Mit dem Gedanken vertraut, dass «der Angriff die beste Verteidigung ist», setzen sie ihre Hoffnung auf eine solche viel zu langsam anlaufende Offensive alten Stils. Sie würden es sogar fertig bringen, eine Landung wie die in der Normandie noch einmal durchzuführen und sich nur wenig Gedanken darüber machen, was inzwischen mit ihrer eigenen Heimat geschehen könnte. Solche Mobilmachungspläne sind überholt.

Der Mann auf der Strasse erkennt mit seinem gesünderen Instinkt, dass diese Art militärischer Planung zu sehr einem Kindertheater gleicht. Die Fragen, die er stellt, sind von grundlegenderer Art, zum Beispiel: «Können Städte oder sogar Völker einen Atomkrieg überleben?» – «Wie viele Atombomben wären wohl nötig, um den Ausgang zu entscheiden?» – «Würde ein Endsieg in einem solchen Kriege überhaupt irgendeinen Sinn haben?» – «Ist sicher damit zu rechnen, dass die Atombombe angewandt wird?» – «Kann irgend etwas getan werden, um die drohende Gefahr zu verringern?» – «Haben Heere oder Flotten überhaupt noch irgendeine Bedeutung?»

Die Antwort auf die meisten dieser Fragen kann in einem Satz zusammengefasst werden: «Es kommt alles auf die Um-

stände an.» Diese Antwort ist nicht so unbestimmt, wie es scheinen mag. Wenn zum Beispiel ein kleines Land wie Belgien oder Holland einer Macht gegenübersteht, die Atombomben besitzt, dann sind seine Streitkräfte nutzloser und der Widerstand ist hoffnungsloser als im Jahre 1940. Wenn es zu einem Konflikt käme, dann würden wahrscheinlich zwei oder drei Atombomben genügen, um seinen Ausgang zu entscheiden. Handelt es sich jedoch um ein weiträumiges Land wie Russland, dann könnten auch einige hundert Atombomben nicht die Entscheidung herbeiführen, selbst wenn dieses Land nicht mit gleicher Münze zurückzahlen könnte. Noch schwieriger wäre es, beispielsweise China mit solchen Waffen unterwerfen zu wollen.

Die Aussichten, einen neuen Krieg zu überleben, hängen nicht von denselben Faktoren ab wie die Aussichten auf den Sieg. Die Länder mit höherer Zivilisation und besser entwickelten industriellen und wissenschaftlichen Hilfsmitteln haben mehr Aussichten auf Überlegenheit hinsichtlich dieser neuen Waffen. Auf der anderen Seite jedoch haben sie entsprechend geringere Aussichten, ein solches Bombardement zu überleben. Denn sie sind ausserordentlich verwundbar, verglichen mit primitiveren Ländern, wo Städte und Häfen weniger bedeutend sind, wo die soziale Ordnung weniger differenziert, der Lebensstandard niedriger und das Volk mehr an harte Lebensbedingungen gewöhnt ist.

Seine Rückständigkeit, die sich immer noch erhalten hatte, und sein weiter Raum liessen Russland im Jahre 1941 Hitlers Blitzkrieg überleben. Ähnliche Faktoren halfen China, den fünfzehn Jahre währenden Eroberungsversuchen Japans zu widerstehen.

«
Es ist wie in der Natur: der kompliziertere Organismus ist empfindlicher und deshalb weniger geeignet, heftige Erschütterungen zu ertragen. Der Fortbestand höherer Kulturen hängt nicht mehr von der Zähigkeit seiner Träger ab, sondern davon, ob und wie sie ihren Verstand zur Erfindung neuer Verteidigungsmittel anzuwenden wissen. Sie müssen

sich mehr auf ihre geistige als auf ihre körperliche Anpassungsfähigkeit verlassen. Das ist eine Lehre, die wir nicht vergessen sollten, wenn wir gerne damit prahlen, dass wir «schon damit fertig werden». Ob es sich nun darum handelt den Schrecken einer künftigen Kriegführung oder einer gegenwärtigen Wirtschaftskrise zu begegnen, immer ist ein entschlossenes Anpacken wesentlicher als eine Haltung untätigen Hinnehmens.

Bei der Diskussion über die Probleme einer zukünftigen Kriegführung werden diese grundlegenden Verschiedenheiten in den Lebensverhältnissen der Völker allzuoft ausser Acht gelassen.

Bevor wir nun daran gehen, Betrachtungen darüber anzustellen, wie ein neuer Krieg aussehen würde, müssen wir zunächst von abstrakten Spekulationen zu konkreten Überlegungen kommen, um einen festen Stand zu gewinnen. Das heisst, wir müssen erwägen, wie und wo ein Krieg entstehen könnte.

Es gibt drei Möglichkeiten für den Ausbruch eines neuen Weltkrieges. Die erste Möglichkeit ist ein direkter Zusammenprall der USA mit der UdSSR. Eine zweite besteht in einem möglichen Konflikt zwischen der UdSSR und andern Staaten als den USA, die aber innerhalb deren Interessensphäre liegen. Eine russische Bedrohung eines der europäischen Atlantikpaktstaaten ist in diesem Zusammenhang zwar das nächstliegende, aber bei weitem nicht das einzige Beispiel, denn Amerika könnte es sich kaum leisten zuzusehen, wie irgendein Staat ausserhalb der russischen Interessensphäre unterliegt. Eine dritte Möglichkeit ist ein Konflikt zwischen zwei Staaten, von denen jeder von einer der beiden Grossmächte unterstützt wird – ein Duell, das die Sekundanten anfangen und in das die Hauptbeteiligten dann eingreifen. So laufen die drei Fälle in Wirklichkeit auf einen und denselben hinaus. In ihrer Form können sie jedoch beträchtlich voneinander verschieden sein, je nachdem, wo der Krieg zuerst ausbricht. Das Gebiet, in dem es mit der grössten Wahrscheinlichkeit zu

einem direkten Zusammenprall zwischen den USA und der UdSSR kommen könnte, ist der Pazifik. Ein Krieg, der in diesem Gebiet ausbräche, würde wahrscheinlich am langsamsten eine katastrophale Entwicklung annehmen und könnte möglicherweise zu einem Blitzableiter für die erneut schwer gefährdeten Länder Europas werden.

Die zweite und die dritte Möglichkeit kann sich überall in Europa, dem Mittleren Osten oder Südostasien ergeben. Wenn der Krieg im Mittleren Osten ausbräche, hätten Englands Interessengebiete und Streitkräfte den Stoss auszuhalten. Aber Englands Interessen dort sind, wenn auch wichtig, doch wiederum nicht so lebenswichtig für seine Sicherheit, wie die Engländer gewöhnlich meinen, während andererseits ein Kriegsausbruch in diesem Gebiet möglicherweise den Blitz ablenken könnte von Gegenden, die näher an der Heimat sind. Ausserdem würde der Feldzug wahrscheinlich in den bisher bekannten Formen verlaufen. Ähnliche Überlegungen gelten für einen möglichen Kriegsausbruch in Südostasien.

Ein Kriegsausbruch in Europa wäre in jeder Beziehung am gefährlichsten, einmal was die Art der Kriegführung und zum anderen was die Zukunft der westlichen Zivilisation anbetrifft. Die europäischen Länder würden von Anbeginn an und auf lange Dauer schrecklich zu leiden haben. Im Verlauf des Krieges würden voraussichtlich die Nöte und Leiden der alten und der neuen Kriegführung vereint auftreten. Im Gegensatz zu der allgemein verbreiteten Ansicht würde aber vermutlich die ältere Art der Kriegführung zunächst vorherrschen, auf jeden Fall dann, wenn der Krieg bald, das heisst in einer Zeit kommen sollte, da das Tempo der Entwicklung neuer Waffen noch mehr oder minder errechnet werden kann.

Der Krieg kann zu jeder Zeit kommen, auch wenn keine Regierung ihn wünscht oder beabsichtigt. Wenn wir die Rivalitäten, Ängste und Verdächtigungen in Betracht ziehen, die durch die Reibungen am «Eisernen Vorhang» entstehen, der Europa trennt, dann wäre es töricht, wenn wir die Gefahren

eines unbeabsichtigten Kriegsausbruches ausser Acht lassen wollen. Die Atmosphäre ist gefährlich leicht entzündlich!

Unter diesen Umständen ist allzu grosse Ruhe fast ebenso gefährlich wie übermässige Aufregung. Die akute Krise von 1948 wirkte wie ein ironisches Echo auf die Versicherung Mr. Bevins von 1947, dass, soweit er sehen könne, «für diese Generation keinerlei Kriegsgefahren mehr beständen». Jedes Nachlassen der Spannung führt nur allzu leicht zu einem Rückfall in eine falsche Sorglosigkeit. Beinahe am Vorabend des Krieges von 1914 und selbst kurz vor Kriegsausbruch im Jahre 1939 waren führende Persönlichkeiten des britischen Aussenministeriums der Ansicht, dass jegliche Kriegsgefahr nunmehr überwunden sei.

Zwei Pistolenschüsse, von einem jungen slawischen Nationalisten, dem Werkzeug eines Geheimbundes serbischer Offiziere, abgefeuert, hatten im Jahre 1914 unermessliche Folgen. Sie entfachten den ersten Weltkrieg, der seinerseits wiederum die Zündschnur für den zweiten legte. Ein ähnlicher Vorfall könnte bei der gegenwärtigen explosiven Atmosphäre in Europa zu einem dritten Weltkrieg führen. Wenn die Beziehungen erst einmal gespannt sind, kann ein unüberlegter Schritt auf der einen Seite nur allzu leicht zu einem übereilten Vorgehen auf der anderen Seite und damit zu einer Situation führen, in der niemand mehr nachgeben will aus Angst, in seinem eigenen Lande und im Ausland an Ansehen zu verlieren. Auf diese Weise kommt es häufiger zu einem Kriegsausbruch als aus wohlüberlegter Absicht.

Wenn nun ein Krieg in Europa ausbräche, welche Entwicklung würde er wohl nehmen? Russland besitzt jetzt vielleicht noch nicht viele Atombomben, aber sein Heer ist weit stärker als irgendeines, das ihm in Europa entgentreten könnte. Die Amerikaner und Engländer haben nur kleine Truppenkontingente auf dem Kontinent, die Armeen der befreiten Länder befinden sich gerade erst im Neuaufbau, und eine Deutsche Wehrmacht gibt es nicht mehr. Wir müssen daher mit der Möglichkeit rechnen, dass sich eine russische Flutwelle bis zum

Mittelmeer oder bis zur Atlantikküste oder bis zu beiden er-
giesst. Nachschubschwierigkeiten könnten vielleicht mehr noch
als direkter Widerstand die Schlagkraft der russischen Armee
beeinträchtigen, aber die Russen haben Erfahrung darin, auf
Kosten der Länder zu leben, die sie besetzen. Sie könnten viel-
leicht auch auf die Unterstützung sympathisierender Ele-
mente in anderen Ländern rechnen, die ihnen den Weg ebnen
würden.

Es wäre töricht anzunehmen, dass Atombomben den Vor-
marsch der Roten Armee aufhalten könnten. Die Reichweite
ihrer zerstörenden Wirkung ist beschränkt und auch Ameri-
kas Vorrat an Atombomben ist begrenzt. Gegenwärtig sind
sie noch keine taktische Waffe, die gegen Landstreitkräfte an-
gewendet werden kann, besonders nicht gegen Streitkräfte,
die derart in Bewegung sind wie die russischen.

Die Möglichkeit, dass Atombomben auf Moskau und Lenin-
grad abgeworfen werden können, vermöchte es wohl, Russ-
land von einem Kriege abzuschrecken, aber sie würde kaum
den Ausgang des Krieges bestimmen, wenn er erst einmal aus-
gebrochen ist. Es ist zweifelhaft, ob Amerikas Vorrat an
Atombomben ausreichen würde, um Russlands Kriegspoten-
tial lahmzulegen, selbst wenn die amerikanischen Flugzeuge
ihre Ziele erreichen könnten, was gänzlich ungewiss und weit-
gehend vom Zufall abhängig ist. Russland stellt das am
schwersten erreichbare und am wenigsten gefährdete Ziel für
einen Atomkrieg dar. Je weiter seine Truppen in Europa vor-
dringen, desto mehr Schutz werden sie für sich und für ihre
Heimat gewinnen. Russland könnte aber, da es ja bereits
angefangen hat, diese neue Waffe zu entwickeln, die Städte
des Westens gleichzeitig mit dem Vormarsch seiner Truppen in
qualvoller, wenn nicht verhängnisvoller Weise heimsuchen.

Beim weiteren Fortgang des Krieges wären diese Voraussagen
erneut zu überprüfen, da die Aussichten sich zuungunsten
Russlands verschieben würden. Aber diese voraussichtliche
Änderung würde für die Völker Westeuropas wenig Trost

bedeuten. Sie würden wahrscheinlich bei der ersten Eroberung und Besetzung mehr zu leiden haben als 1940 und noch mehr bei ihrer Befreiung. Und für die Hauptbeteiligten sind die Aussichten nicht besser.

Wenn der Krieg bald kommt, dann würden erst in seinen späteren Stadien, wenn er sich noch hinauszögert hingegen schon in seinen Anfangsstadien Zerstörungswaffen entwickelt werden, die die ursprüngliche Atombombe bei weitem überreffen. Zunächst ist mit einer Weiterentwicklung der Atombombe selbst zu rechnen, wodurch die Explosionswirkung und das Ausmass der Zerstörung wesentlich vergrössert würden. Die Atombombe, die gegen die japanischen Städte angewandt wurde, hätte theoretisch eine Wirkung von 20'000 t T. N. T. haben sollen, aber praktisch hatte sie nur ein Zehntel dieser Wirkung. Dies kann voraussichtlich abgeändert werden.

Darüber hinaus sieht sich heute die Menschheit einer möglichen Bedrohung durch die Wasserstoffbombe gegenüber. Eine solche Bombe könnte, wenn sie erfolgreich entwickelt würde, eine unendlich vernichtendere Wirkung haben als die Atombombe, wie wir sie heute kennen. Führende Wissenschaftler schätzen, dass ihre Explosionskraft tausendmal so wirkungsvoll und das zerstörte Gebiet hundertmal so gross ist. Die Meinungen über ihre Auswirkungen gehen zum Teil weit auseinander, zum Beispiel über die Frage, ob die Wasserstoffbombe eine langanhaltende radioaktive Wirkung hat; im Allgemeinen scheint man sich jedoch darüber einig zu sein, dass eine einzige Bombe dieser Art die grössten Städte auslöschen kann, wenn es gelingt, sie direkt auf das Ziel abzuwerfen. Andererseits ist sie noch weniger als die Atombombe für den Kampf gegen Invasionstruppen geeignet.

Eine weitere neue Waffe ist ein Giftstoff, der in einen Staubregen gemischt wird und der angeblich die ganze Bevölkerung einer Grossstadt infizieren kann. Allerdings haben bakteriologische Waffen bis jetzt die Voraussagen noch nicht erfüllt; und wenn sie es täten, dann könnte es geschehen, dass sie auf den zurückwirken, der diese Waffe anwendet. Wegen dieses

«Bumerang»-Risikos ist die Forschung nun darauf aus, Mittel mit einer mehr lokalisierten und vorübergehenderen Wirkung zu finden, die keine sich ausbreitende Epidemie hervorrufen.

Radioaktive Streuungen stellen eine andere neue Waffe dar, die tödlich wirkt und gleichzeitig die geringste Aussicht bietet, sie mit Abwehrmassnahmen wirkungsvoll zu bekämpfen. Diese neue Waffe könnte sich als das wirkungsvollste aller neuen Kampfmittel erweisen. Aber dabei besteht das schwierige Problem, denjenigen, der diese Waffe anwendet, vor den Einwirkungen der Radioaktivität zu schützen. Dieses Problem ist ganz besonders schwierig, wenn es sich dabei um Flugzeugbesatzungen handelt. Es wird vielleicht leichter und zweckmässiger sein, die Radioaktivität anzuwenden, um damit die hinhaltende Wirkung von Flusssperren zu vervielfachen und so einen Angreifer aufzuhalten.

Um diese neue Kampfmittel an ihr Ziel zu bringen, wird das übliche Flugzeug wahrscheinlich früher oder später von weiterentwickelten V1- und V2-Geschossen verdrängt werden. Wenn auch die Schussweite ferngesteuerter Raketengeschosse bereits sehr vergrössert worden ist, so bleibt doch das Problem zu lösen, wie auf so weite Entfernungen noch Treffsicherheit zu erreichen ist. Es empfiehlt sich jedoch, sich dabei Folgendes vor Augen zu halten: wenn auch mit zunehmender Entfernung die Treffsicherheit geringer wird, so ist doch der Radius der tödlichen Wirkung bei diesen neuen Kampfmitteln so gross, dass die Zielsicherheit des Raketengeschosses von geringerer Bedeutung ist.

Die Beschränkungen in der Reichweite bei ausreichender Zielsicherheit könnten vielleicht auch auf andere Weise überwunden werden. So könnten zum Beispiel die Seestreitkräfte an Offensivkraft gewinnen durch Entwicklung neuartiger Schiffstypen, die als schwimmende Abschussbasis für ferngesteuerte Geschosse konstruiert sind; diese könnten dann nahe der feindlichen Küste auf ihr Ziel abgeschossen werden.

Besteht nun noch Hoffnung, dass Nationen, die diese neuen

Waffen der Massenvernichtung besitzen, sie im Falle eines neuen Krieges nicht anwenden werden? Audi hier wird die Antwort wahrscheinlich von den Umständen abhängen.

Nach den Erfahrungen der Vergangenheit ist es wahrscheinlich, dass eine solche furchtbare Waffe angewendet werden wird, falls sie nur eine Seite allein besitzt. Noch wahrscheinlicher wird ihre Anwendung, wenn etwa die andere Seite anfänglich Erfolge hat und nicht ohne Weiteres aus den einmal gewonnenen Gebieten wieder hinausgeworfen werden kann. Ein Angreifer wird nicht gleich zur Anwendung neuer Zerstörungswaffen greifen, solange er hoffen kann, auch mit den alten Methoden den Sieg zu erringen und seine Beute unbeschädigt in die Hand zu bekommen.

Wenn aber beide Parteien dieselbe Waffe besitzen oder auch nur vermuten, dass der andere sie besitzt, dann sind die Aussichten verhältnismässig günstig, dass beide aus Furcht vor den Folgen zögern werden, sie anzuwenden. Das jüngste Beispiel ist die Tatsache, dass im zweiten Weltkrieg Giftgas nicht verwendet wurde, obwohl man im ersten Weltkrieg damit grosse und zunehmende Erfolge gehabt hat. Die Völker, und sogar ihre Regierungen, können mehr als gesunden Menschenverstand beweisen und eine erstaunliche Zurückhaltung an den Tag legen, wenn sie deutlich genug erkennen, dass es sich dabei um eine Frage der beiderseitigen Selbsterhaltung handelt. Die Schwierigkeit liegt nur darin, dass sie leicht ihre eigenen Chancen auf Überlegenheit allzu optimistisch beurteilen. Wenn sie sich jedoch keine Zurückhaltung auferlegen, dann kann man das Ergebnis mit ziemlicher Sicherheit voraussagen: Ganz gleich, welche Partei, als der nominelle Sieger aus dem Kriege hervorgeht, sie wird die Früchte des Sieges mehr vergiftet finden als je zuvor. Die Zivilisation aber wird am meisten verlieren.

Kann Europa einen weiteren Krieg überleben?

Die Aussichten auf Krieg oder Frieden halten sich fast die Waage, und die Entscheidung steht nahezu auf des Messers Schneide. Man mag daran zweifeln, ob irgendeine Regierung einen neuen Krieg wünscht, aber es ist schwer zu sagen, wie er vermieden werden kann, wenn die augenblickliche Spannung anhält. Der «Eiserne Vorhang», der heute die Welt teilt, macht seinem Namen alle Ehre, denn er verhindert jeden friedlichen Verkehr und jede friedliche Verbindung. In anderer Beziehung aber ist er nur ein «blecherner» Vorhang, denn er hat als militärische Schranke auf weite Strecken keine Bedeutung, auch ist er nicht schalldicht gegen das Getöse, das hüben und drüben gemacht wird. Wenn er überhaupt irgendeine Wirkung hat, dann nur die, dass er den Lärm noch schlimmer klingen lässt und seinen Widerhall verschärft.

Die Sprache, die man auf unserer Seite des Vorhangs gegen die sowjetische Politik gebraucht, ist schärfer als alles, was jemals vor dem Krieg gegen Hitler gesagt wurde. Aber selbst das, was die Amerikaner sagen, ist mild, verglichen mit den Schmähworten, die die Russen der amerikanischen Politik entgegenschleudern. Im Lichte der Geschichte betrachtet, scheint es, als ob ein so scharfer Gegensatz und derartige gegenseitige Verdächtigungen kaum unbegrenzt nebeneinander bestehen können, ohne eine Explosion hervorzurufen. Das «Gleichgewicht der Kräfte» genügte zwar im vorigen Jahrhundert wiederholt, um kritische Situationen zu überwinden, zumindest dann, wenn die rivalisierenden Kräfte wirklich «im Gleichgewicht» waren; es hatte jedoch niemals solche Belastungsproben auszuhalten, wie sie die gegenwärtigen Methoden der Diplomatie mit sich bringen.

Jeder, der erkennt, was ein neuer Krieg bedeuten würde, muss hoffen, dass beide Seiten sich weiterhin zurückhalten; aber es wäre unrealistisch, auf die Erhaltung des Friedens zu rechnen, falls keine Entspannung in dem gegenwärtigen feindseligen Verhältnis eintritt. Die Welt befindet sich wiederum im Stadium eines «getarnten Krieges», wie er von 1936 an geführt wurde, bis er im Jahre 1939 offen ausbrach. Wir haben es damals teuer bezahlen müssen, dass die Staatsmänner diese Tatsache nicht rechtzeitig erkannten und den Erfordernissen der Situation so spät Rechnung trugen. Die Verwüstung vieler Länder Europas und unser aller Verarmung ist der Preis, den wir für diese Blindheit und Untätigkeit bezahlen mussten.

Diesmal würden die Folgen wahrscheinlich noch viel schrecklicher sein. Staatsmänner, die für die Sicherheit ihres Volkes verantwortlich sind, sollten sich an die Wände ihrer Amtsräume eine Sammlung von beispielhaften Warnungen der vielen Wissenschaftler hängen, die sich mit der Entwicklung der Atombombe und verwandter Waffen befassen! Wenn man diese Warnungen ernst nimmt, sind sie abschreckend genug, um jeden, der nicht ein unverbesserlicher Optimist ist, zu der Überzeugung zu bringen, dass er eigentlich Zeit sparen könnte, wenn er seinen Kopf gleich in einen Gasofen steckte – *es sei denn*, dass etwas *Wirkungsvolles* unternommen werden kann, um das vorhergesagte Schicksal zu verhindern. Es sieht jedoch so aus, als ob diese Warnungen nicht ernst genommen werden. Auf jeden Fall sprechen nur wenig Anzeichen dafür, dass sie einen entsprechenden praktischen Erfolg haben.

Die Staatsmänner verhalten sich nicht so, als sähen sie ihre Hauptaufgabe darin, einen solchen Krieg zu verhüten. Sie sind sich offenbar nicht einmal der Dringlichkeit von Schutzmassnahmen bewusst. Währenddessen tun ihre militärischen Berater so, als ob ein neuer Krieg sich nach alter «Mode» vollziehen würde, abgesehen von ein paar neuen kleinen «Verzierungen». Das grosse Mass an offensichtlicher Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit lässt auf einen erstaunlichen Mangel an Weitblick und Einsicht schliessen.

Für England und die übrigen Länder Westeuropas ist die Aussicht, einen neuen Krieg zu überleben, wesentlich schlechter als für die beiden gigantischen Rivalen, die Vereinigten Staaten und die UdSSR. Russland hat gezeigt, dass es Schläge einstecken und überleben kann, die einen komplizierteren Organismus, wie den der Staaten Westeuropas, einfach zu nichte gemacht hätten. Amerika liegt weit vom Schuss und ist ausserdem grösser und ausgedehnter. Raum macht ein Land in doppelter Hinsicht weniger empfindlich.

Ein Endsieg in einem neuen Krieg würde für die Länder Westeuropas wenig Trost bedeuten, wenn sie vorher von einer neuen Invasionswelle überflutet und dann in einem lange währenden Krieg mit Atombomben und anderen neuen Waffen der Massen Vernichtung wieder befreit werden sollten. Sie leiden schon schlimm genug an den schmerzhaften Folgen der letzten «Befreiung», aber diese sind mild, verglichen mit dem, was sie das nächste Mal zu erleiden hätten.

Für sie ist Verhütung des Krieges wichtiger als Befreiung; und diese Überlegung lässt sich heute beinahe in gleichem Ausmass auch auf England anwenden. Es ist ein wenig weiter weg vom Schuss als seine Nachbarn auf dem Kontinent, und sein mit Meerwasser gefüllter Burggraben ist immer noch ein Schutz gegen eine Invasion. Aber wenn die westeuropäischen Länder überrannt werden sollten, dann wäre England einem Bombardement aus nächster Nähe ausgesetzt, das da anfangen würde, wo Hitler aufgehört hat. England bildet in seiner insularen Lage ein lohnendes Ziel, und es sieht sich von Waffen bedroht, die eine weit ausgedehntere Zerstörung anrichten können als die noch unfertigen Waffen, die Hitler anwendete.

Mr. Attlee und Mr. Bevin sind getreulich Mr. Churchills Kurs gefolgt und haben Englands Aussenpolitik eng an die Amerikas angeschlossen. Die wirtschaftliche Notlage hat die Knoten noch enger gezogen. Strategisch gesehen liegt England jedoch von Amerika aus auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans und ist unangenehm nahe jeder Feuersbrunst auf dem

europäischen Kontinent, wo die Ergebnisse der Roosevelt-Churchill-Politik der «bedingungslosen Kapitulation» den einzig feuersicheren eisernen Vorhang, der möglich war, restlos beseitigt haben. Man hatte bereits auf diese Tatsache hingewiesen, als die Politik der «bedingungslosen Kapitulation» formuliert wurde, aber die verantwortlichen Staatsmänner schenken dem keine Beachtung. Jetzt hat es keinen Zweck mehr, sich der Reue und dem Bedauern hinzugeben, sondern man muss die Auswirkungen dieser Politik auf die gegenwärtige Lage Westeuropas einschliesslich Englands klar erkennen.

Kurz nachdem die erste Atombombe explodiert war und den Zweiten Weltkrieg beendet hatte, erklärte General Marshall, der damalige Chef des amerikanischen Generalstabs: «Die einzig wirksame Verteidigung, die eine Nation heute haben kann, ist ihre Angriffsstärke». Indem er diesen Schluss zog, dachte er nicht in Begriffen einer Atom-Offensive. Denn in seinen späteren Darlegungen stellt er fest, dass das Aufkommen dieser neuen Waffe für die USA grössere Streitkräfte erforderlich mache. (Ähnlich haben die Admirale – unterstützt von Mr. Churchill – geäussert, dass dann auch mehr Kriegsschiffe notwendig seien.) Demgemäss legte General Marshall einen Plan für eine allgemeine militärische Ausbildung vor, der darauf hinauslief, innerhalb *eines Jahres* nach Kriegsausbruch Streitkräfte in Höhe von 4'000'000 Mann mobilisieren zu können, um die Atom- und Raketenstützpunkte des Feindes anzugreifen und zu erobern. Denn er stellte sich vor, dass der Krieg mit einer Sintflut dieser neuen Raketengeschosse beginnen würde. Aber er sprach nicht darüber, welches Schicksal den eigenen Städten und Produktionszentren drohen würde, bis diese riesige Streitmacht mobilisiert, übers Meer transportiert und eingesetzt werden könnte. Dieser militärische «Marshallplan» war eine gefährlich spät fällig werdende Versicherungspolice gegen die Gefahren, die General Marshall ausmalte!

Als Mr. Marshall und amerikanischer Aussenminister leitete

er in der Folgezeit Amerikas Europapolitik. Wenn er auch auf militärischem und politischem Gebiet ein höchst bewundernswerter Vertreter der alten Schule ist, so lässt doch die Begrenztheit seiner Anschauungen Zweifel darüber zu, ob seine «realistische» Politik unmittelbar drohende Gefahren und tiefere Realitäten genügend in Rechnung stellte. Sie hatte ausserdem den Fehler, dass sie den Zeitfaktor übersah. Dieselbe Gefahr zeigt sich auch in dem wirtschaftlichen «Marshallplan».

Selbst wenn Amerikas Vertrauen in die These, dass «der Angriff die beste Verteidigung ist», sich auf eine modernere Auffassung dieser Theorie gründete, würde sie doch für die Situation Englands und der anderen Länder Westeuropas kaum zutreffend sein. Es mag wohl ganz gut und schön sein, wenn die Giganten sich auf ihre Offensiv- bzw. Gegenoffensivkraft verlassen, aber England und seine Nachbarn wären töricht, wenn sie sich davon viel erhofften. Sie selbst haben wenig Stosskraft, und wenn sie nur ein vorgeschobener Stützpunkt für Amerikas Atom- und Raketenwaffen darstellen sollen, dann wird ihr Schicksal auf jeden Fall schrecklich sein, ganz gleich, welchen Ausgang der Krieg schliesslich nimmt. Denn ein vorgeschobener Stützpunkt ist immer eine exponierte Stellung. Mit rücksichtsloser Offenheit haben amerikanische Verteidigungsmemoranden England als Amerikas Stossdämpfer in einem zukünftigen Krieg bezeichnet. Im Zeitalter der Atombombe und des Raketengeschosses ist die Rolle eines Stossdämpfers auf jeden Fall tödlich!

Während die Giganten-Mächte beleidigende und herausfordernde Reden führen, ist das grundlegende Problem für England und seine Nachbarn in Westeuropa die *Verteidigung* im wahrsten Sinne des Wortes. Sie haben keinerlei Veranlassung mehr zu hoffen, dass die Folgen einer anfänglichen Niederlage am Ende durch eine siegreiche Offensive wieder ausgeglichen werden könnte. Ihr Problem der Verteidigung hat zwei Seiten: Verhütung und Schutz.

Die jüngste Vergangenheit kann uns eine Lehre sein. Von dem

Augenblick an, als Hitler an die Macht kam, veranlasste ihn sein Glaube an die Offensive dazu, neue Angriffsmittel zu entwickeln, und die Nachlässigkeit der westlichen Demokratien in der Schaffung angemessener Verteidigungsmittel ebnete ihm den Weg für seine anfänglichen Erfolge. Der Grund für dieses Versagen seiner Gegner lag darin, dass sie nicht klar genug die Notwendigkeit, sich zunächst mit Verteidigungsfragen zu befassen, erkannten. Schliesslich waren es ja nicht sie, die einen Krieg anfangen wollten, sondern Hitler. In den späteren Stadien des Krieges liess Hitlers immerwährender Glaube an die Offensive ihn jegliche Verteidigungsvorkehrungen vernachlässigen, und dieser Fehler erwies sich als verhängnisvoll. Wir aber sollten nicht vergessen, dass den westlichen Demokratien ihre anfänglichen Fehler ebenfalls fast zum Verhängnis geworden wären. Alle ausser England fielen um wie die Kegel und England selbst kam gerade noch knapp davon.

Was können wir tun, um im Fall eines neuen Krieges einen solchen Zusammenbruch am Anfang zu verhüten? Bei der augenblicklichen Lage der Dinge ist die einzige Gefahr, direkt oder indirekt in einen Konflikt mit Russland verwickelt zu werden. Wenn man die Art eines solchen Konfliktes, wie ich ihn im vorigen Kapitel aufgezeigt habe, ins Auge fasst, dann ist das vordringlichste Problem zunächst, wie die Flutwelle, die sich nach Westeuropa oder in andere für unsere Sicherheit wichtige Gebiete ergiessen will, aufgehalten werden kann.

Das erste Erfordernis hierfür besteht darin, eine starke Schranke an Stelle eines «blechernen» Vorhangs aufzubauen, wobei die Westmächte darauf zu achten haben, dass sie keine Kraft auf die Verteidigung von Positionen verschwenden, die tatsächlich unhaltbar sind. Weder Atombomben noch die Aussicht auf etwa aus Amerika eintreffende Verstärkungen stellen eine Lösung des Problems dar. Auch die allgemeine Dienstpflicht trägt nicht entscheidend dazu bei. Eine grosse Armee von Reservisten kann nur langsam mobilgemacht werden und ist kein geeignetes Mittel, um eine plötzliche Invasion aufzu-

halten. Sie ist besonders ungeeignet für England, weil die Truppen in diesem Falle erst übers Meer transportiert werden müssten. Je grösser das Heer, desto grösser der Zeitverlust. Am besten kann England zur westeuropäischen Verteidigung beitragen durch Bereitstellung von hochqualifizierten Streitkräften, zum Beispiel Panzerdivisionen und Luftlandedivisionen, die entweder schon im Kampfgebiet sind oder eilig dorthin geworfen werden können. Das macht ein Berufsheer erforderlich, und zwar eins, das so stark wie möglich ist. Dieselben militärischen Überlegungen gelten für eine militärische Hilfe aus Amerika. Pläne, die dahin gehen, wieder ein grosses Volksheer aufzubauen wie im zweiten Weltkrieg, bieten keinerlei Gewähr für die Rettung Europas. Selbst eine nur geringe Verstärkung der amerikanischen Streitkräfte in Europa würde mehr bedeuten.

Auch die Länder auf dem Kontinent täten besser daran, ihre Berufsheere auszubauen, die einen jederzeit bereiten Schutz gewähren, als sich auf Reservisten-Armeen zu verlassen, die nur auf dem Papier grösser sind. Wie ich schon an anderer Stelle in diesem Buch aufgezeigt habe, machten die Erfahrungen von 1940 die Illusion zunichte, dass die Stärke auf blossen Zahlen beruht, und es könnte sein, dass uns das Schicksal ein zweites Mal keine solche Warnung zuteil werden lässt.

Ausserdem fordert eine Streitmacht, die von Eisenbahnen und Strassen abhängig ist, in Zukunft einen lähmenden Schlag geradezu heraus. Alle Transportmittel sollten sich deshalb querfeldein bewegen können, anstatt auf Brücken angewiesen zu sein. Aber es ist kaum denkbar, dass derartige neue Transportmittel in einem solchen Umfang bereitgestellt werden könnten, wie sie für Reservisten-Armeen gebraucht würden. Nur die Russen sind in der Lage, ohne Transportmittel und ohne Nachschub zu operieren. Bei einer aus Berufssoldaten bestehenden Elitestreitmacht wäre das Problem der Beweglichkeit bedeutend einfacher.

Das militärische Problem einer wirkungsvollen Schranke ist eng mit dem politischen Problem einer starken Operations-

basis verbunden. Für sich allein hat keiner der europäischen Staaten diesseits des «blechernen» Vorhangs die Stärke und auch nicht die Raamtiefe, die notwendig ist, um ihre Verteidigung zu sichern. England selbst ist zu klein, und die Ausdehnung seines über die ganze Welt verstreuten Weltreiches mehr eher seine Verpflichtungen als seine Sicherheit gegen unmittelbare Gefahren. Aber das Bild sähe ganz anders aus, wenn die europäischen Staaten einschliesslich England zu einem festen Block vereinigt und alle ihre Streitkräfte zusammengefasst wären und sie ausserdem die grossd Landmasse Afrikas hinter sich hätten, die die notwendige strategische Tiefe bietet. Ihre Interessen sind in zunehmendem Masse die gleichen geworden, und glücklicherweise haben sie alle Besitzungen auf dem angrenzenden afrikanischen Kontinent. Eine solche Union würde nach Ausmass und Kriegspontential den Vereinigten Staaten und der UdSSR vergleichbar sein und könnte zu einem wirksamen Abschreckungsmittel gegen jegliche Aggression entwickelt werden. Mr. Churchill, der die Folgen seiner eigenen Politik während des Krieges zu spät erkannt hat, spricht sich jetzt sehr zugunsten einer solchen Union aus und befürwortet, dass auch Deutschland ihr angehören soll. Es mag angesichts der Vorurteile, die er hegt und bei anderen erweckt, ungünstig sein, dass gerade er sich dafür einsetzt. Aber die Idee ist grösser und wichtiger als irgend-einer ihrer Verfechter. Die englische Labourregierung zeigt sich diesem Projekt gegenüber äusserst vorsichtig. Vorsicht reicht jedoch ebensowenig aus wie Patriotismus, um wirtschaftlich und militärisch der kritischen Lage Herr zu werden, der wir uns gegenübersehen. Man braucht Vision und moralischen Mut, um diese Idee bis zum Ende zu verfolgen.

Es ist wert zu betonen, dass die beiden Probleme der Kriegsverhinderung im Grunde in eins zusammenfallen – nämlich einmal das Problem, wie ein Krieg verhütet werden kann, und zum andern das Problem, wie im Fall des Krieges seine Ausbreitung verhindert werden kann. Denn erfolgreiche Übergriffe können leicht zur Invasion und zum Kriege führen.

Die beiden Lösungen decken sich ebenfalls. Denn eine Stärkung der Operationsbasis würde gleichzeitig eine Stärkung der Abwehrschranke bedeuten.

Ich gehe nun dazu über, die Frage der Schutzmassnahmen gegen Atombomben und Raketengeschosse zu behandeln. Aus Gründen die ich bereits erklärt habe, wird diese Gefahr vielleicht am Anfang des Krieges nicht gleich so akut sein, wie allgemein angenommen wird. Aber sie könnte später akut werden und würde während der ganzen Zeit als eine dauernde Bedrohung über uns liegen. Auf jeden Fall ist sie eine so furchtbare Gefahr, dass weder Sorglosigkeit noch irgendeine Verzögerung in der Entwicklung der bestmöglichen Schutzmassnahmen gerechtfertigt ist.

Die Militärs vertreten die Ansicht, man solle nach Marshalls Plan starke Expeditions-Streitkräfte aufstellen, die übers Meer gehen, den Feind zurücktreiben und seine Abschussstellen besetzen. Dies würde jedoch viel zu lange dauern und wäre deshalb ein hoffnungsloses Unternehmen. Beim letzten Mal, als die neuen Waffen noch in den Kinderschuhen steckten, brauchte man dazu drei Jahre. Der Plan der Luftwaffe, die Abschussbasen zu bombardieren, hatte im Jahre 1944 nur eine sehr begrenzte Wirkung und wird wahrscheinlich noch weniger erfolgversprechend sein, je mehr die Entfernung zunimmt. Mehr Verständnis für den Zeitfaktor zeigen diejenigen, die davon reden, Luftlandetruppen zur Eroberung der Abschussbasen einzusetzen. Sie übersehen jedoch, wie schwierig es ist, Truppen auf weite Entfernung zu versorgen und einen Feind zu überwinden, der am Boden stark ist und in seinem eigenen Lande kämpft.

Verglichen mit diesen offensiven Gegenmassnahmen mögen vielleicht neuartige Verteidigungsmittel mehr Erfolg versprechen. Aber dabei hängt sehr viel vom Tempo der Entwicklung ab. Gegenwärtig ist dieses Tempo im Vergleich zu der wachsenden Gefahr zu langsam, als dass man darauf bauen könnte. Gegen jede neue Bedrohung mag es wohl ein Gegengift geben. Aber es dauert immer eine gewisse Zeit, bis

dies vollkommen entwickelt ist, und inzwischen kann ein Krieg bereits entschieden sein. In der Entwicklung von Raketengeschossen, die durch Radargeräte gelenkt und vom Boden aus gegen Düsenbomber eingesetzt werden, sind grosse Fortschritte gemacht worden, ebenso auch in der Entwicklung von Raketengeschossen, die von Jagdflugzeugen eingesetzt werden können – Raketengeschoss-»Verteidiger« mit Ultraschallgeschwindigkeit, die den angreifenden Bombern Einhalt gebieten und durch Nahzündung explodieren. Aber hinreichend wirksame Mittel gegen die ferngesteuerte Rakete selbst zu entwickeln, ist wesentlich schwieriger. Selbst wenn Radargeräte oder andere Apparate erfunden würden, die das Geschoss abfangen oder, noch besser, es entdecken und vernichten, noch ehe es abgeschossen wird, müssten sie doch in Anbetracht des furchtbaren Schadens, den schon ein einziges Atom-Ferngeschoss anrichten kann, eine Genauigkeit von annähernd 100% haben. Wir sollten für diese Erforschung von Verteidigungsmassnahmen unser Bestes leisten – mehr noch als wir jetzt tun – aber es wäre unbesonnen, wenn wir allein darauf vertrauen wollten.

Zivile Verteidigung – Schutz im eigentlichen Sinne – ist heute wichtiger als je zuvor. Und doch hat es den Anschein, als sei sie in Vergessenheit geraten. Die westlichen Länder sollten vor allem einen Dezentralisierungsplan ausarbeiten, und zwar nicht nur für eine Evakuierung im Notfall, sondern für eine planmässige Dezentralisierung von Industrie und Bevölkerung. Damit müsste unverzüglich begonnen werden. Das ist jedoch bei weitem nicht genug. Wichtige Industrien und Versorgungsbetriebe müssten in einem kommenden Krieg unterirdisch liegen. Das bedeutet, dass diese unterirdischen Anlagen schon im Voraus vorbereitet sein müssen. Es wird auch nicht genügen, wenn Fabriken und Verwaltungsgebäude geschützt sind; die Arbeiter müssten mit Wohnmöglichkeiten versehen werden, in denen sie in gesunden Verhältnissen leben können.

Unter den grossen Städten sollten von den Untergrundbahnen

strahlenförmig Städte mit automatischen Klimaanlage ausgehen, die wie Honigwaben Zusammenhängen. Die Untergrundbahnen könnten dabei ihrem normalen Zweck dienen und sie untereinander verbinden. Provinzzentren wären ebenfalls mit einer unterirdischen Schicht zu versehen, wo das Leben und die Arbeit weitergehen könnten. Gebäude an der Oberfläche könnten durch Untergrundpassagen mit den U-Bahnen im Zentrum verbunden werden. Rohrleitungen könnten weiter ausgebaut und nach neuen Gesichtspunkten entwickelt werden, um für die Heranführung von Vorräten zu dienen.

All dies mag bis zur Phantasterei ausgeklügelt erscheinen, und doch hiesse es, das Problem der Erhaltung der Nation in einem Atomkrieg allzuleicht nehmen, wollte man geringere Vorsorge treffen. Eine frühzeitige Lösung dieses Problems bedeutet für ein Volk mehr Sicherheit als eine Verstärkung seiner herkömmlichen Streitkräfte. Damit würde zugleich seine aussenpolitische Stellung ausserordentlich gefestigt werden. Möglichen Angreifernationen gegenüber einen Schritt in der Entwicklung geeigneter Schutzmassnahmen voraus zu sein, bedeutet nicht nur der Selbsterhaltung sondern auch der Erhaltung des Friedens einen grossen Schritt näher zu sein. Eine Nation, die Schutzmassnahmen dieser Art vernachlässigt, lebt in einer verhängnisvollen Täuschung.

«Globaler Krieg»

Die Ausdrücke «globaler Krieg» und «globale Strategie» sind in den letzten Jahren sehr in Mode gekommen. Was bedeuten sie?

Da haben wir zunächst die verallgemeinerte Bedeutung eines weltweiten Konfliktes, an dem alle führenden Mächte beteiligt sind. Dieser Gedanke ist nicht eigentlich neu, da wir ja in einer Zeitspanne von nur 30 Jahren schon den «Ersten Weltkrieg» und den «Zweiten Weltkrieg» durchgemacht haben. Natürlich muss sich aus den veränderten Faktoren – dem Niedergang aller westeuropäischen Mächte, dem Zusammenbruch Deutschlands und Japans, der Expansion und Industrialisierung der UdSSR, der Vormachtstellung, die Amerika infolge der beiden Kriege gewonnen hat, der ungeheuren Entwicklung der auf den Krieg abgestellten Wissenschaft, die diese schrecklichen Kämpfe entstehen liess, und der durchgreifenden sozialen Veränderungen, die ebenfalls ein Ergebnis dieser Kriege sind – eine neue Fassung der Idee ergeben. Der Endeffekt ist, dass es nunmehr für jedes Volk auf der Welt sinnlos ist, seine eigenen Probleme ohne Beziehung zur allgemeinen Weltlage zu betrachten.

Der Ausdruck «global» wird jedoch noch in einem anderen und spezifischeren Sinne gebraucht: Er soll uns nämlich neue Aspekte zu der Tatsache einprägen, dass die Welt rund ist und nicht flach. Wir sind nunmehr genötigt, unsere strategischen Probleme auf einem Globus statt auf einer Landkarte zu studieren. Den Anstoss dazu hat das Fliegen gegeben und die Möglichkeit, dass man Raketengeschosse über Polarregionen, insbesondere über den Nordpol, schiessen kann.

Man findet Globen in Schulzimmern; aber es wird ihnen weit weniger Beachtung geschenkt als den Wandkarten oder Atlanten. In Regierungsdienststellen und militärischen Hauptquartieren finden sie sich noch seltener und werden noch seltener studiert. Die Gewohnheit, von den Tagen der Schulzeit her die Welt auf einer flachen Landkarte zu betrachten, führt dazu, dass sich Eindrücke einprägen, die nicht leicht zu korrigieren sind.

Wie anders erscheint die relative Grösse und Lage vieler Länder und Gebiete! Auf der flachen Landkarte werden die nördlichen Länder im Verhältnis zu denen in der gemässigten und der tropischen Zone ausserordentlich vergrössert. Kanada und sogar Grönland haben anscheinend einen grösseren Umfang als China, und Skandinavien sieht so gross aus wie Indien. Russland erscheint über doppelt so gross wie ganz Afrika, obgleich es in Wirklichkeit ein wenig kleiner ist. Andererseits erscheinen die Vereinigten Staaten von Amerika viel kleiner, als sie in Wirklichkeit sind.

Solche falschen Vergleiche, die sich von der Kindheit an dauernd eingepägt haben, müssen unbedingt irreführende Wirkung haben und sind folgenschwerer, als man bisher erkannt hat. Wenn wir darüber nachdenken, dann werden wir uns vielleicht ihren unterbewussten Einfluss auf das russische Denken vorstellen können. Zum Beispiel haben ja auch die Engländer an der Vorstellung von der Stärke des Britischen Weltreiches gekrankt, die durch die Ausdehnung der rot gezeichneten Gebiete auf den Weltkarten genährt wurde – Karten, die nach dem System der Merkator-Projektion gezeichnet waren.

Eine solche Landkarte entstellt auch die geographische Lage einiger der wichtigsten Länder in ihrer Beziehung zueinander. Man hat von Russland und Nordamerika geglaubt, sie lägen auf der rechten und der linken Hälfte der Welt und am rechten und linken Ende desselben Breitenkreises. Politisch gesehen passt dieses Bild heute besser denn je, obwohl rechts und links vertauscht sind. Aber geographisch stimmt es nicht

mehr. Das behagliche Gefühl, hervorgerufen durch den breiten Meeresgürtel des Atlantik, ist durch einen arktischen Wind zerstört worden: durch den eisigen Gedanken, dass Bombenflugzeuge und Raketen vielleicht bald über den Nordpol hin und her sausen werden.

Denn auf einem Globus kann man sehen, dass Russland und Nordamerika an ihren nördlichen Grenzen einander gegenüberliegen. In dieser «Nasenspitzen»-Perspektive erscheint eines dem anderen näher und drohender als in der üblichen Ost-West-Perspektive. Dieser Eindruck wird noch durch die anderen Konturen, die sie hier annehmen, verstärkt: sie sehen aus wie zwei geduckte Ringer oder Gorillas, die die Arme ausstrecken, um einander mit würgendem Griff zu umarmen.

Dieser neue, globale Aspekt ist eindrucksvoll. Er hat eine Welle von Aktivität nach Norden hin angeregt. Die Russen zeigten schon bald nach der Errichtung des sowjetischen Regimes ein wachsendes Interesse in dieser Richtung. Im Jahre 1928 machten sie Besitzansprüche auf alles Land zwischen ihrer Festlandsküste und dem Nordpol geltend. Innerhalb von zehn Jahren hatten sie die «Nord-Ost-Passage» vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean zu einem regelrechten Verkehrsweg ausgebaut, mit einer Kette von Häfen an ihrer ganzen nördlichen Küste entlang. Sie hatten auch die nördlichste Insel des Franz-Joseph-Landes besetzt, die näher am Pol liegt als das norwegische Spitzbergen. Was sie seitdem getan haben, ist eine Sache der Spekulation.

Amerikas Tätigkeit in den nördlichen Regionen hat erst nach dem Kriege eilig eingesetzt als eine Folge des sich verschärfenden Gegensatzes zu Russland und des erweiterten Aktionsradius von Bombenflugzeugen, zusammen mit der Entwicklung ferngelenkter Raketengeschosse. Den Grundton gab General Spaatz, der frühere Stabschef der US-Luftwaffe, an, als er im Jahre 1947 erklärte: «Wenn wir die Verteidigungslinien zwischen uns und dem Feinde ziehen sollen, dann müssen sie an der arktischen Grenze liegen.» Diese Folgerung trifft noch viel eher, wenn nicht entscheidender, für Kanada

zu, das da oben zu einem Pufferstaat geworden ist. Das wurde den Kanadiern recht deutlich von Admiral Jones, dem letzten Chef des Marinestabes, gesagt, der die für Kanada erschreckende Feststellung machte, dass es «im Falle eines Atomkrieges gegen wichtige amerikanische Grossstädte in der Zange sein würde». Viel wurde auch von Luftlande-Invasion gesprochen, die über den Pol kommen würden, und noch mehr von einer kombinierten Invasion von Luft- und Landstreitkräften von Ostsibirien her über die Behringstrasse und durch Alaska.

Die meisten Leute – aber nicht die betreffenden Regierungen – haben vergessen, dass Alaska das «russische Amerika» war, bis im Jahre 1867 dieser grosse Brückenkopf auf dem amerikanischen Kontinent für nur sieben Millionen Dollar an die USA abgetreten wurde – ein unendlich kleiner Bruchteil von dem, was Amerika in den letzten paar Jahren für die Verteidigung und die strategische Erschliessung Alaskas ausgegeben hat. Die Zahl der Flugzeuge dort ist vergrössert worden, und in geringerem Umfang ist dies auch in den nördlichen Gebieten Kanadas geschehen. Entlang und innerhalb des Polarkreises von Grönland bis Barrow, der Nordwest-Ecke Kanadas, zieht sich eine Kette von meteorologischen Stationen hin, die heute strategische Bedeutung haben. Kanadische wie amerikanische Streitkräfte haben in Manövern mit motorisierten Einheiten an der arktischen Grenze experimentelle Versuche mit Spezialausrüstungen gemacht. Alles das hat dazu beigetragen, die allgemeine Aufmerksamkeit dorthin zu lenken.

Und doch ist dieser neue Aspekt mehr eindrucksvoll als wichtig. Wir dürfen ihn nicht übersehen, aber es wäre unklug, wollten wir ihm zu viel Bedeutung beimessen. Er könnte sonst unsere Aufmerksamkeit von unmittelbarer drohenden Gefahren ablenken. Seine Wirkung gleicht zu sehr einem Blutandrang nach dem Kopfe. Denn die neue Bedeutung des Pols hat bewirkt, dass die meisten Menschen nicht sehen, wie begrenzt diese Möglichkeiten in Wirklichkeit gegenwärtig noch sind und vielleicht länger bleiben werden, als man annimmt.

Die Verkürzung der Entfernung, die erreicht werden kann, wenn man in einem russisch-amerikanischen Konflikt über den Pol fliegt oder schiesst, ist nur geringfügig. Vom nördlichsten Punkt Russlands aus ist New York über 6'500 Kilometer entfernt. Es liegt jedoch bedeutend näher an den russischen Flugplätzen in der russischen Besatzungszone Deutschlands. Selbst wenn Flugplätze oder Abschussbasen für Ferngeschosse auf den arktischen Inseln des Franz-Josephs-Landes gebaut werden könnten, wären sie nicht näher an New York als die an der Ostsee.

Die Städte an der Westküste der USA sind einem Angriff aus russischem Gebiet eher ausgesetzt, aber ein solcher Angriff würde über den nördlichen Pazifik kommen und nicht über die Arktis. Und wenn schon – San Franzisko ist über 4'800 Kilometer von den Flugplätzen im östlichen Sibirien entfernt.

Nun wollen wir das Problem von der anderen Seite her betrachten. Die USA würden nichts gewinnen, wollten sie versuchen, Russland auf dem Wege über den Pol anzugreifen. Moskau ist über 6'500 Kilometer von den amerikanischen Flugplätzen in Alaska entfernt, und Russlands neue Industriezentren hinter dem Ural beinahe ebenso weit. Von den amerikanischen Stützpunkten in Neuengland aus über den Atlantischen Ozean ist die Entfernung nach Moskau kaum grösser. Von den Flugplätzen in Neufundland aus ist sie bedeutend geringer, etwa 5'600 Kilometer, und von Island aus sind es nur mehr 3'000 Kilometer. Aber selbst hier ist die Entfernung nach Moskau grösser als von den Flugplätzen in Westeuropa, wo geeignete Luftstützpunkte in viel grösserer Zahl vorhanden sind.

Wer von einem Angriff über den Pol spricht, übersieht nur allzu leicht einige grundlegende Faktoren und Hindernisse. Neben den besonderen Schwierigkeiten des Fliegens, der Navigation und der Erhaltung von Menschen und Material in solch eisigen Wetterverhältnissen besteht das Problem, geeignete Stützpunkte zu bauen, von denen aus die Bomben-

flugzeuge oder Ferngeschosse aufsteigen könnten, und das noch schwierigere Problem, sie in ausreichendem Masse mit Nachschub zu versorgen. Je weiter sie nach Norden vorgeschoben sind, desto weiter werden sie von den Versorgungsquellen entfernt sein, und desto unsicherer werden ihre Verbindungslinien sein.

Aber der *Aktionsradius* selbst, die Entfernung, die von Flugzeugen mit Bombenlast durchflogen und von Ferngeschossen durchmessen werden kann, – ist das grösste Hindernis von allen. Die Lockheed Neptune der US-Flotte hat über 17'500 Kilometer in einem Nonstopflug zurückgelegt. Das muss auf den einfachen Mann den Eindruck machen, als ob sie ein Ziel in 8'750 Kilometer Entfernung bombardieren und dann zu ihrem Stützpunkt zurückfliegen kann. Aber in Wirklichkeit kann sie bei weitem nicht einen solchen Aktionsradius erreichen, wenn sie mit Bombenlast fliegt. Je grösser die Bombenlast, um so weniger Treibstoff kann mitgenommen werden.

Wie sehr diese Schwierigkeiten sich vergrössern, zeigt das Beispiel der neuen B-36, die jetzt in den Vereinigten Staaten gebaut wird. Dieser 124-Tonnen-Gigant ist so konstruiert, dass er eine Bombenlast von 36 Tonnen tragen kann. Diese müsste jedoch auf nur 5 Tonnen herabgesetzt werden, wenn die Maschine ein Ziel in 8'000 Kilometer Entfernung erreichen sollte. Bei dieser Kalkulation sind besondere taktische Umstände und Kursabweichungen aus taktischen Gründen nicht einmal eingerechnet. Bei der geringsten Bombenlast, die den Transport lohnt, würde ihr Aktionsradius vielleicht 4'800 Kilometer betragen.

Neben der B-36 wird die neue B-50 in grosser Zahl hergestellt, welche die B-29, die «Superfestung», ersetzen soll, die im Krieg als einziger Flugzeug die Atombombe transportieren konnte. Die B-50 war für eine Bombenlast von 10 Tonnen vorgesehen, aber bei einer Flugweite von 4'800 Kilometer ist ihre Tragfähigkeit nur 5 Tonnen. Beide neue Bomber könnten viel wirkungsvoller sein, wenn sie auf kürzere Entfernung eingesetzt würden.

Die Kosten und die Schwierigkeiten, solche Riesenmaschinen wie die B-36 herzustellen, sie instandzuhalten und entsprechende Flugplätze für sie anzulegen, sind weitere Hemmnisse.

Da diese Maschinen relativ langsam sind (500 bis 650 Kilometer pro Stunde), bieten sie wahrscheinlich ein leichtes Ziel für die neuen Düsenjäger; es sei denn, sie sind selbst durch Jagdschutz gesichert. Es ist schwer zu schätzen, inwieweit ihre hohe Steigfähigkeit (13'000 Meter) ihnen tatsächlich einen wirkungsvollen Schutz bieten würde. Die Notwendigkeit eines Jagdschutzes würde eine sehr wesentliche Beschränkung ihres Aktionsradius bedeuten. Die neuen Düsenbomber wie die XB-47 sind zwar bedeutend schneller (800 bis 1'000 Kilometer pro Stunde), aber ihr Flugradius ist wesentlich kürzer, kaum 1'600 Kilometer.

Die Reichweite der V-Geschosse andererseits ist gegenwärtig noch sehr begrenzt und wird es wohl auch bleiben. Die der deutschen V1, der «fliegenden Bombe», war lediglich 250 Kilometer, und die der V2, der Rakete, war ungefähr 350 Kilometer. Intensiv betriebene Versuche nach dem Kriege machen es wahrscheinlich, dass diese Flugweite sich bald auf über 800 Kilometer erhöhen wird, und vielleicht in nicht allzuferner Zeit auf annähernd 1'500 Kilometer. Aber ob bei dem grösseren Flugradius eine entsprechende Treffsicherheit erzielt werden kann, bleibt zweifelhaft. Die Aussicht auf eine 5'000-Kilometer-Rakete ist jetzt in weitere Ferne gerückt als vor ein paar Jahren. Ausserdem wird das Problem, solche Geschosse durch Radar-Geräte oder andere Mittel zu steuern, schwieriger, je grösser der Flugradius wird. Wir sind immer noch weit von der Lösung vieler Probleme entfernt, die in der Kriegführung, bei der man «nur auf den Knopf zu drücken braucht», von Bedeutung sind.

Die V2 wog im Ganzen 14 Tonnen, doch ihr explosiver Kopf wog nur eine Tonne. Eine künftige Verlängerung der Reichweite solcher Raketen würde ausgeglichen, wenn sie mit einer Atomspitze versehen würden. In der Tat besteht vielleicht

weniger Aussicht darauf, wirksame Bombardierungen auf übergrosse Entfernungen durchzuführen, als darauf, neue Mittel zur Nahbekämpfung zu entwickeln, wie zum Beispiel unter Wasser fahrende Kriegsschiffe, die so gebaut sind, dass Raketen und andere Ferngeschosse von ihnen aus abgeschossen werden können, und die nahe genug an die feindliche Küste heranfahren können, um wichtige Feindziele zu bombardieren.

Kurz und gut, wenn ein neuer Krieg kommen sollte, dann ist es unwahrscheinlich, dass die Welt, wenn der Vorhang hoch geht, sehen wird, wie Amerikaner und Russen sich gegenseitig auf weite Entfernung über das Nördliche Eismeer oder über den Atlantischen Ozean bombardieren. Diese populäre Vorstellung ist immer noch ein Traumbild der Zukunft, keine nahe Wahrscheinlichkeit. Sie könnte aber eine gefährliche Ablenkung von wichtigeren Realitäten sein. Wenn die Russen Westeuropa überrennen sollten, dann könnte die Fortsetzung des Krieges mit Amerika schliesslich auf eine Trans-Ozean-Beschiessung mit weittragenden Waffen der Massenvernichtung hinauslaufen, die auf beiden Kontinenten umfangreiche Verwüstungen anrichten würden. Wenn wir einmal diese äusserste Möglichkeit annehmen wollen, dann müssten die Amerikaner von Anfang an auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans kämpfen. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, könnte trotz Bombenkrieg keine andere Strategie erfolgreich sein. Moskau ist nur 1'750 Kilometer von einigen der amerikanischen Luftstützpunkte in Deutschland entfernt. Von den schwedischen Flugplätzen aus sind es nur 1'250 Kilometer. Aber selbst wenn die Stützpunkte in Deutschland aufgegeben werden müssten und Schweden nicht in Frage käme, ist Moskau immerhin nur 2'500 Kilometer von Stützpunkten in England entfernt. Selbst von Spanien, dem die amerikanischen Militärbehörden jetzt als einem mächtigen Brückenkopf auf dem europäischen Festland viel Aufmerksamkeit schenken, ist Moskau nicht weiter entfernt als von Island. Von Nordafrika aus ist es eine Kleinigkeit näher, etwa 2'750 Kilometer, wäh-

rend die kaukasischen Ölfelder, von denen die Treibstoffversorgung der russischen Streitkräfte hauptsächlich abhängt, nur etwa 2'000 Kilometer von den afrikanischen Luftstützpunkten entfernt sind. Die rumänischen Ölfelder liegen innerhalb einer Entfernung von 1'600 Kilometer. Tatsächlich beträgt die Entfernung nach den Hauptzentren des russischen Kriegspotentials von Nordafrika aus weniger als die Hälfte – und in manchen Fällen sogar viel weniger als die Hälfte – als von Nordamerika aus über den Nordpol.

In jedem Verteidigungsplan für den Westen ist Afrika von ausserordentlicher Wichtigkeit. Geographisch wie strategisch ist dieser Kontinent eine unentbehrliche Schlüsselstellung. Er bietet den Streitkräften der Westlichen Union einen tiefen, strategisch bedeutsamen Verteidigungsraum und ein weites Gebiet für die Entwicklung einer Gegenoffensive. Ausserdem bietet er eine der grössten Rohstoffquellen der Welt, die bis jetzt noch kaum erschlossen ist. Selbst heute sind die USA beinahe völlig von den afrikanischen Vorkommen hinsichtlich der drei wichtigsten neuen Kriegsmaterialien, Kobalt, Kolumbit und Uran, abhängig. Die ersten beiden werden zum Härten des Stahls gebraucht und haben mit der Erfindung des Düsenmotors noch an Wichtigkeit gewonnen. Das dritte ist das Rohmaterial für die Atombombe. Das grösste in der Welt bekannte Vorkommen von Pechblende, aus der Uran gewonnen wird, liegt in Belgisch-Kongo.

Wenn Afrika fest in der Hand behalten und seine Möglichkeiten entsprechend ausgewertet werden, könnten die USA und ihre Verbündeten sicher sein, dass im Falle eines neuen langen Weltkrieges diese strategischen Hilfsquellen länger ausreichen würden als die Russlands, und sie würden ihnen auch an Qualität überlegen sein. Die strategischen Möglichkeiten würden noch vermehrt, wenn die Türkei als ein vorgeschobener Posten vor der Hauptstellung zur Verfügung wäre, da die meisten strategisch-wirtschaftlichen Schlüsselstellungen Russlands von da aus leicht erreichbar sind.

Eine lange Zeit hat die britische Politik die Bedeutung des

«Mittleren Ostens», insbesondere die von Irak, Syrien und Palästina, überschätzt und ziemlich planlose Anstrengungen zu seiner Erhaltung gemacht – mit kümmerlichen Ergebnissen. In letzter Zeit haben sich die USA in einer noch weniger konsequenten Weise für dieses Gebiet interessiert. Aber dieser «Mittlere Osten» ist sowohl durch militärische Invasion als auch durch politische Infiltration viel leichter verwundbar als die Türkei, ein von Bergen und Meer umschlossenes Land mit einer standhafteren und kriegerischeren Bevölkerung. Die Türken haben darüber hinaus mehr Grund, gemeinsame Sache mit dem Westen zu machen, solange ihnen eine ausreichende und rechtzeitige Unterstützung garantiert wird.

Mittlerweile besitzt England bereits in Zypern einen meerumschlossenen vorgeschobenen Posten mit ausgezeichneten Möglichkeiten für einen Luftstützpunkt, der, verglichen mit den Flugplätzen an der nordafrikanischen Küste, die Entfernung um mehrere hundert Kilometer verkürzt.

Es erscheint zweifelhaft, ob die Westmächte die Bedeutung dieser Punkte, die unter Umständen für eine neuorientierte, globale Strategie sehr wichtig sein können, voll erkannt haben. Zu viele Anzeichen sprechen dafür, dass sie anstatt einer klar ausgerichteten, eine behelfsmässige Politik treiben. Sie schwanken zwischen Visionen und einer armseligen und unzureichenden Anpassung alter Gewohnheiten an veränderte Verhältnisse. Das kann sie nur noch tiefer in die Gefahr bringen und schafft ihnen keinen wirksamen Schutz.

Weiterhin liegt eine Gefahr darin, dass sich Amerika bei einer globalen Betrachtungsweise allzusehr mit der pazifischen Ecke befasst. Infolgedessen verwendet es zu viel Aufmerksamkeit und Anstrengungen auf ein Gebiet, das auf die augenblicklichen Probleme keinerlei entscheidenden Einfluss haben kann. Eine nüchterne Schätzung der immensen Schwierigkeiten infolge der schlechten Verbindungen und der unwirtlichen Gegend würde es recht zweifelhaft erscheinen lassen, dass ein machtvoller Angriff über die Behringstrasse geführt und aufrechterhalten werden kann – und zwar in beiden Richtungen,

von Sibirien nach Amerika oder von Alaska nach Russland. Noch mehr Aufmerksamkeit und Mühe haben die USA auf die Stärkung ihres Stützpunktgürtels weiter südlich verwendet. Wenn diese auch von regionaler Bedeutung für Amerikas Sicherheit und Einfluss im Fernen Osten sind, so würden doch die militärischen Bemühungen, die sie dort aufwenden, im Kriegsfall den Hauptkampf im Westen nicht wesentlich beeinflussen. Selbst die ausgedehnten Reserven, welche die USA besitzen, rechtfertigen nicht, dass sie das strategische Gesetz von der Ökonomie der Kräfte ausser Acht lassen.

Eine richtige Betrachtung der globalen Strategie ergibt die Notwendigkeit, die grösstmöglichen Anstrengungen dort zu konzentrieren, wo sie am unmittelbarsten auf den Hauptkampf Einfluss haben können. Je zeitiger eine Konzentration in dieser Richtung erfolgt, desto wirksamer wird sie sich erweisen. Sie wird nicht nur dazu beitragen, den siegreichen Ausgang eines Krieges zu sichern, sondern wird womöglich den Krieg vermeiden helfen. Denn ein neuer Krieg mit den Waffen, die man gegenwärtig entwickelt, könnte für die ganze Welt verhängnisvoll werden. Es gilt heute mehr denn je, dass Vorbeugen besser als Heilen ist.

In zwei Weltkriegen ist der Angreifer am Ende geschlagen worden. Aber das hat weder genügt, die Wiederholung des ersten zu verhindern, noch die drohende Gefahr eines dritten zu bannen. Ein sicherer Weg, den Krieg zu vermeiden, wäre der, deutlich zu machen, dass ein Angreifer nicht einmal am Anfang auf Erfolge rechnen kann.

Die Verteidigung Westeuropas

Im ersten Weltkrieg wurde gesagt, viele französische Generale hätten sich daran gewöhnt, zu denken, dass die Aufstellung eines Plans mit seiner Ausführung gleichbedeutend sei. Sie achteten zwar sehr genau darauf, dass ihre Instruktionen in korrekter Form und gemäss der geltenden Generalstabslehre abgefasst wurden, aber es kümmerte sie wenig, ob diese Befehle der tatsächlichen Lage entsprachen und ob sie auch tatsächlich ausgeführt wurden. Die spätere Untersuchung der Geschichte jenes Krieges ergab viele Fälle, in denen ihre Befehle zwar die ihnen zugrunde liegenden Absichten erkennen lassen, jedoch auf den Gang der Ereignisse keinerlei Einfluss hatten. Oft waren die Befehle so offensichtlich ohne jede Beziehung zur gegebenen Lage oder zu den im Augenblick verfügbaren Hilfsmitteln, dass die untergeordneten Dienststellen sie einfach ignorierten. Pläne und Ereignisse bewegten sich auf zwei völlig getrennten Ebenen.

Im ersten Weltkrieg ging alles derartig langsam, dass diese Diskrepanz nicht zu irgendwelchen Katastrophen führte. Aber das Oberkommando hielt auch im zweiten Weltkrieg trotz seines viel schnelleren Tempos an dieser Gewohnheit fest. Das trug im Zeichen des Blitzkrieges wesentlich dazu bei, den Zusammenbruch der französischen Armee zu beschleunigen. Die Befehle von oben waren mehrmals fehl am Platze oder kamen zur falschen Zeit. Sie wurden entweder für eine Situation gegeben, die der Wirklichkeit gar nicht entsprach, oder für eine, die sich inzwischen geändert hatte. Infolgedessen vertieften sie die Verwirrung der ausführenden Dienststellen und vereitelten jede Massnahme, die vielleicht eine Aussicht auf Gesundung geboten hätte.

Es lohnt sich, bei dem «Fall Frankreich» zu verweilen, weil er in seinen tragischen Folgen die eindeutigste Warnung vor einer Krankheit darstellt, die jetzt eine allgemeine Epidemie wird. Bürokratische Schizophrenie – so könnte man wohl die charakteristische geistige Krankheit des modernen Staates nennen. Sie ist auf zivilem wie auf militärischem Gebiet verbreitet, wenn sie auch auf dem letzteren noch gefährlicher ist. Sie erzeugt die Täuschung, dass Planen gleichbedeutend ist mit Ausführen. Das erste Symptom ist gewöhnlich die Tendenz, eine detaillierte Planungsorganisation zu entwerfen, die sich mit einem Problem befassen soll, um danach in ein Gefühl der Befriedigung zu versinken in der Annahme, dass man das Problem selbst bereits gelöst habe.

Im September 1948 trafen sich die Verteidigungsminister von England, Frankreich, Belgien, Holland und Luxemburg und beschlossen, eine dauernde Verteidigungsorganisation für die fünf Länder zu gründen. Innerhalb eines Monats war sie entworfen und aufgestellt. An der Spitze steht der «Westeuropäische Verteidigungsausschuss»; bestehend aus den fünf Ministern, dem eine ständige Kommission mit Sitz in London beigegeben ist. Dann kommen die «Stabschefs der Westeuropäischen Union», die militärische Ratschläge erteilen und *Direktiven* herausgeben sollen. Diese Körperschaft ist zusammengesetzt aus den fünf Stabschefs, die aus den Generalstäben der beteiligten Länder bestimmt wurden. Der Vertreter Belgiens vertritt dabei gleichzeitig Luxemburg. Die «Stabschefs der Westeuropäischen Union» treffen sich in London und ihnen steht ein «Militärischer Ausschuss» zur Seite, ein grosses internationales Organ, dem Vertreter der Land-, Luft- und Seestreitkräfte aller beteiligten Staaten angehören. Die Aufgabe dieses Komitees ist es, die Lage zu prüfen und Unterlagen für Entscheidungen zu liefern. Zu ihm gehört auch ein «Amt für Produktion und Versorgung».

Die «*Direktiven*» der Stabschefs der Westeuropäischen Union gehen an die eigentliche Befehlsverteilungszentrale, den «Obersten Verteidigungsrat der Westeuropäischen Union»,

dessen Chef Feldmarschall Montgomery ist. Dieser hat sein eigentliches Hauptquartier in London, hat aber in Fontainebleau bei Paris noch ein vorgeschobenes Hauptquartier errichtet. Der «Oberkommandierende der Landstreitkräfte» ist ein Franzose, General de Lattre de Tassigny. Der «Oberkommandierende der Luftwaffe» ist Air Marshall Sir James Robb. Einen Oberkommandierenden der Seestreitkräfte gibt es nicht. Den leeren Sitz in der Runde nimmt der französische Vizeadmiral Jaujard als Flottenvertreter ein.

Mit dem nachfolgenden Abschluss des Atlantikpaktes – unter amerikanischer Führung – ist die Planungsorganisation noch weiter ausgedehnt und mit den Problemen dieser neuen grösseren Verteidigungsallianz und des Sicherheitssystems betraut worden.

Die tatsächlichen Verteidigungskräfte Westeuropas sind jedoch sehr schwach. Zu ihrer Entwicklung ist nur wenig getan worden, seitdem die Staatsmänner der betreffenden Nationen übereinstimmend zu der Ansicht gelangt sind, dass eine gemeinsame Lösung des Problems notwendig ist. Die tatsächlich bisher getroffenen Massnahmen erscheinen unzulänglich im Vergleich zu dem Ausmass der aus diesem Anlass geführten Diskussionen und lassen nicht das Bewusstsein der Dringlichkeit erkennen, das die Eröffnungserklärungen ausdrückten.

In erster Linie muss das Problem gelöst werden, Westeuropa so stark zu machen, dass es einer Invasion vom Festland her Widerstand leisten kann, um damit zu verhindern, dass der Kontinent überrannt wird, ehe Amerika fühlbar eingreifen kann.

Unter diesem Gesichtspunkt sind es die Streitkräfte im Kampfgebiet, die zählen, und nicht eventuell in Aussicht stehende Verstärkungen von Übersee, ganz gleich, wie stark diese am Ende auch sein mögen. Das Anfangsstadium ist entscheidend. Aus diesem Grunde muss eine realistische Untersuchung sich hauptsächlich auf die Frage konzentrieren, welche Landstreitkräfte verfügbar sind oder verfügbar gemacht werden könnten.

Der Bau der westeuropäischen Verteidigung erhielt ein Dach, noch ehe man den Zustand der Wände in den verschiedenen Teilen gründlich geprüft hatte. Der Bau, wie er augenblicklich steht, leidet darunter, dass die meisten «Wände» durch die deutsche Eroberung im Jahre 1940 bis auf den Grund geschleift wurden und dass sie nun vollkommen neu aufgebaut werden müssen. Das ist unter den Nachkriegsverhältnissen nur langsam vorangegangen. Der englische Teil des Baues bildete eine Ausnahme, aber er ist durch die Demobilisierung weitgehend beschädigt worden. Nur wenige Leute haben einen klaren Begriff vom Stand der verschiedenen nationalen Streitkräfte. Die meisten denken immer noch in Vorkriegszahlen. Der Schleier des Geheimnisses hat ihnen bisher barmherzig verborgen, wie viel geringer augenblicklich die tatsächliche Schlagkraft der einzelnen Völker ist; viel geringer, als man vor dem Kriege als notwendig erachtet hatte – und nicht einmal da erwies sie sich als ausreichend.

Im Hinblick auf Truppenzahl sowie auf andere militärische Erfordernisse leistet Frankreich für den europäischen Kontinent den Hauptbeitrag zu den Streitkräften der Westeuropäischen Union. Es hat eine Bevölkerung von etwas über 40 Millionen. Holland hat nur 9 Millionen, Belgien 8 Millionen und Luxemburg etwas mehr als eine Viertelmillion.

Im Jahre 1939 betrug die Friedensstärke der französischen Streitkräfte 500'000 Mann, zu denen noch 5 Millionen ausgebildete Reservisten kamen, wenn auch Frankreich nicht modern genug ausgerüstet war, um sie wirkungsvoll einsetzen zu können. Von der Mobilmachung bis zur deutschen Invasion erhöhte es seine 30 Friedensdivisionen auf 90. Frankreich besass damals eine Luftwaffe von 1'730 erstklassigen Maschinen, die damit zahlenmässig etwa der Englands gleichwertig war. Aber von den 260 Bombenflugzeugen war ein grosser Teil veraltet.

Die französischen Streitkräfte sind heute auf dem Papier ebenso stark wie vor dem Kriege. Aber ihre Kampfstärke (die Anzahl der einsatzbereiten Formationen) ist viel geringer,

und sie sind – an heutigen Massstäben gemessen – im allgemeinen nicht einmal so gut ausgerüstet wie im Jahre 1940. In Frankreich und in der französischen Besatzungszone Deutschlands stehen insgesamt nur 6 Divisionen. Zwei davon sind Panzerdivisionen; ihre Ausrüstung besteht aus amerikanischen Tanks der Kriegszeit, die heute veraltet sind. Zwei weitere Infanteriedivisionen befinden sich in Nordafrika, wo General Juin die dort stationierten Streitkräfte in der Zeit, die ihm neben seiner Arbeit am Wiederaufbau der Zivilverwaltung noch verblieb, reorganisiert hat.

Gleichzeitig haben die langanhaltenden Kämpfe in Indochina viele Kräfte von der Heimatarmee abgezogen, insbesondere ausgebildete Offiziere und Unteroffiziere. Die Truppenstärke in Indochina beträgt immer noch insgesamt über 100'000 Mann, die infolge der Entfernung im Ernstfall als eine mögliche Reserve für den Westen ausfallen. Aber die schlimmste Schwächung hat sich aus zwei zusammentreffenden Faktoren ergeben, nämlich aus der Verkürzung der Dienstzeit und der Schwierigkeit, ein zerstörtes militärisches System wieder aufbauen zu müssen. Bei nur einjähriger Dienstzeit ist die Hauptaufmerksamkeit auf die Ausbildung des einzelnen Soldaten gerichtet worden und weniger auf die Schaffung einsatzfähiger Formationen.

Im Grunde genommen ist das Ausbildungssystem der Nachkriegsjahre, das General de Lattre eingeführt hat, vielversprechender als das frühere. Vor dem Krieg war die französische Armee geradezu deprimierend engstirnig, und ihre Kommandeure waren weniger als alle anderen bereit zuzugeben, dass sie von irgend jemandem irgend etwas lernen könnten. So behielt man die alten Methoden vom ersten Weltkrieg weiter bei, bis diese schliesslich im zweiten Weltkrieg beim Zusammenstoss mit anderen Methoden zusammenbrachen. Die neuen Armeechefs sind eher bereit, aus den Erfahrungen anderer Leute zu lernen. In ihrem Ausbildungssystem jedenfalls haben sie von überall her das Gute übernommen und ausgewertet. Statt in Kasernen werden die jungen Rekruten

meist in kleinen Lagern unter freiem Himmel ausgebildet, nach einer Methode, die darauf abzielt, sie körperlich hart zu machen, ihre Nerven zu stärken, ihre Entschlusskraft zu fördern und ihre Wendigkeit zu entwickeln. Es ist das fortschrittlichste System der *Grundausbildung* in der ganzen Welt. Es arbeitet darauf hin, hochqualifizierte Truppen auszubilden, die in der modernen Kriegführung die entscheidende Rolle spielen. Die Dienstzeit ist jedoch zu kurz, als dass man die technische Gewandtheit erreichen könnte, welche die modernen Waffen erfordern und die ausgedehnte taktische Übung, die nötig ist, um die Manövrierfähigkeit innerhalb grosser Formationen auszubilden.

Das grösste Hindernis von allen aber ist, dass es den französischen Streitkräften immer noch an modernen Waffen, besonders an schweren Waffen wie Panzer, Artillerie und Luftwaffe, fehlt. Das vorhandene Material ist weitgehend im Begriffe zu veralten, wenn nicht bereits veraltet. Das gleiche trifft auf die übrige Ausrüstung zu, die man in einer modernen Kriegführung benötigt. Die Munitionsproduktion ist in den Nachkriegsjahren dürtig gewesen, und das durch die Armut des Volkes notwendig gewordene langsame Tempo der Produktion ist durch eine schlechte Planung noch mehr verlangsamt worden.

Die Luftwaffe hat noch weniger Aussichten als das Heer, sich wieder zu erholen. Zahlenmässig beläuft sich ihre Stärke nur auf etwa 70'000 Mann, aber selbst diese bescheidene Zahl vermittelt, in Geschwader umgerechnet, einen übertriebenen Eindruck von ihrer Kampfstärke.

Wir kommen nun zu den «Benelux»-Ländern. Von ihnen hatte vor dem Krieg Belgien hinsichtlich der Ausbildung wie auch der Ausrüstung die besten Streitkräfte, obwohl die Ausrüstung nicht ganz erstklassigen Massstäben entsprach. Ihre Friedensstärke betrug 65'000 Mann, von denen beinahe ein Drittel Berufssoldaten waren. Sie waren in 6 Infanterie-Kadern und 2 motorisierte Kavalleriedivisionen eingeteilt. Im Kriege konnte Belgien 600'000 Mann mobil machen und

brachte es fertig, 23 Divisionen ins Feld zu führen. Hollands Streitkräfte waren mehr vom Typ einer Miliz, deren normale Friedensstärke sich auf weniger als 30'000 Mann belief. Bei Ausbruch des Krieges machte Holland etwa 400'000 Mann mobil, die in 10 Divisionen und die entsprechende Anzahl kleinerer Einheiten aufgeteilt waren, Ausrüstung und Ausbildung waren jedoch schlecht. Als der «Blitzkrieg» über Holland hereinbrach, waren sie den zahlenmässig viel schwächeren, aber besser ausgebildeten und ausgerüsteten deutschen Truppen, welche die Invasion führten, nicht gewachsen.

Beide Armeen haben aus jener harten Erfahrung so viel gelernt, dass sie nun ihr Ausbildungssystem reformiert haben. Aber ihre augenblickliche Friedensstärke ist sogar noch geringer als die vor dem Kriege. Sie haben weniger ausgebildete Reserven und sind immer noch sehr knapp mit modernen Ausrüstungen versehen. Das jährliche Rekrutenkontingent in Belgien beträgt 37'000 Mann. Die Soldaten dienen nur zwölf Monate. Belgien hat 3 Divisionen in Kaderform, die bei einer Mobilmachung durch Reservisten aufgefüllt werden müssten. Es ist dabei, eine Luftwaffe von 15 Jagdgeschwadern aufzubauen. Holland besitzt ebenfalls das Gerippe von 3 Divisionen, aber sie sind noch mehr nur «Skelett» als die Belgiens, da Holland seine Streitkräfte in Ostindien unterhalten muss. Von seiner schwachen Luftwaffe werden noch Teile für jene bedrängten Gebiete abgezogen.

Ebenso wie in Frankreich hat auch in diesen beiden Ländern das Problem der Ausbildung die meisten noch verbliebenen Hilfsmittel voll in Anspruch genommen. Es ist daher unwahrscheinlich, dass sie irgendwelche einsatzbereiten Divisionen in einem plötzlichen Notfall ins Feld führen könnten. Hier liegt die Schwierigkeit des Problems; denn das Tempo einer modernen Invasion wird wahrscheinlich zu schnell für eine Verteidigung sein, die von einem komplizierten Mobilmachungsplan in den bedrohten Ländern abhängig ist.

Um nicht in respektloser Weise das weitere Mitglied der Benelux-Staaten auszulassen, mag erwähnt werden, dass Luxem-

burgs Vorkriegsarmee 250 Mann zählte, während es heute 2 Bataillone hat und plangemäss 15'000 Mann bei einer Mobilmachung aufstellen könnte.

Offizielle französische Vertreter haben den Amerikanern gesagt, dass 60 bis 80 modern ausgerüstete Divisionen – 30 Panzerdivisionen und der Rest motorisierte Divisionen – für die Verteidigung der Front zwischen Nordsee und Alpen erforderlich sind. Man kann nun leicht sehen, welch riesige Lücke zwischen einem solchen Plan und den Mitteln klafft, die zu seiner Verwirklichung zur Verfügung stehen.

Was könnte nun England zur direkten Verteidigung des Westens beitragen? Seine Armee zählt ungefähr 375'000 Mann, von denen 185'000 Mann Berufssoldaten sind. Die anderen sind auf Grund der 18 Monate währenden Allgemeinen Dienstpflicht eingezogen worden. Die Luftwaffe hat etwas über 200'000 Mann, von denen zwei Fünftel nicht Berufssoldaten sind. Die Zusammensetzung und Verteilung von Heer, Marine, Luftwaffe wird von amtlicher Seite vor der Öffentlichkeit geheimgehalten, wenn es auch für keinen ausländischen Geheimdienst schwer sein dürfte, zu einer ziemlich genauen Schätzung der Kräfteverhältnisse zu kommen.

Im Jahre 1939 hatte die Royal Air Force 55 Bombergeschwader und 39 Jagdgeschwader; die im Mittleren Osten, Indien und im Fernen Osten stationierten nicht eingerechnet. Von den in der Heimat stationierten waren 37 Bombergeschwader und 34 Jagdgeschwader bei Kriegsausbruch einsatzbereit. Es wird berichtet, dass die Zahl der Jagdgeschwader jetzt beträchtlich grösser ist als vor dem Krieg und dass sie fast alle mit Düsenflugzeugen neu ausgerüstet worden sind. Die Zahl der Bombergeschwader ist sicherlich sehr viel kleiner als im Jahre 1939, – einige Kritiker haben angedeutet, dass sie nur mehr ein Drittel des Vorkriegsstandes beträgt. Andererseits darf man nicht vergessen, dass diese Maschinen viel grösser sind. Es ist wahrscheinlich, dass die Gesamtbombenlast, welche die englischen Bombenflugzeuge heute transportieren können, viel grösser ist als vor dem Kriege. Aber der Kampfwert der

Bomberverbände wird durch die Tatsache beeinträchtigt, dass sie immer noch mit Maschinentypen ausgerüstet sind, wie sie im Krieg gebaut wurden, und dass sie keine Düsenbomber haben.

Die Angaben über die Zusammensetzung des britischen Heeres sind genauer. Ich habe bereits erwähnt, dass eine Infanteriedivision und eine Panzerdivision in Deutschland stehen, während eine zweite Infanteriedivision in Nordost-Afrika stationiert ist. Es ist oft darauf hingewiesen doch ohne Widerspruch hingenommen worden, dass keine Divisionen in der Heimat stehen. Jedenfalls hat der Umstand, dass man, um die Unruhen in Malaya niederzuschlagen, die Wachtruppe schicken musste, gezeigt, dass der Schrank leer war – es standen keine kampffertigen Truppen bereit. Selbst Mutter Hubbards Hund wäre in der Lage, diesen Schluss zu ziehen, geschweige denn ein intelligenter Geheimdienst. Die britische Regierung hätte nicht klarer zeigen können, was das Heeres-Budget zu verbergen sucht.

Drei kampfbereite Divisionen ist bei einer Armee von 375'000 Mann recht ärmlich. Vor dem Krieg war die Armee nur halb so gross, aber sie hatte 7 Divisionen in der Heimat, die zur Unterstützung der Verteidigung Westeuropas verfügbar waren, und 3 in Ägypten und Palästina. Drei von den 10 waren Panzerdivisionen. Das war das Ergebnis der Reorganisation, die Mr. Höre Belisha 1937 bis 1938 begonnen hatte. Als sein persönlicher Ratgeber war ich damals sehr mit der Lösung des Problems beschäftigt, wie man mit einer nur begrenzten Zahl von Soldaten die grösstmögliche Anzahl von einsatzbereiten Formationen aufstellen könnte. Noch schwieriger war das Problem, die Ausrüstung zu bekommen, da man es vorher versäumt hatte, die Rüstungsfabriken auszubauen. Es war ausserdem notwendig, den Verwaltungsapparat dieser Divisionen nach der Mobilmachung zu vergrössern, ehe sie überhaupt für umfangreichere Operationen bereit waren. Aber die Divisionen, die wir in Übersee hatten, waren jederzeit fähig, mit Schwierigkeiten fertig zu werden und der feind-

lichen Infiltration Einhalt zu gebieten, die seit dem Kriege so viel Schwierigkeiten gemacht hat.

Die augenblickliche geringe Kampffähigkeit und der Mangel an Divisionen ist auf zwei Ursachen zurückzuführen. Erstens auf die aufgeblähte Organisation nichtkämpfender Truppen – ein allgemein verbreitetes Erbe verschwenderischer Organisation aus den Kriegszeiten, das sich in allen Armeen als Hemmschuh entwickelt hat und als ein allzulanger «Schwanz» mitgeschleppt werden muss. Die zweite noch ernstere Ursache ist die unkluge Nachkriegspolitik, die die Dienstpflicht mit dem System des Berufsheers vermischt hat. Das läuft darauf hinaus, dass ein ausserordentlich grosser Teil der langdienenden Berufssoldaten bei der Ausbildung der nur kurzdienenden Dienstpflichtigen helfen muss. Hierdurch wird die Bereitschaft der Armee für einen plötzlichen Notfall ausserordentlich herabgemindert.

Es scheint demnach, dass Englands Beitrag zur Verteidigung Westeuropas auf die geringe Streitmacht der beiden Divisionen, die schon in Deutschland stationiert sind, beschränkt bleiben wird, solange nicht das System reorganisiert wird und wieder mehr kampfbereite Divisionen aufgestellt werden. Die amerikanischen Kampftruppen in Deutschland sind ebenfalls klein und entsprechen kaum der Stärke von zwei Divisionen. Diese englischen und amerikanischen Truppen tragen also nicht wesentlich zur Vermehrung der Streitkräfte der Länder auf dem Kontinent bei, die bereits aufgezählt wurden.

Unter den Ländern «auf den Flanken» hat Italien acht unvollständige Infanteriedivisionen und hat sich das Ziel gesetzt, vier weitere, dazu eine Panzerdivision und eine Alpenjägerdivision aufzustellen. Aber alle sind kümmerlich ausgerüstet, nämlich mit überschüssigem englischem und amerikanischem Material aus dem Kriege, das jetzt allmählich veraltet ist. Dänemark hat den Plan, zwei kleine Divisionen aufzustellen; und Norwegen könnte die Regimenter für zwei Divisionen aufbringen, doch wären sie bis zur Mobilmachung nur Skelette.

Würde ihnen Zeit zur Mobilmachung gegeben, dann könnten die Gesamtstreitkräfte Westeuropas wesentlich verstärkt werden. Es gibt wohl eine Menge Reservisten, die einberufen werden könnten, aber nicht gleichzeitig auch eine Menge Material für sie – ein Hindernis, das ihre Mobilmachungsstärke erheblich beeinträchtigen würde. Einige Schätzungen veranschlagen diese auf fast hundert Divisionen; aber diese Zahl scheint mehr von theoretischer als praktischer Bedeutung zu sein. Ausserdem erhebt sich noch immer die Frage, ob denn genügend Zeit zur Mobilmachung bleiben würde.

Denn nach Schätzungen haben die Russen ungefähr dreissig Divisionen in ihrer Zone in Deutschland. Davon sollen acht Panzerdivisionen sein mit stärkeren Panzern, als sie sonst in Europa zu finden sind – mit Ausnahme der neuesten Typen, die England herausgebracht hat – und sechs bis acht motorisierte Divisionen. Das bedeutet eine furchterregende Spitze für einen einleitenden Angriffsstoss. Sie ist viel stärker als die bislang zur Verteidigung des Westens verfügbaren Kräfte.

Die Gesamtstärke der Roten Armee ist viel grösser, selbst auf der jetzigen «Friedensbasis». Die Schätzungen schwanken von 3 Millionen bis 4 Millionen Mann unter Waffen oder 170 bis 200 Divisionen. Im Mobilmachungsfalle könnten diese auf 250 bis 300 verstärkt und innerhalb eines Jahres verdoppelt werden; das wären fast soviel wie am Ende des Krieges, nämlich 550.

Da die Russen die Motorisierung ihrer Streitkräfte nicht annähernd so weit wie die westliche Armeen haben vorantreiben können, würden sie ihr ungeheures Gewicht auf Grund von Bewegungs- und Nachschubschwierigkeiten nur verhältnismässig langsam so weit nach Westen schieben können – wenn man auch die Zähigkeit der russischen Truppen in Rechnung stellen muss, ihre Fähigkeit, dort zu leben, wo andere verhungern würden, und ihre Methoden, sich «aus dem Lande zu verpflegen», wo sie gerade operieren.

Eine solche Verzögerung würde aber den westlichen Ländern eine Möglichkeit geben, ihre Reserven zu mobilisieren, die so-

viel grösser sind als die Kräfte, die sie einsatzbereit haben. Wenn sie jeden Versuch, sie schnell zu überrennen, vereiteln und ihre Verstärkungen aus Übersee im Voraus heranziehen könnten, wären die Aussichten hoffnungsvoller als sie im Augenblick aussehen. Aber es klafft offensichtlich noch eine grosse Lücke zwischen der tatsächlich verfügbaren Stärke und der als Mindestsicherung erforderlichen.

Man empfindet diese Lücke deutlich und zweifelt, wie weit man sie füllen kann; und das hat besonders in England einer abweichenden Meinung neuen Auftrieb gegeben.

Diese Meinungsverschiedenheit ist eine Zeitlang unter der Oberfläche geblieben, brach sich aber in einer Debatte im Oberhaus kürzlich Bahn, die von Lord Templewood und Lord Trenchard ausgelöst und von Lord Portal unterstützt worden war. Da der erste der drei sowohl Minister für die Luftwaffe als auch Aussenminister war und die beiden anderen die bekanntesten ehemaligen Chefs des Stabes der Luftwaffe gewesen sind, hinterliessen ihre Argumente einen tiefen Eindruck.

Das Problem sprach Lord Templewood in *einem* Satz aus: «Ich bin überzeugt, dass für die allernächste Zukunft eine überlegene alliierte Luftwaffe jeden russischen Vorstoss aufhalten und zerschlagen kann.»

Er formulierte dann seinen Vorschlag konkret:

«Ich denke an eine alliierte Luftwaffe, die sofort bei Beginn des Krieges eingesetzt werden müsste. Sie müsste mindestens 100 Düsenjägerschwadronen umfassen, 150 Langstreckenbomberschwadronen modernsten Typs, 150 unbemannte Raketenverbände und 150 Transportschwadronen. Mit einer voll ausgerüsteten und bemannten Luftwaffe dieser Art könnten die Alliierten nach meiner Überzeugung jeden Versuch eines Vorstosses auf dem Kontinent aufhalten und zerschlagen.»

Bezeichnenderweise erwähnte er die Notwendigkeit von Landstreitkräften überhaupt nicht, betonte aber:

«Ausser dem sofortigen Ausbau von Luftstützpunkten sind auch entscheidende Massnahmen nötig, die Länder Westeuropas und

besonders Frankreich (das jahrelang früher die Lehren der Luftstrategie nicht beachtet hat) zu überzeugen, dass die Luftwaffe die wirksamste Verteidigung gegen einen russischen Angriff ist. Vor allem ist die engstmögliche Zusammenarbeit mit der Luftwaffe der Vereinigten Staaten, jetzt der stärksten Luftmacht der Welt, nötig und ebenso der dauernde Austausch von Gedanken, Maschinen und Personal zwischen der englischen und der amerikanischen Luftwaffe. Mit diesen Mitteln können wir – vorausgesetzt dass sie entschlossen und unverzüglich angewandt werden – einen Krieg in Zukunft tatsächlich wirksam verhindern und der europäischen Zivilisation Zeit geben, Atem zu schöpfen, damit sie wieder stark genug werden kann, die Angriffe, die sie jetzt bedrohen, zurückzuschlagen.»

Lord Trenchard gab seiner vollen Zustimmung Ausdruck, nur schlug er eine englisch-amerikanische Luftwaffe von 550 Geschwadern vor – «150 Geschwader Langstreckenjäger mehr zum Schutze unserer Langstreckenbomber», aber 50 unbemannte Raketeneinheiten weniger.

Er gab auch seinem festen Glauben Ausdruck, dass die Russen auf keine andere Art aufgehalten werden könnten –

«Mit ihren riesigen Millionenarmeen und ihren Massen an Ausrüstung und Flugzeugen würden sie jede Garnison, die wir aufrechterhalten könnten oder aufrechterhalten, in Berlin oder an der Elbe überrennen. Sie würden hereinströmen bis nach Frankreich und durch Frankreich hindurch bis an die Küste ... Könnten wir sie mit 1 Million an der Elbe aufhalten? Ist es uns oder unseren Alliierten politisch oder wirtschaftlich möglich, 1 Million Mann an die Elbe zu stellen? Wie wir wissen, nein.»

Aber Trenchard war wie Templewood fest überzeugt, dass die Russen aus der Luft aufgehalten werden könnten, wenn die alliierte Luftwaffe die vorgeschlagene Grösse hätte. Er erklärte, der Krieg hätte kein «Fünkchen eines Zweifels» daran gelassen, «dass kein Truppenverband auch nur einen Schritt auf Strassen oder Eisenbahnen vorwärtskommen könne ohne

Luftüberlegenheit». Kein Truppenverband von mehr als Divisionsstärke könne weiter als ein kleines Stück vorwärtskommen «angesichts einer gegnerischen Luftüberlegenheit». Die angeschnittenen Fragen sind so lebenswichtig, dass es unumgänglich ist, nachzuforschen, ob die Behauptungen dieser einflussreichen Richtung durch Erfahrungen, die uns zur Verfügung stehen, gerechtfertigt werden. Es liegt auf der Hand, dass die Lord Trenchards und Templewoods sich auf die Zeugnisse aus den Westfeldzügen stützten. Gegen ihre Annahme spricht, dass an der Ostfront sowohl die Deutschen als auch die Russen weite Vorstösse unternahmen, ohne Luftüberlegenheit oder auch nur etwas Ähnliches zu besitzen. Auch in Nordafrika gelang es Rommel mehrere Male, die englischen Truppen zu besiegen und gefährlich weit nach Ägypten vorzürücken, ohne Überlegenheit in der Luft.

Es ist gefährlich, Schlüsse aus den Schwierigkeiten zu ziehen, unter denen die deutschen Truppen in der Normandie litten, wo die Alliierten zur Beherrschung eines relativ beschränkten Gebietes mit einer beschränkten Zahl von Anmarschstrassen eine überwältigende Luftüberlegenheit hatten. Selbst dort, unter diesen ungeheuren Schwierigkeiten, gelang es den deutschen Truppen, sich – verglichen mit den Behinderungen, unter denen sie litten – in ganz erheblichem Ausmass zu bewegen, was nur zu leicht übersehen wird.

Aus den Beweisen, die ich in meinen Gesprächen mit deutschen Kommandeuren gesammelt habe, ist klar geworden, dass die russischen Truppen, und besonders ihre Kampfspitzen, viel besser als die irgendeines westlichen Heeres in der Lage sind, solche Vorstösse angesichts einer starken gegnerischen Luftmacht auszuführen – weil sie weniger vom Nachschub abhängig sind, viel leichter ohne das auskommen können, was andere Armeen als Notwendigkeiten (an Verpflegung und Ausrüstung) betrachten, und weil sie sich ausserordentlich geschickt aufgelöst bewegen können.

Ausserdem scheint die einseitige «Luftwaffendenkrichung» nicht genügend in Rechnung zu stellen, welche Wirkung die

russische Luftwaffe haben kann, wenn sie alliierte Luftangriffe auf vorrückende russische Armeen und Verbindungslinien abwehrt. Bei Beginn eines Krieges würde diese Wirkung viel grösser sein als die der deutschen Luftwaffe in den letzten Stadien des vergangenen Krieges – ein weiterer Grund dafür, dass es gefährlich sein kann, Schlüsse aus den Erfahrungen im Westfeldzug 1944/45 zu ziehen.

Obwohl es wichtig erscheint, übertriebene Schlüsse in der Beweisführung der Luftwaffendenkriftung zu korrigieren, stimme ich mit ihrer grundsätzlichen Behauptung überein, solange sie nicht zu weit geht. Als das englische Aufrüstungsprogramm 1936/37 aufgestellt wurde, behauptete ich, es wäre klug, sich vor allen Dingen auf eine starke Luftwaffe mit einem kleinen, aber hochbeweglichen Heer zur Unterstützung zu konzentrieren. Chamberlain liess sich von diesem Argument überzeugen, wie er mir Anfang 1937, kurz vor seiner Ernennung zum Premierminister, sagte. Ein paar Monate später wurde das Prinzip als Grundlage unserer militärischen Politik vom Kabinett angenommen. 1939 wurde es unter dem Druck der Verteidiger des Massenheeres und der Franzosen aufgegeben. Doch im Lichte aller jetzt verfügbaren Beweise von der Feindseite ist nur zu klar, wie leicht der deutsche Vormarsch durch Luftbombardements in Verbindung mit Panzergegensüssen hätte gelähmt werden können – während sich die unbewegliche Masse der 100 französisch-englischen Infanteriedivisionen als hilflos erwies. Sie kamen immer zu spät.

Genau so ist es bei dem heutigen Problem. Ein grosses Heer mit wenig Unterstützung aus der Luft würde weniger wiegen als eine starke Luftwaffe in Verbindung mit einem kleineren Heer. Das grundsätzliche Problem ist, wie wir das Gewicht verteilen sollen.

Nach meinen eigenen Überlegungen scheint es mir, dass es unter den gegenwärtigen Umständen zu allererst nötig ist, eine sehr bewegliche Landtruppe zu schaffen, gerade so stark, wie sie gebraucht wird, um die russischen Spitzen, die trotz Luftangriff eindringen könnten, aufzufangen. Zurzeit ist

die Westunion noch weit davon entfernt, diese Mindestsicherheit zu besitzen. Wenn wir bestimmt haben, wie gross diese Erdverteidigung sein müsste, müssten die Bemühungen vornehmlich auf die Entwicklung einer starken Luftwaffe konzentriert werden, um den Nachstoss der russischen Massen zu lähmen.

Wenn die Westunion auch nur zwanzig hochqualifizierte Divisionen zur Verfügung hätte, modern ausgerüstet und auf der Stelle einsatzbereit wie eine Feuerwehr, würde sich die ganze Lage zum Besseren wenden. Aber diese Zahl ist mindestens erforderlich – nach Ansicht verschiedener namhafter Männer, die das Problem untersucht haben.

Solch eine Zahl ist keine Unmöglichkeit. Aber sie wäre nur zu erreichen durch eine radikale Änderung der augenblicklichen Wehrdienstsysteme. Ein Weg wäre, die Dienstzeit der voll dienenden Wehrpflichtigen auf drei Jahre auszudehnen, und zwar in allen Ländern der Westunion, trotz der schweren wirtschaftlichen und sozialen Nachteile. Der andere Weg wäre, sich auf die Anwerbung von genügend Berufssoldaten zu konzentrieren, um Kampfformationen in der erforderlichen Zahl aufstellen zu können. Das würde eine Umstellung des gegenwärtigen gekoppelten Systems nötig machen und ebenso eine Bezahlung, die stärkere Anziehungskraft ausübt. Aber die wirtschaftliche Last auf den Schultern der Nationen würde bedeutend geringer sein als die einer dreijährigen Wehrdienstpflicht. Mit diesem zweiten System würde man auch ein Heer von erfahrenen, geschickten und im Ernstfalle verlässlichen Soldaten schaffen.

Wenn die Grösse dieser «Feuerwehr» verdoppelt werden könnte, würden die Verteidigungsaussichten um ein Vielfaches wachsen. Aber so eine Zahl wäre nur erreichbar auf Kosten der Luftwaffe. Selbst die für eine solche Truppe erforderliche Mannschaftsstärke – im Gegensatz zu einer Truppe von Wehrpflichtigen, die erst mobil gemacht werden kann, nachdem der Ernstfall eingetreten ist – wäre nur durch eine von zwei Möglichkeiten zu erreichen: durch die Eingliederung der

Deutschen in die Streitkräfte der Westunion oder durch die dauernde Stationierung einer grossen amerikanischen Landtruppe in Europa.

In jedem Falle aber bleibt das Ausrüstungsproblem noch zu lösen. Im Augenblick liegt hier die grösste Schwäche der kontinentalen Mitglieder der Westunion; und sie ist sogar noch grösser in der Luft als auf dem Lande. Man kann den Notwendigkeiten nur begegnen durch grosszügige und frühzeitige Hilfe aus den USA.

Englands militärisches Problem

Bei einer Invasion werden sich die Länder des Kontinents weitgehend auf die sofortige Unterstützung durch England verlassen müssen. Seine Streitkräfte sind die «örtliche» Reserve für die Verteidigung des Westens, während die USA die «allgemeine» Reserve stellen. Da soviel von der sofortigen Unterstützung abhängt, ist es von Bedeutung, im einzelnen zu untersuchen, ob England in der Lage ist, diese Unterstützung zu leisten, und zu überlegen, wie weit seine Leistungsfähigkeit gesteigert werden kann.

An Geldmitteln und an Menschen leistet England jetzt einen grösseren Beitrag zu dem militärischen Gesamtpotential als irgendein anderes Land Westeuropas. Seit einigen Jahren schon betragen seine jährlichen Ausgaben für seine Streitkräfte über £ 750'000'000, und für 1950/51 hat das Parlament £ 780'000'000 genehmigt. Das ist beinahe doppelt soviel wie im letzten Vorkriegsjahr.

Haben sich diese ungeheuren Summen für die Verteidigung wirklich gelohnt? Rund heraus gesagt: Kaum.

Wenn England 1948 oder 1949 angegriffen worden wäre, dann wäre die Schlagkraft seiner Armee viel geringer gewesen als 1939; und das englische Volk hat inzwischen erkannt, dass damals seine Vorbereitungen vollkommen ungenügend waren.

Wie schwach England 1939 war, hat der Krieg klipp und klar bewiesen. Aber damals wusste das Volk wenigstens, dass Stärke und Ausrüstung unserer Truppen ungenügend waren, obwohl es nicht völlig erfasste, was das bedeutete, wie das unbegreifliche Mass an Optimismus während der ersten neun

Monate des ruhigen Krieges bewies, jener Periode, die man den «Scheinkrieg» genannt hat.

Die gegenwärtige Schwäche jedoch hat man, obwohl sie viel ärger ist, vor dem Volk und seinen parlamentarischen Vertretern verborgen und darüber die ganze Zeit seit dem Kriege den dichtgewebten Mantel der amtlichen Schweigepflicht gebreitet. Noch nie ist hinter soviel falscher «Sicherheit» soviel tatsächliche Unsicherheit verborgen gewesen. Es ist töricht zu glauben, der ausländische Spionagedienst könne sich nicht wenigstens in grossen Zügen ein Bild von Stand, Entwicklung und Schlagkraft der englischen Streitkräfte machen. Aber das eigene Volk hat kein solches Bild; denn es hat nicht die gleichen Möglichkeiten, an die Tatsachen heranzukommen.

Was man der Öffentlichkeit und ihren parlamentarischen Vertretern bekanntgibt, beschränkt sich auf die zahlenmässige Stärke der Truppen und die Geldsummen, die dafür zu zahlen sind. Sie werden darüber informiert, dass heute 720'000 Mann unter Waffen stehen gegenüber 450'000 im Jahre 1939, und dass heute doppelt soviel Geld für Verteidigungszwecke ausgegeben wird wie damals. So ist es ganz natürlich, dass die Öffentlichkeit glaubt, das Land sei heute militärisch viel stärker. Aber diese beiden nackten Zahlen vermitteln nur ein trügerisches Bild von Sicherheit; in Wahrheit handelt es sich um nicht mehr als um eine recht dürftige Versicherungspolice. Denn die Operationsstärke, die wirkliche Kampfkraft, liegt weit unter dem an sich schon niedrigen Niveau von 1939.

Fast die Hälfte aller Truppen besteht aus kurzfristig dienenden Reservisten, deren Ausbildung für den modernen Krieg unzureichend ist. Ausserdem wird ein grosser Teil der Berufssoldaten zur Ausbildung und Betreuung der Reservisten herangezogen – zum Nachteil ihrer eigenen Spezialausbildung. Die Unterhaltung solcher nominell grossen Truppenmassen kostet soviel Geld, dass die Löhnung nicht hinreichend hinaufgesetzt werden kann, um einer genügenden Anzahl von Berufssoldaten einen Anreiz zu bieten. Weil aber heute mehr Etatmittel als früher allein für die Unterhaltung so grosser

Massen gebraucht werden – für ihre Ernährung, Bezahlung, Bekleidung, Unterbringung usw. – kann man sie nur mit einem Bruchteil der neuen Waffen, ohne die sie nicht schlagkräftig sind, ausstatten.

Alles in allem: Noch nie ist soviel Geld für so grosse Massen bei so geringem Gegenwert ausgegeben worden. Diese Missstände werden deutlicher sichtbar, wenn man sich die einzelnen Wehrmachtteile genauer ansieht. Eine solche Untersuchung wäre seit langem fällig gewesen. Es ist in England üblich, die Flotte voranzustellen. Aber es wäre vernünftiger, die Reihenfolge einmal umzudrehen und das Heer zuerst zu nehmen, weil das Heer den ersten Stoss abfangen müsste, wenn ein neuer Krieg kommen sollte.

Für das Heer sind 1950/51 £ 300'000'000 bereitgestellt worden; und an diesen Betrag hält man nun schon seit drei Jahren fest.

Welche militärische Sicherheit steht nun als Gegenwert diesen hohen Summen gegenüber? Im Heer stehen 375'000 Mann ausser den Reservisten und Territorialtruppen. Das ist die doppelte Anzahl wie vor dem Kriege. Den Zahlen nach scheint das eine beachtlich grosse Truppe von «Männern unter Waffen», und man möchte meinen, das sei um so beruhigender, als nicht einmal ein Viertel von ihnen sich in Garnisonen ausserhalb Europas befindet. Im letzten Vorkriegsjahr stand die Hälfte ausserhalb Europas, über ein Viertel war allein in Indien gebunden. Es blieben also nur noch wenig mehr als 100'000 für den Kriegsfall in Europa zur Verfügung gegenüber fast 300'000 in der neuesten Zeit. Auf dem Papier scheint das also eine viel bessere Garantie für die Sicherheit des Westens zu sein.

Die wirkliche Schlagkraft einer Armee liegt aber nicht in der grossen Zahl der unter Waffen stehenden Männer, nicht einmal in der Zahl der ausgebildeten Soldaten, sondern in der Stärke der Kampfformationen, die diese Armee antreten lassen kann. Ehe Truppen nicht in Formationen organisiert und diese gemeinsam ausgebildet worden sind, können sie nicht

als wirksame Potenz operieren. Von hier aus gesehen, ist das Heer heute im Wesentlichen eine Schattenarmee und hält den Vergleich mit dem nominell viel kleineren Vorkriegsheer kaum aus.

1948 wurde von Mitgliedern des Parlaments, die gute Verbindung zur Armee hatten, und von anderen gut unterrichteten Kreisen festgestellt, dass England überhaupt nur zwei Divisionen hätte – eine in Deutschland und eine in Nordafrika. Weiterhin wurde festgestellt, dass beide Infanteriedivisionen seien, und dass die einzige Panzerformation eine einzelne Brigade sei, die weit verstreut in Deutschland liege. Kein Sprecher der Regierung hat diese Behauptungen bestritten. Seitdem ist nur bekanntgegeben worden, dass durch Zusammenlegung dieser einzigen Panzerbrigade mit einer motorisierten Infanteriebrigade eine Panzerdivision neu aufgestellt worden ist.

Aber selbst dann sind drei Divisionen eine erschreckend magere Leistung für eine Armee von 375'000 Mann. Zwischen den beiden Weltkriegen, als der Stand am niedrigsten war, hatte das englische Heer vier Divisionen; und wenn sie auch wenig modern ausgerüstet waren, so wurden sie doch mindestens als Formationen ausgebildet, und die Kommandeure konnten sich einige Praxis in der Führung solcher Einheiten aneignen.

Als 1937 Hore-Belisha Kriegsminister wurde, erkannte er, welche zentrale Bedeutung die Aufstellung einer grösstmöglichen Zahl von Kampfformationen hat, und er ging an das Problem mit der ihm eigenen Energie heran.

Kaum zwei Jahre später, als der Krieg ausbrach, standen in England fünf aktive Infanteriedivisionen und eine Panzerdivision, während eine zweite Panzerdivision in Aufstellung begriffen war. In Ägypten und Palästina waren zwei Infanteriedivisionen und eine Panzerdivision aufgestellt worden. Das waren zusammen zehn Divisionen.

Ausserdem wurden sieben Flakdivisionen aus der Territorialarmee zur Verteidigung Englands gegen Luftangriffe gebildet

– 1937 waren es nur zwei gewesen. Gleichzeitig war der Rest der Territorialarmee bis zum Ablauf des Jahres 1938 reorganisiert worden, so dass sie zwölf Infanteriedivisionen (drei davon motorisiert) und eine Panzerdivision hatte. 1939 war man dabei, die Zahl dieser Divisionen zu verdoppeln. 1950 dagegen ist die Territorialarmee nur noch ein Rahmen. Die Neuausstattung der Armee vor dem Kriege nahm mehr Zeit in Anspruch als ihre Reorganisation; denn bevor Hore-Belisha sein Amt übernahm und anfang, die Entwicklung voranzutreiben, war kaum etwas geschehen. Die Mängel waren 1940 noch nicht völlig überwunden. Immerhin erhielt die Armee im letzten Vorkriegsjahr eine erheblich grössere Neuausrüstung und besonders erheblich mehr neue Waffen, als das jetzt der Fall ist.

Diese Tatsache wird klar, wenn man sich die Etats für 1939 und 1950 genauer ansieht. 1939 wurden nicht weniger als £ 56'000'000 für die Kampfausrüstung ausgegeben – für «warlike stores» (Kriegsvorräte) wie der amtliche Ausdruck lautet. 1950 wurden dafür nur £ 48'000'000 angewiesen. Wenn man berücksichtigt, dass heute die Kosten für jeden Ausrüstungsgegenstand erheblich höher sind als 1939, ist es offensichtlich, dass die Armee gegenwärtig viel weniger an Ausrüstung erhalten muss als damals.

Doch die Summe, die für die vollständige Neuausrüstung einer Armee auf Vorkriegsstand nötig wäre, wäre klein, verglichen mit dem, was jährlich allein für die Unterhaltung der gegenwärtig zahlenmässig starken Armee mit ihren sehr wenigen Kampfformationen ausgegeben wird. Die Nation bezahlt einen gewaltigen Preis für eine Armee mit «viel Fett und wenig Muskeln».

Warum haben wir aber nun so wenig Kampfformationen, und warum haben wir eine so unzulängliche Ausrüstung? Die Antwort auf beide Fragen kann man in drei Worte fassen: «Die Allgemeine Wehrpflicht».

Als das Wehrdienstgesetz 1947 eingebracht wurde, begrüsst es fast alle Generale und gaben ihm ihren Segen. Jetzt ver-

fluchen sie es. Es ist bemerkenswert, wie die Fachleute ihre Meinung geändert haben. Es war ganz natürlich, dass sie die Wehrpflicht im Prinzip begrüßten; versprach sie doch eine grössere Armee, als man bei dem Freiwilligensystem hätte aufstellen können, und schien sie doch viele von den Schwierigkeiten der Rekrutierung und Organisation, die in der Vergangenheit Kopfzerbrechen bereitet hatten, aus dem Wege zu räumen. Aber die Erfahrungen, die die Generale mit der Allgemeinen Wehrpflicht in Friedenszeiten gemacht haben, haben ihre Ansichten geändert und ihnen gezeigt, dass sie mehr Probleme aufwirft als löst, und zwar schlimmere Probleme. Die jetzt allgemein missbilligende Haltung der Generale legt Zeugnis für ihren gesunden Menschenverstand ab.

Welches auch die theoretischen Vorzüge der Allgemeinen Wehrpflicht sein mögen, praktisch zerstört sie die Schlagkraft der Armee und erweist sich als verhängnisvoll für ihre Einsatzbereitschaft im Ernstfall. Der Versuch, ein gekoppeltes System durchzuführen, bei dem kurzfristig dienende Reservisten und langfristig dienende Berufssoldaten zusammen in dieselben Einheiten gestellt werden, ist, wie die Erfahrung zeigt, ein Fehlschlag für beide Teile.

Wehrpflichtige können nicht in 18 Monaten oder zwei Jahren auf den hohen Ausbildungsstand gebracht werden, den die moderne Kriegführung erfordert. Wenn sie auf einen «verwendbaren» Stand gebracht sind, dann ist von ihrer Dienstzeit nur noch so wenig übrig, dass ihre Verwendung unrentabel ist. Sie bläht die Ausgaben für den Transport dieser Truppen in einer Masse auf, das in keinem Verhältnis zu dem Dienst steht, den sie leisten. Die für 1950/51 veranschlagten Ausgaben für Truppenverlegungen belaufen sich auf £ 22'000'000 gegenüber £ 20'000'000 vor dem Kriege.

Die Verschmelzung beeinträchtigt aber auch die Ausbildung der Berufssoldaten und ihre tatsächliche Verwendbarkeit. Ein grosser Teil von ihnen wird direkt oder indirekt in die Ausbildungsmaschine für die Dienstpflichtigen eingespannt und von den «Betreuungs- und Schreibstubenaufgaben» (caretaker

jobs) in der Heimat und in Übersee in Anspruch genommen. Der grössere Umfang des Heeres hat die Zahl der Verwaltungsaufgaben gewaltig anwachsen lassen und diese fallen natürlich den Berufssoldaten zu. Kurz und gut, es stehen viel weniger Leute als vor dem Kriege für die Abstellung zu den Kampfformationen zur Verfügung.

Mit anderen Worten: Wir haben tatsächlich eine viel kleinere Streitmacht als 1939 für den Ernstfall zur Verfügung. Mit so wenigen Formationen können sich weder Kommandeure noch Stäbe die genügende Praxis in der Truppenführung aneignen, so dass nicht einmal die Kampftruppe genügend ausgebildet werden kann. Und was noch schlimmer ist, sie kann nicht genügend ausgerüstet werden, weil das Geld, das für neue Waffen zur Verfügung stehen müsste, von den Ausgaben verschlungen wird, die nötig sind, um die «überflüssigen» Mäuler zu stopfen.

Für die Löhnung allein gehen £ 85'000'000 von dem Geld drauf, das für die Armee gezahlt wird. 1939 waren es nur £ 12'000'000, aber damals boten die Soldsätze den Rekruten mehr Anreiz als heute.

Da jedoch der Wert des Geldes gefallen ist, ist es richtiger, den Gegensatz in Prozentzahlen von den Gesamtkosten auszudrücken. Die Löhnung beträgt heute fast 30 Prozent des Heeresetats gegenüber 8 Prozent im Jahre 1939. Die Löhnung aber ist nur ein Teil der normalen Unterhaltskosten für einen Soldaten. Die Heereskampfausrüstung und andere laufende Ausgaben bleiben dabei unberücksichtigt. Diese nackten Unterhaltskosten für die Truppe (Löhnung, Verpflegung, Bekleidung, Transport- und andere Versorgungskosten) betragen beinahe 60 Prozent des Heeresetats gegen 30 Prozent vor dem Kriege. Auf der anderen Seite werden jetzt kaum mehr als 10 Prozent für die «Kriegsausrüstung» verwandt, während es 1939 fast 40 Prozent waren.

Diese Zahlen zeigen, wie wenig Sicherheit England heute tatsächlich mit seinen ungeheuren Ausgaben erkaufte. Sie machen klar, dass es die unrentabelste Art von Armee «unterhält»,

die man sich denken kann. Wenn die Truppenstärke herabgesetzt würde, könnte ein viel grösserer Prozentsatz des Geldes auf die militärische Ausrüstung verwandt werden ohne Erhöhung des Etats. Diese Massnahme würde auch mehr Arbeitskräfte für die Industrie frei werden lassen und damit Englands Industriepotential stärken. Mit einer geringeren Zahl von Truppen könnte man, wenn sie nur aus Berufssoldaten bestünden, eine grössere Zahl von einsatzbereiten Kampfformationen aufstellen. Die Allgemeine Wehrpflicht ist für England ein Klotz am Bein, durch den es militärisch und wirtschaftlich nur nach unten gezogen werden kann.

Bei einem eventuellen Angriff der Russen oder ihrer Satelliten müsste das Heer wahrscheinlich den ersten Stoss abfangen. Die Luftwaffe müsste jedoch sofort zu seiner Unterstützung in Aktion treten. Von ihrer Schlagkraft könnten möglicherweise die Aussichten für die Verteidigung abhängen. Vielleicht müsste sie auch eine unmittelbare Bedrohung Englands aus der Luft abwenden. Deshalb müssen wir uns nunmehr mit der Royal Air Force (RAF) beschäftigen.

Das Unterhaus bewilligte für 1950/51 £ 223'000'000 für die RAF. Im Jahr vorher betrug die Summe £ 207'000'000. Gewiss haben wir dafür eine grössere Sicherheit eingetauscht als für die noch höheren Beträge des Heeresets, aber ein wirklicher Gegenwert ist trotzdem noch nicht vorhanden. Die Kampfstärke der RAF ist weit geringer als im letzten Vorkriegsjahr; doch wie beim Heer ist auch hier die Mannschaftsstärke doppelt so gross. England «unterhält» über 200'000 Mann, um die viel kleinere Luftwaffe zu «unterhalten».

Wenn man eine genauere Untersuchung der Etats vornimmt, zeigt sich, dass genau wie beim Heer 15 Prozent der Mittel für Löhnung verbraucht werden gegenüber nur 7 Prozent vor dem Kriege. Dazu kommen die übrigen Unterhaltskosten für die Truppen. Etwas mehr als 30 Prozent werden für Flugzeuge und Ausrüstung verwandt. Das ist ein viel höherer Prozentsatz, als ihn das Heer für seine Kampfausrüstung ausgibt, aber ein viel geringerer als der, den die RAF 1939 an-

setzte, wo 75 Prozent ihres Gesamtetats darauf verwandt wurden, sie einsatzbereit zu machen.

Auch hier wieder sehen wir uns direkt und indirekt den wirtschaftlichen Nachteilen gegenüber, die entstanden sind, weil man sich auf die allgemeine Dienstpflicht verließ. Der Personalbestand der RAF beträgt jetzt etwas über 115'000 Berufssoldaten und 76'000 Dienstpflichtige. Die Luftmarschälle haben die schlimmen Folgen des gekoppelten Systems genau so klar erkannt wie die Generale. Lord Trenchard hat in der Debatte im Oberhaus das Problem ganz offen dargelegt: «Das Gesetz über die Allgemeine Wehrpflicht in seiner heutigen Form ist ein Nachteil für die RAF und kein Vorteil ... Es mag sein, dass 20'000 oder 30'000 dienstpflichtige Rekruten für die gewöhnlichen Aufgaben der Luftwaffe in der Heimat, wie wir das vielleicht nennen können, von Nutzen sind ... Aber eine Dienstzeit in der RAF unter drei Jahren ist gänzlich wertlos. Sie hat gar keinen Sinn für Leute, die die Maschinen instandhalten sollen; denn ein Mechaniker braucht nicht nur eine Ausbildung, sondern auch Erfahrung.»

Die «Unterhaltung» von so vielen kurzfristig dienenden Reservisten, die dauernd kommen und gehen und viele Berufssoldaten für ihre Ausbildung in Anspruch nehmen, kostet Geld, das man besser dazu verwenden sollte, den letzteren die Löhnung so weit zu erhöhen, dass sie in einem besseren Verhältnis zu dem Lohn eines gelernten Mechanikers in Zivil steht. Auf diese Weise wäre die RAF in der Lage, genügend Berufssoldaten anzuwerben und die Dienstpflichtigen ganz zu entlassen.

Wie steht es nun mit der neuen Ausrüstung? Die aktiven Jagdfliegergeschwader sind alle mit Düsenflugzeugen neu ausgestattet worden und werden jetzt auf eine Stärke von zwei Ketten anstatt einer gebracht. (Eine Kette besteht aus 8 Maschinen.) Ewa 8 der 20 Reservegeschwader sind 1948/49 neu mit Düsenjägern ausgestattet worden. Die Verzögerung ist nicht so sehr eine Folge des langsamen Produktionstempos als der Notwendigkeit, die Rollfelder auf die für Düsenjäger

erforderliche Länge auszudehnen, nämlich auf 2'000 Meter statt 1'500 Meter.

Aber es sind noch keine Nachtdüsenjäger in Dienst gestellt worden, und das ist ein bedenklicher Mangel. Wie bedenklich er ist, wurde kürzlich bei einer Einsatzübung klar, als die Verteidigung ohne erhebliche Anstrengung und ohne erhebliche Verluste durchbrochen wurde.

Die Stärke der englischen Bomberwaffe beträgt heute gerade ein Zehntel der Stärke, die sie am Ende des Krieges hatte. Sie ist noch völlig mit Maschinen aus dem Kriege ausgerüstet, die jetzt veraltet sind, nämlich mit Lancaster- und Lincolntypen. Obwohl diese grossen viermotorigen Bomber eine viel grössere Bombenlast mitführen können als am Anfang des letzten Krieges, und obwohl das ihre viel geringere Zahl aufwiegt, wird ihr Kampfwert durch andere Faktoren wieder verringert.

Ihr Aktionsradius genügte für die Bombardierung Deutschlands, aber er genügt nicht für Operationen in Russland, wenn Russland einen Angriff gegen den Westen unternehmen sollte. Sie könnten gegen die vorderen Verbindungslinien der einmarschierenden Armeen eingesetzt werden; aber sie sind für diese Aufgabe nicht wirklich geeignet. Sie könnten auch von Flughäfen des Nahen Ostens aus gegen Ziele in den Ölfeldern des Kaukasus oder in den Industriegebieten Südrusslands eingesetzt werden. In beiden Fällen würden diese relativ langsamen Maschinen – sie fliegen nur 400 Kilometer pro Stunde – sehr gefährdet sein, wenn sie mit russischen Jägern, besonders Düsenjägern, zusammenstössen. England hat zurzeit keine Düsenbomber im Dienst. Das Luftfahrtministerium hat sich auf die Entwicklung eines Langstreckentyps mit vier Düsenmotoren konzentriert; aber das ist ein Projekt auf lange Sicht. Unterdessen beginnt es, einen Düsenbomber mit zwei Motoren herzustellen, der ein Aktivposten sein wird. Aber es wäre klug, sich klar zu machen, dass England so bald keine Aussicht auf eine Langstreckenluftwaffe hat, die in ihrer Qualität dem, was es im letzten Kriege besass, vergleichbar wäre.

Unter diesen Umständen ist es unsinnig, von einer Gegenangriffskraft der englischen Bomberwaffe und von ihrem Wert als Abschreckungsmittel gegen jede Angriffsbewegung von Seiten Russlands zu reden, wie das viele führende Militärs tun. Solche Meinungen sind ähnlich verfehlt wie die der Männer, die kurz vor dem Kriege von 1939 Englands Jagdwaffe vermindern wollten, um seine Bomberwaffe zu verstärken, und die sich dabei auf das uralte und oberflächliche Argument stützten, dass «der Angriff die beste Verteidigung» sei. Wenn sie durchgedrungen wären, hätte England die «Schlacht um England» verloren. Und ihr Einfluss war tatsächlich sehr gross und brachte das Land gefährlich nahe an den Punkt, wo es diese Schlacht verloren hätte. So knapp stand die Schlagkraft unserer Jäger auf dem Spiel. Das sollte uns heute eine Lehre sein.

Im Vergleich zum Heer und zur Luftwaffe scheint die Marine in der gegenwärtigen Situation keine so unmittelbar ausschlaggebende Rolle zu spielen; aber trotzdem hat sie noch immer eine grundlegende Bedeutung – für jeden Inselstaat. Alle Kriegsflotten, die unter Umständen eine Bedrohung darstellen könnten, sind ausgeschaltet – ausser der russischen. Die russische Marine ist klein; nur ihre U-Boot-Waffe ist gross; dafür ist der grösste Teil ihrer Überwasserfahrzeuge veraltet. Bei jedem Angriffsversuch, den Russland zur See unternehmen könnte, kann England auf Unterstützung durch Amerika mit seinem ungeheuren Flottenpotential rechnen. Ausserdem ist, wie alle Erfahrungen in moderner Zeit gezeigt haben, die russische Flotte ein Versager gewesen; ihr Unvermögen selbst in ihren eigenen Gewässern im Schwarzen Meer war ein charakteristisches Merkmal des letzten Krieges und war um so erstaunlicher, als die U-Boot-Waffe auf dem Papier so gross war.

Ausserdem aber ist es eine Binsenwahrheit, dass Russland vom marinetechnischen Standpunkt aus durch seine geographische Lage strategisch abgeschnürt ist. Von seinen Hauptflottenbasen in der Ostsee und im Schwarzen Meer haben seine

Überwasserschiffe und U-Boote nur durch zwei Kanäle zum offenen Meer Zugang, die abzuriegeln nicht schwer sein sollte. Seine wenigen Häfen am Eismeer haben nur beschränkten Wert und liegen weit von den Industriezentren entfernt; sie müssen gewaltig ausgebaut werden, ehe sie als Stützpunkte für einen wirkungsvollen und ausdauernden U-Boot-Krieg dienen können. Ähnliches gilt von seinen Häfen im Stillen Ozean; zudem liegen sie weit von den für unsere Sicherheit wichtigen Seewegen entfernt.

In Anbetracht aller dieser günstigen Umstände mag es merkwürdig erscheinen, dass noch immer ein so hoher Prozentsatz der englischen Etatmittel auf die Marine verwandt wird. Ihr sind 1950/51 £ 193 Millionen zugewiesen worden; das ist beinahe ebensoviel wie der Etat für die Luftwaffe, die doch offensichtlich unter den gegenwärtigen Umständen viel dringlichere Aufgaben hat.

Untersuchen wir den Marineetat, so gewinnen wir den Eindruck, dass die Verwaltung der Admiralität gut geleitet ist und dass im Grossen und Ganzen das Geld vernünftiger ausgegeben wird als bei den beiden anderen Wehrmachtteilen. Für Besoldungszwecke werden weniger als 20% des Etats ausgegeben, während 40% dafür verwandt werden, die Kampfeinheiten der Marine einsatzfähig zu machen. Diese wirtschaftlichere Verteilung der Mittel ist nicht eine Folge niedrigerer Soldsätze. Die Marine hat seit dem Kriege nie, wie die Luftwaffe, Schwierigkeiten gehabt, Freiwillige zu rekrutieren. Es sei auch erwähnt, dass die Admiralität, vielleicht eingedenk der Lehren aus den Zeiten der Aushebungstrupps, nie für die allgemeine Dienstpflicht gewesen ist. Die Marine hat nur eine ganz bescheidene Anzahl von Dienstpflichtigen eingestellt; 1949/50 machten sie ganze 7% ihrer Mannschaftstärke und weniger als 8% der gesamten Neueinstellungen aus.

Die grundsätzliche Frage ist, ob man aus dem Anteil des Marineetats am gesamten Verteidigungsetat auf ein Verständnis für die Proportionen und die gegenwärtigen Reali-

täten beim Kabinett und beim Verteidigungsminister schliessen darf.

Die englische Regierung hat sich und das Land zur Teilnahme an der europäischen «Westunion» verpflichtet. Dadurch ist die tatsächliche Grenze Englands über den Kanal auf eine Landlinie auf dem Kontinent vorgeschoben worden. Jetzt hat Grossbritannien den zweiten Schritt getan und sich dem Atlantikpakt angeschlossen. Dadurch ist seine Kontinentalgrenze noch verlängert worden. Ferner aber hat es sich durch seine frühere Politik zur Verteidigung verschiedener Positionen auf dem asiatischen Kontinent verpflichtet. Das Ergebnis dieser Politik ist, dass sich England weit entfernt hat von der Linie der kraftsparenden «britischen Kriegführung», die es in früheren Jahrhunderten verfolgte. Sie verpflichtet England zur Verteidigung auf dem Lande und ausserhalb seiner eigenen Grenzen; dabei aber muss das Heer in Zusammenarbeit mit der Luftwaffe notwendigerweise die Hauptrolle spielen. Die geographische Lage des Landes, von dem wir mit grösster Wahrscheinlichkeit eine Bedrohung zu erwarten haben, nämlich Russlands, erhöht die Bedeutung dieser Rolle noch. Russland hat ungeheure Landstreitkräfte und auch einen ungeheuren Landraum zur Verfügung, in dem es dieses Potential einsetzen kann. Es hat eine grosse Luftwaffe, die schon lange daran gewöhnt ist, in enger Zusammenarbeit mit den Landtruppen zu operieren. Es kann auch versucht sein, uns mit neuen Mitteln von See her zu bedrohen; allerdings hat Russland auf diesem Gebiet wenig Erfahrung und ist von Natur aus im Nachteil.

Ist es unter diesen Umständen zu vertreten, dass 27% der Gesamtausgaben für die englische Wehrmacht der Marine zugute kommen, das heisst also fast ebensoviel wie der Luftwaffe, die doch die See und das Land zu schützen hat? Vergisst England dabei nicht die Regel, dass man die wichtigsten Dinge immer zuerst tun sollte?

Es ist zwar zu bedenken, dass eine Flotte nicht so schnell aufgebaut ist wie die übrigen Streitkräfte; es empfiehlt sich aber

auch daran zu denken, dass die Flotte, so wie sie vor dem Kriege war, dem Krieg in seiner modernen Form nicht gewachsen war. England hat einen hohen Preis bezahlt und ist ohne Not ein schweres Risiko eingegangen, nur weil die Seelords von ihrem alten Glauben an die Schlachtschiffe nicht loskommen konnten und dabei sowohl die zunehmende Bedrohung aus der Luft als auch das Wiederaufleben der U-Boot-Bedrohung unterschätzten. Welche Schlussfolgerung ergibt sich daraus? Eine ungeheure Summe ist verschwendet und dringend notwendige Aufgaben sind dabei vernachlässigt worden.

Die Schlachtflotte blieb ein Glaubensartikel trotz aller wissenschaftlichen Gegenargumente. Die Admirale hegten ihre Schlachtschiffe mit religiösem Eifer – wie die Bischöfe ihre Kathedralen. Die Verblendung starrköpfiger Seebären gegenüber Realitäten, die jedem nüchternen Beobachter klar sind, ist nur erklärlich, wenn wir verstehen, welchen Platz die Schlachtschiffe in ihren Herzen einnahmen.

Selbst heute scheint der Gedanke an die Schlachtflotte noch nicht tot zu sein und beeinflusst den Aufbau der Nachkriegsflotte, obwohl es gar keine Schlachtflotte in der Welt mehr gibt, die ihr Widerstand leisten könnte.

England unterhält eine «Heimatflotte» und eine «Mittelmeerflotte». Vier Schlachtschiffe sind zu Ausbildungszwecken in Dienst belassen worden. England hat auch drei grosse Flugzeugträger und zwar drei in Reserve und zwei weitere, die sich im Bau befinden; ferner fünf leichtere Flugzeugträger und sieben weitere im Bau; und schliesslich 16 Kreuzer, zehn davon in Reserve und drei, die zum Teil fertiggestellt sind. Das ist eine eindrucksvolle Flotte mächtiger Schiffe – aber eigentlich eine ziemliche Geldverschwendung, da weit und breit kein Angriff auf See droht.

Allerdings wissen wir, dass die Russen mindestens 60 Elektro-U-Boote vom Typ XXI mit Schnorchel, die die Deutschen am Ende des Krieges bauten, erbeutet haben. Diese können, wenn es nötig ist, wochenlang unter Wasser bleiben und haben

eine doppelt so grosse Geschwindigkeit wie die älteren Typen dieses Krieges. Die Russen haben auch eine ganze Anzahl von Konstruktionsteilen des verbesserten Walther-Typs XXVI erbeutet, der noch schneller ist und Wasserstoffsuperoxyd-antrieb hat. Ausserdem haben sie eine Reihe der besten deutschen Konstrukteure und U-Boot-Kommandanten nach Russland mitgenommen, die ihnen bei der Entwicklung der neuen U-Boot-Typen helfen sollen.

Diese neuen Typen bedeuten unter Umständen eine viel ernstere Bedrohung für unsere Sicherheit als alles, was uns der letzte Krieg gebracht hat – wenn die Russen sie zu einer wirksamen Waffe entwickeln.

Wir wollen hoffen, dass die Russen auf dem Gebiet der Seekriegführung auch nicht mehr leisten als im letzten Krieg mit bekannteren Mitteln. Aber es wäre töricht, wollte man nicht sehen, dass hier die einzig wirkliche Gefahr auf dem Gebiet der Seekriegführung liegt.

Doch die englische Admiralität hält nur 25 Fregatten im Dienst – Fregatte ist die neue Bezeichnung für U-Boot-Jäger – dazu 19 zu Ausbildungszwecken und allerdings 129 in Reserve. Die Fregatten, die wir haben, sind mit ihren 20 Knoten Geschwindigkeit kaum schneller als die neuen U-Boots-Typen. Und nur *eine* neue Fregatte ist zurzeit im Bau. Amerikanische Sachverständige sind der Auffassung, dass die beste Antwort auf den neuen U-Boot-Typ ein neues, kleines und noch schnelleres U-Boot wäre. Englands Etat ist aber für solch eine Neukonstruktion viel zu klein.

Dass eine Modernisierung der englischen Seestreitkräfte notwendig ist und dass wir all unsere Bemühungen auf die einzig wirkliche Bedrohung konzentrieren müssen, liegt klar zutage. Es ist gefährlich, die beschränkten Mittel, die uns zur Verfügung stehen, für «Manövergefechte» auszugeben. Russland verfügt nicht über Seewege von Bedeutung und ist daher auch immun gegen jeden Druck von Seiten einer Seemacht – zum mindesten in der gegenwärtigen Form. Wenn jemals die Offensivkraft einer Seemacht wieder eine ausschlaggebende Rolle

spielen sollte, dann sicher nicht bevor vollständig neue Kriegsschiffstypen entwickelt worden sind, und zwar solche, die unter Wasser fahren und Atomgeschosse abschiessen können.

Inzwischen müssen wir bereit sein, einer viel unmittelbareren Bedrohung unserer Sicherheit zu begegnen. Die leichten Flugzeugträger können bei der Bekämpfung von U-Booten ihren Wert haben, aber wenn auch im letzten Kriege die Hälfte aller versenkten U-Boote aus der Luft zerstört worden ist, so hatte doch die an Land stationierte Luftwaffe den grösseren Anteil an diesen Erfolgen.

Diese Tatsache weist erneut auf die Notwendigkeit hin, den Verteidigungsetat unter den drei Wehrmachtteilen neu aufzuteilen. Die Luftwaffe hat vier wesentliche Aufgaben: das Land gegen Angriffe aus der Luft zu sichern, den Fliegerschutz für die Erdverteidigung zu stellen, eine Gegenangriffsoperation zu führen (sie ist der einzige Wehrmachtteil, der das könnte) und die Flotte bei der Sicherung der Seewege gegen eventuelle U-Boot-Angriffe zu unterstützen. Von diesen Aufgaben haben aller Wahrscheinlichkeit nach die drei ersten im Kriegsfall entscheidende Bedeutung; von der vierten, die der Flotte (in Verbindung mit der Luftwaffe) zufallen wird, ist das weniger anzunehmen.

Es ist sehr zweifelhaft, ob die Royal Air Force alle diese Aufgaben erfolgreich durchführen könnte, selbst wenn man ihr einen grösseren Teil der Mittel des Gesamt-Verteidigungsetats zur Verfügung stellte. Aber es erscheint als Wahnsinn, dass sie nur dürftige 30% erhalten soll.

Nur wenige Anzeichen sind dafür vorhanden, dass die offiziellen Stellen begriffen hätten, wie notwendig eine Neuverteilung der Etatsmittel ist. Die moderne Verteidigung ist ein wissenschaftliches Problem, das nur mit Vernunft und eindeutigen Entscheidungen gelöst werden kann und nicht einfach durch einen Kompromiss zwischen den widerstreitenden Interessen. Wenn wir versuchen, unsere Verteidigungsstärke *überall* ein wenig zu erhöhen, dann laufen wir Gefahr, nirgends stark genug zu sein.

Was können wir tun? Eine weitere Erhöhung des Verteidigungsetats würde die Aussichten verbessern; aber nach dem Stand der Dinge müsste die Erhöhung beträchtlich sein, wenn sie uns ein ausreichendes Mass an Sicherheit gewährleisten soll. Das würde jedoch zu einer erdrückenden Besteuerung führen und die Erholung des Landes von den Kriegsschäden in verhängnisvoller Weise beeinträchtigen. Die militärische Sicherheit muss mit der wirtschaftlichen Sicherheit in Einklang gebracht werden. Können wir einen besseren Gegenwert für die derzeitigen Ausgaben erhalten? Die Antwort lautet sicherlich: «Ja». Die Antwort hat sich bereits bei der Untersuchung über den gegenwärtigen schwachen Stand der umfangreichen englischen Streitkräfte und die Verwendung der verfügbaren Mittel ergeben, kann aber sehr wohl noch betont und erweitert werden.

Der erste und wichtigste Schritt ist, die allgemeine Wehrpflicht zum alten Eisen zu werfen. So ein Schritt würde uns sofort eine schlagkräftige Landmacht schaffen, die viel grösser ist als die gegenwärtige. Diese Behauptung mag scheinbar verblüffend sein, da durch diese Massnahme mehr als die Hälfte aller Soldaten, die zurzeit im Heer dienen, nach Haus geschickt würden. Aber sie ist dennoch nicht schwer zu beweisen.

Regierungssprecher sind in Bezug auf die allgemeine Dienstpflicht schon soweit umgeschwenkt, dass sie die Hoffnung ausgesprochen haben, auf die Dienstpflichtigen in den aktiven Truppenteilen schliesslich doch verzichten zu können. Sie behaupten aber steif und fest, dass das erst möglich sei, wenn der Bestand an Berufssoldaten wesentlich grösser ist – weil England so zahlreiche «Verpflichtungen» habe. Dieses Argument hält jedoch einer Prüfung nicht stand.

«Verpflichtungen» sind ein sehr vager Begriff, mit dem Minister nur allzu gern spielen. Genauer gesagt, bedeutet er: die Gebiete, die eine Nation gegen einen Angriff von aussen zu verteidigen hat oder in denen sie die Ordnung im Innern aufrechterhalten muss. Die letztere Aufgabe, das heisst die

Ausübung der Polizeigewalt, kostet immer Truppen, die dann bei der Verteidigung fehlen.

Durch seinen Rückzug aus Indien, Ägypten und Palästina nach dem Kriege ist England jetzt von schweren Polizeiverpflichtungen, die es früher hatte, befreit. Die Räumung aller seiner Stützpunkte in China mit Ausnahme von Hongkong bedeutet eine weitere Verminderung. Gleichzeitig sind seine Verpflichtungen für die Verteidigung Afrikas geringer geworden, weil die Vorkriegs-Bedrohung durch Mussolinis koloniales Imperium aufgehört hat. Seine neuen Verpflichtungen stellen nur bescheidene Polizeiaufgaben dar, die nicht zu vergleichen sind mit den Aufgaben in den geräumten Gebieten. Sie sind jetzt ihrer Natur nach im Wesentlichen Verteidigungsaufgaben, und hierfür würde es die beste Sicherung sein, mehr Kampfformationen zu besitzen. Wenn England die allgemeine Wehrpflicht über Bord werfen würde, könnte es – selbst mit den augenblicklichen Geldmitteln – diese Formationen aufstellen.

Die Zahl der freiwilligen Berufssoldaten ist bereits auf 185'000 gestiegen; das sind mehr als vor dem Kriege, wenn man einmal von dem Heer in Indien absieht. Da England jetzt weniger Polizeiaufgaben hat als vor dem Kriege, wäre es durchführbar, eine grössere Zahl von Berufssoldaten in den Kampfformationen zu verwenden als früher.

Wenn es nicht gelingen sollte, genau so viele Divisionen aufzustellen wie 1939, weil die Aufgaben für Spezialisten und die Verwaltungsaufgaben zugenommen haben, so sollte England doch mindestens in der Lage sein, eine Landstreitmacht aus seinen 185'000 Berufssoldaten aufzustellen, die jenen sechs Divisionen gleichwertig ist. Das wäre eine viel stärkere Waffe für den Ernstfall als die kümmerlichen drei Divisionen, die unter der allgemeinen Dienstpflicht aus 375'000 Mann aufgebracht wurden.

Das heisst also, dass England es sich sehr wohl leisten könnte, das aus eingezogenen und aus Berufssoldaten gekoppelte System unverzüglich abzuschaffen.

Von der grossen Summe, die aus Löhnung und Unterhaltskosten für die 182'000 Dienstpflichtigen eingespart werden könnte, sollte die Regierung einen Teil für die Erhöhung des Soldes für die Berufssoldaten verwenden. Das würde ein baldiges Ansteigen der Meldungen versprechen und damit die Aufstellung weiterer Divisionen ermöglichen. Nach den Berechnungen, die Brigadekommandeur Head im Unterhaus bekannt gegeben hat, würde eine 25%ige Erhöhung des Soldes nur £ 15 Millionen ausmachen. Es würde also noch ein erheblicher Betrag übrigbleiben, selbst wenn das Berufsheer auf die gewünschte Stärke von 250'000 Mann gebracht würde. Aus diesen grossen Einsparungen könnte die Neuausrüstung auf breiterer Basis, als sie jetzt geplant ist, finanziert werden.

Diese Massnahme würde auch dazu beitragen, mit der Vergeudung von Arbeitskraft innerhalb des Heeres – auch eine Folge der allgemeinen Dienstpflicht – Schluss zu machen. Das wäre ein weiterer Vorteil der Rückkehr zum Vorkriegssystem. Die Erfahrung hat immer wieder gezeigt, dass, wenn eine Organisation erst einmal anschwillt, alle Versuche, sie wieder zu verkleinern, vergeblich sind und nur auf geringfügige Abstriche an den für sie bewilligten Mitteln hinauslaufen, die ihre Unproduktivität nur noch vergrössern. Wirklich einsparen kann man nur, wenn man sie völlig umbaut. Der Übergang zu einem völlig anderen System ist somit die beste Sparmethode.

Für die Royal Air Force hätte die Abschaffung der Allgemeinen Wehrpflicht sogar noch mehr Vorteile als für das Heer, denn aus kurzfristigen Reservisten kann man keine tüchtigen Mechaniker und noch weniger tüchtige Flugzeugbesatzungen machen. Von den eingesparten Beträgen könnte nicht nur höherer Sold gezahlt werden, um genügend Freiwillige anzuziehen, sondern es bliebe sogar noch ein grösserer Überschuss als beim Heer für die neue Ausrüstung.

Daneben bleibt aber die harte Tatsache bestehen, dass die Kosten für eine vollständige Neuausrüstung der RAF mit der notwendigen Zahl neuer Maschinen weit höher liegen würde

als die Summe, die ihr jetzt aus dem Gesamt-Verteidigungs-etat zur Verfügung steht.

Es ist anzunehmen, dass der neue Vierdüsenbomber, wie er jetzt entwickelt wird, etwa eine Viertelmillion Pfund kostet. Die zunächst erforderliche Summe für eine Luftflotte von 500 – das sind halb so viel wie vor dem Kriege – mit einer Reserve von nur 1 : 1 würde also allein £ 250 Millionen betragen. Selbst für eine kleine Luftflotte von 200 Bombern würde sie sich auf £ 100 Millionen belaufen. Ausserdem sind die Unterhaltungskosten für derartige Maschinen ausserordentlich hoch. Man kann sich nur fragen, ob Minister, die hochtrabend von «Englands neuer Bomberwaffe» sprechen, das Problem richtig durchdacht und sich klar gemacht haben, wie weit sie in diesem Falle den Verteidigungsetat erhöhen müssten. Wenn schliesslich, wie schon erwähnt, bei der Marine etwas eingespart werden könnte, so wäre das nicht viel, zumal wenn die Marine eine neue U-Boot-Abwehrflotte bekommen soll. Das Ergebnis ist also: England kann sich nur dann eine moderne Bomberwaffe schaffen, wenn es seinen Gesamtetat bedeutend erhöht – es sei denn, es vernachlässigt andere dringende Bedürfnisse.

Sieht man das Problem einmal ganz nüchtern an, dann kommt man zu der Frage, ob es nicht eine bessere Lösung wäre, wenn die Rollen zwischen den Atlantikpakt-Staaten in einer Weise verteilt würden, die der Lage und Leistungsfähigkeit der Partner besser angepasst ist. Die USA haben sich schon weitgehend eine grosse strategische Bomberwaffe mit modernen Maschinen geschaffen. Könnten die Engländer nicht ihnen diese Rolle überlassen, statt einen grossen Teil der beschränkten Mittel des Landes auf das verspätete Bemühen zu verwenden, sich eine ähnliche Waffe zu schaffen? Die Amerikaner könnten diese Rolle leichter übernehmen und sind auch weniger gezwungen, sich gegen einen Angriff zu Lande, zu Wasser oder aus der Luft zu verteidigen.

Der nationale Stolz sowie der militärische Stolz werden sich natürlich gegen einen solchen Totalverzicht wehren, zumal

er bedeuten würde, dass wir an den Offensivaufgaben nicht mehr in führender Masse beteiligt wären. Aber gegen einen völligen Verzicht sprechen noch andere Gründe. Es würde schwierig für die englische Regierung und ihre militärischen Berater werden, in Zukunft noch einen Einfluss auf die Taktik und Strategie des Bombenkrieges auszuüben, weil sie auf diesem Gebiet die Sachkenntnis verlieren würden. Sie wären dann vielleicht nicht mehr in der Lage, die Durchführung einer Langstreckenbomberaktion in einer bestimmten, von ihnen gewünschten, Richtung durchzusetzen, wenn die Amerikaner ihr Interesse auf eine andere Richtung konzentriert hätten. Der totale Verzicht würde auch die Möglichkeit, auf diesem Gebiet zu experimentieren, sowie den Ansporn des Wettbewerbs, der den Fortschritt beschleunigt, ausschliessen. Die hohe Entwicklung der Bombentechnik im letzten Kriege verdanken wir zum grössten Teil der Tatsache, dass die englische und amerikanische Luftwaffe verschiedene Gedanken und Verfahrensrichtungen verfolgten – mit dem Ergebnis, dass beide viel voneinander lernten, was ihre gemeinsame Leistung wesentlich steigerte. Das Nebeneinander zweier verschiedener Methoden bürgt am besten für die Erreichung des Ziels, und zwar auf allen Gebieten.

Aber so gewichtig diese Erwägungen auch sein mögen; sie ändern nichts an der Grundtatsache, dass England, wenn es einen Bankrott vermeiden will, sich eine strategische Bomberwaffe von den früheren Ausmassen nur schaffen kann unter Verzicht auf die Befriedigung elementarster Bedürfnisse auf anderen, lebenswichtigeren Gebieten. Das höchste Ziel, das es erreichen kann, ohne solche einschneidenden Opfer zu bringen, ist eine kleine Luftflotte von Vierdüsenbomben jüngsten Typs.

England wird also auf alle Fälle davon abhängig sein, dass die USA den Hauptanteil auf dem Gebiete des strategischen Bombenkrieges tragen. Die Knappheit seiner wirtschaftlichen Mittel verbietet England eine andere Entscheidung. Je eher wir das begreifen, desto eher können wir hoffen, einen Weg

aus dem Morast von Kraftlosigkeit und Unsicherheit zu finden, in dem unsere Verteidigungsmassnahmen jetzt versinken. Denn nicht nur eine Neuverteilung der Rollen zwischen den englischen und amerikanischen Streitkräften ist notwendig, sondern auch eine Neuverteilung der Mittel und Aufgaben innerhalb der englischen Wehrmacht. Die Luftwaffe ist heute – das ist nur allzu klar – ihren vielseitigen Aufgaben nicht mehr gewachsen. Eine stärkere Jagdwaffe und eine stärkere taktische Bomberwaffe sind dringend notwendig, ganz zu schweigen davon, dass wir den Kern für eine neue Langstreckenbomberwaffe schaffen müssen. Die jetzige Stärke der Luftwaffe reicht bei weitem nicht aus, ihre dreifache Aufgabe zu erfüllen: Verteidigung Englands, Fliegerschutz für seine Truppen auf dem Kontinent und Unterstützung der Länder, zu deren Verteidigung sich England verpflichtet hat. Es ist nur zu offensichtlich, dass Englands eigene Schlagkraft gegen einen Luftangriff sogar geringer ist als 1940. Zugleich müssen die U-Boot-Abwehrwaffen sowohl der Luftwaffe als auch der Marine verstärkt werden, und die Feldtruppen des Heeres bedürfen nicht nur einer Reorganisation, sondern auch einer Neuausrüstung. Überdies kann die strategische Leistungsfähigkeit der Feldtruppe von einer angemessenen Versorgung mit Transportflugzeugen für Truppentransporte und Nachschubzwecke abhängen; doch die RAF ist weit davon entfernt, auch nur die Mindestanforderungen auf diesem Gebiet erfüllen zu können.

Der Summe aller Mindestanforderungen kann nur entsprochen werden durch eine radikale Umorganisation der englischen Wehrmacht im Einzelnen und im Ganzen, wobei man sich klar entscheiden muss, welche Waffen den Vorrang haben sollen. Das bedeutet Beschneidung unserer Ausgaben dort, wo sie nicht der wirklichen Kampfkraft dienen. Die beste Möglichkeit, Mittel für die Neuausrüstung freizumachen, liegt in der Reduzierung der übertriebenen Mannschaftsstärke durch Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht. Das würde eine wirkliche «Kräfteökonomie» bedeuten.

Jeder neue Plan dieser Art erfordert einen klaren und entschlossenen leitenden Kopf. Von den gegenwärtigen Chiefs des Staff-Committee (Stabschefs-Ausschuss) wird angenommen, dass sie die Vorzüge der Dreieinigkeit haben, aber diese Theorie ist in der Praxis nie erfüllt worden – denn seine Mitglieder sind auch nur Menschen. Im Kriege werden Risse oft unter dem Druck der Not gekittet; in Friedenszeiten, wenn die zu verteilende Gesamtsumme geringer ist, werden aus den Rissen Spalten. Tatsächlich gehen beim Chiefs of Staff-Committee, das sich aus den Führern der drei Wehrmachtteile zusammensetzt, die Ansichten und Interessen immer weiter auseinander, denn sie sind schliesslich immer noch Vertreter ihrer Waffengattungen. Ihre Meinungsverschiedenheiten veranlassen das Kabinett – ein Komitee demokratischer Politiker – eine Lösung durch ausgleichende Kompromisse zu suchen. Aber so löst man militärische Probleme nicht. Die strategische Planung mag wohl von einem Kompromiss zwischen den gegeneinanderstehenden Risiken ausgehen, aber ihr Wert steht und fällt mit der richtigen Entscheidung über die Vordringlichkeit der Aufgaben.

Problem und Situation verlangen einen Obersten Stabschef für alle drei Wehrmachtteile. Es wird nicht leicht sein, hierfür den richtigen Mann zu finden. Wenn man einen solchen Posten schafft, geht man ein gewisses Risiko ein: nicht nur besteht die Gefahr, dass auch der Oberste Stabschef nur allzu leicht seine eigene Waffe begünstigt, sondern er könnte andererseits auch Hemmungen haben, ihr dort den Vorrang zu geben, wo es wirklich notwendig ist, aus Angst, sich den Vorwurf der Begünstigung zuzuziehen, und aus einem übertriebenen Streben nach Billigkeit. Trotzdem sind die Gefahren des augenblicklichen Systems, des Komitees, das «antreibt und getrieben wird», noch grösser.

Wenn der Gedanke eines Obersten Stabschefs nicht diskutabel ist, dann ist die einzige aussichtsreiche Möglichkeit ein starker und entschlossener Verteidigungsminister. Das bedeutet aber fast zwangsläufig, dass in Fällen, wo die drei Stabschefs sich

nicht einig sind, der Minister einen aussenstehenden Berater heranziehen muss, der keiner besonderen Waffe angehört und keine vorgefasste Meinung hat.

Die drei Wehrmachtteile sollten sich wirklich überlegen, welche der beiden Möglichkeiten sie vorziehen wollen. Denn wenn auch nicht in der Theorie so teilen sie doch in der Praxis mit dem Kabinett die Verantwortung für das Durcheinander in Englands Verteidigungsplanung seit dem Kriege und auch für den Vorkriegs-»Nebel« auf diesem Gebiet, der die lebenswichtigsten Bedürfnisse nicht mehr erkennen liess.

Die «Heimatverteidigung» in einem neuen Kriege

Die zivilen Verteidigungsorganisationen sind neuerdings wieder ins Leben gerufen worden, nämlich der Warndienst, der Rettungsdienst, der Feuerschutzdienst, der ärztliche Dienst und die Luftschutzpolizei. Sie sollen ausserdienstlich ausgebildet werden. Die Einstellungen werden schrittweise vorgenommen, zu schrittweise. Diese Aufgaben sind lebensnotwendig; aber das Mass an ziviler Verteidigung, das sie in einem neuen Kriege leisten könnten, würde nur wenig dazu beitragen, der Gefahr abzuhelpfen.

«Was ist das Problem?» pflegte Marschall Foch zu sagen, wenn er eine unfruchtbare Diskussion auf den Boden der Tatsachen zurückbringen wollte. Das Problem der «Heimatverteidigung» ist heute nicht so sehr, eine Invasion abzuwehren, als vielmehr eine «Atomisation» zu verhindern. Es gibt noch andere Gefahren, auf die wir vorbereitet sein müssen; aber in erster Linie müssen wir mit Zerstörungen durch Atombomben rechnen, der ernstesten und grössten Gefahr. Hier gewinnen wir die wichtigsten Lehren, mit denen wir arbeiten können, aus den Erfahrungen mit den beiden Atombomben, die im August 1945 abgeworfen worden sind – den beiden einzigen, die bisher im Kriege verwandt wurden.

Die erste Atombombe fiel auf die Stadt Hiroshima. Sie hat nach ersten Schätzungen ungefähr 60'000 Menschen getötet; aber nach späteren Berechnungen sind es im Ganzen fast 100'000 gewesen, einschliesslich derer, die nachträglich an den Folgen der Strahlen gestorben sind. Das war fast die Hälfte der Menschen, die sich gerade in der Stadt aufhielten. Die Bombe war genau gezielt und detonierte über dem Stadtzen-

trum. Der grösste Teil der Stadt wurde durch die Wucht der Explosion und den nachfolgenden furchtbaren «Feuersturm» vernichtet.

Die zweite Bombe, die auf Nagasaki etwa drei Tage später abgeworfen wurde, detonierte über einem Stadtteil, der in einem Tale lag, etwa dreieinhalb Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Das Stadtzentrum war durch hohe Hügel geschützt. Diesmal wurden knapp 40'000 Menschen getötet. Von den anscheinend schlechteren Ergebnissen waren einige Sachverständige enttäuscht, weil man berechnet hatte, dass die hier verwandte Plutoniumbombe einen um 15 Prozent grösseren Zerstörungsradius haben würde als die bei Hiroshima verwandte Uraniumbombe. Aber bei einer späteren Untersuchung wurde festgestellt, dass die Explosionswirkung sogar grösser war als dort, und die Totalzerstörung von Gebäuden erstreckte sich über fünf Quadratkilometer.

Eine Sachverständigenkommission, die 1946 zum Studium der Schäden in den beiden Städten nach Japan geschickt wurde, gab einen aufschlussreichen Bericht über die Wirkungen, die solche Bomben auf westliche Städte und Gebäude aller Wahrscheinlichkeit nach haben würden. Sie schätzten, dass bei Häusern westlicher Bauart alles in einem Umkreis bis zu $U/2$ Kilometer völlig zerstört und in einem Umkreis von $3V_2$ bis 4 Kilometern unbewohnbar gemacht würde, dass allerdings Stahlgerüstbauten in einer Entfernung von dreiviertel Kilometern vom Zentrum der Zerstörung standhalten könnten. In einer Durchschnittsstadt des Westens würde das bedeuten, dass 30'000 Häuser zerstört oder so beschädigt würden, dass sie sich nicht wieder reparieren liessen, und drei- bis viermal so viele unbewohnbar würden. In so einer Stadt «rechnet man mit fast 50'000 Toten durch eine Atombombe».

Wir haben also hier die Ausmasse, die das Problem der zivilen Verteidigung im weiteren Sinne heute angenommen hat – mit zwei wichtigen Einschränkungen: Wir wissen nicht, wie viele Bomben wir zu erwarten haben und wieviel grösser

ihre Zerstörungskraft ist als die der 1945 verwendeten. Aber es ist klar, dass die ungeheure Bedeutung des Problems eine Lösung in verhältnismässig grossem Stile nötig macht. Die Massnahmen, die England durch den Blitzkrieg von 1940/41 und durch das V1-Bombardement von 1944 hindurchgebracht haben, werden nicht genügen.

Um klar zu sagen, was einmal gesagt werden muss, und nichts zu verschweigen: Die Länder des Westens würden bei dem gegenwärtigen Stand ihrer Verteidigungsbereitschaft wenig Aussicht haben, selbst eine kleine Anzahl von Atombomben zu überleben, wenn diese einigermaßen genau plaziert würden. Die grossen Summen, die in den letzten Jahren für «Verteidigungszwecke» ausgegeben worden sind, geben keine Sicherheit auf diesem lebenswichtigsten aller Gebiete. Und die Regierungen dieser Länder haben weiterhin so getan, als ob das Problem der Atombombe irgendwo ganz in der Ferne läge!

Vier Jahre sind seit dem Bombardement von Hiroshima vergangen, aber die westlichen Nationen haben sich merkwürdig viel Zeit gelassen mit der Anwendung jener Lehren, obwohl die Spannungen zwischen ihnen und Russland immer stärker geworden sind und von Anfang an klar war, dass die Entwicklung der Atombombe auch in Russland nur eine Frage der Zeit sein konnte. Selbst die blosse Einrichtung von zivilen Luftverteidigungsdiensten hat sehr lange auf sich warten lassen. Sie kam, lange Zeit nachdem die Führer der westlichen Nationen darauf hingewiesen hatten, dass die Welt wieder in einen Zustand des «kalten Krieges» eingetreten war.

Ein «kalter Krieg» birgt immer die Gefahr in sich, dass er zum heissen Krieg werden kann. In diesem Falle sind die Aussichten sehr viel «heisser» geworden, seitdem am 29. September 1949 Präsident Truman verkündete: «Wir haben Beweise, dass in den letzten Wochen in der UdSSR eine Atomexplosion stattgefunden hat.» Die diskrete Formulierung dieses Satzes konnte seine Bedeutung nicht verschleiern; er hat die westliche Welt in Schauern versetzt. Er besagte, dass Russland Amerikas Monopol gebrochen hat und jetzt die Atombombe

mit ihrer furchtbaren zerstörenden Wirkung als Waffe im Krieg und als Drohungsmittel im Frieden benutzen kann. Erst im Frühjahr 1949 hatte Churchill in seiner Bostoner Rede erklärt: «Es ist gewiss, dass vor nicht langer Zeit Europa bolschewisiert und London bombardiert worden wäre, hätten die Vereinigten Staaten nicht die Atombombe als Abschreckungsmittel bereit gehabt.» Wo ist diese Sicherheit jetzt? Welchen Schutz bedeutet sie für die Städte Westeuropas, wenn die Drohung, Moskau zu «atomisieren», mit der Drohung beantwortet werden kann, sie genau so zu «atomisieren»?

Die tröstliche Versicherung der Bostoner Rede Churchills wurde der Öffentlichkeit in den Morgenausgaben der Zeitungen vom 1. April 1949 gemacht. Es könnte daran erinnert werden, dass dieselben Zeitungen am 1. April 1939 die Garantie Chamberlains an Polen veröffentlicht hatten, die doch in dem Glauben gegeben worden war, Europa damit den Frieden zu erhalten. Die Parallele zwischen diesen beiden Bekanntmachungen war ein unangenehmer Zufall: Sie wirkten wie Aprilscherze mit einem Abstand von zehn Jahren.

In den Monaten, die auf Churchills Erklärung folgten, fiel manche drohende Erklärung, dass, sollte Russland irgendeinen Angriff unternehmen, die amerikanischen Strategen gewillt seien, sofort einen Atombombenangriff auf Russland mit Langstreckenbomben durchzuführen. Noch im Juli 1948 erklärte General Bradley: «Sollte Westeuropa angegriffen werden, dann müssen die Vereinigten Staaten die ganze strategische Angriffsgewalt ihrer Luftwaffe gegen den Feind schleudern.» Aber damals rechnete man noch immer damit, dass Russland die Atombombe nicht vor 1952 entwickeln könnte und dass inzwischen reichlich Zeit bliebe, die Verteidigung Westeuropas gegen Angriffe aus der Luft und auf der Erde unter dem schützenden Mantel von Amerikas Atommonopol auszubauen.

Jetzt, wo das Monopol gebrochen ist, hat diese Drohung ihre Bedeutung verloren, denn der Atomschutz ist vorbei. Die Völker Europas können sich nicht mehr mit dem Gedanken be-

ruhigen, dass jeder Vorstoss Russlands mit der Zerstörung seiner Städte beantwortet werden könnte, denn ihre eigenen Städte können jetzt mit den gleichen Mitteln genau so zerstört werden. Da ihre Länder kleiner und dichter mit Städten bedeckt sind, haben sie bei jedem Wettbewerb im Atombombenkrieg mehr zu leiden als Russland – wenn ein solcher Atombombenkrieg je beginnen sollte.

Doch nach dem momentanen «Erdbeben», das Trumans Ankündigung auslöste, und dem kurzen Spekulationssturm über die möglichen Folgen, der auf diese Worte hin einsetzte, ist das Thema aus der Presse und den öffentlichen Diskussionen allmählich wieder verschwunden. Englands neue Wirtschaftskrise erdrückt alle anderen Fragen. Aber die Abwertung des englischen Pfundes wird vielleicht weniger gefährliche Folgen haben als die Abwertung der amerikanischen Atombombe in ihrer Bedeutung für die Verteidigung der westeuropäischen Welt. Wenn es auch ganz in der Ordnung ist, dass die westlichen Staatsmänner sich mit den aktuellen wirtschaftlichen Problemen eingehend beschäftigen, wäre es doch ein Unglück, wenn die Atomgefahr dabei zu weit in den Hintergrund ihres Denkens geriete. Ob sie genügende Aufmerksamkeit findet, erscheint sehr zweifelhaft. Wenn die derzeitigen Zivilverteidigungspläne den Massstab für grosszügige Planungen gegen die furchtbare Gefahr darstellen sollen, dann kann man sie am besten mit den Worten kennzeichnen: «Es kreissen die Berge, geboren aber wird eine lächerliche Maus.»

Anstatt dem schweren Problem mit seinen möglichen schrecklichen Folgen ins Gesicht zu sehen, benehmen sich die zivilen und militärischen Führer der westlichen Nationen wie der sprichwörtliche Vogel Strauss und stecken den Kopf in den Sand oder verschliessen doch die Augen im Vertrauen darauf, dass Amerika mit seiner Macht einen Wettkampf im Atombombenkrieg gewinnen werde. Sogar jetzt spricht man noch davon, ihn bei der ersten feindlichen Truppenbewegung zu beginnen, ohne Rücksicht auf die Tatsache, dass die endgültige Unterwerfung Russlands mit solchen Mitteln die Vernichtung

der dicht bevölkerten Länder Westeuropas nicht auf wiegen würde.

Wenn man solchen Gesprächen zuhört, kommt man sich vor, als wenn man einer Reportage aus einem Irrenhaus zuhörte; und wenn man in diesen Ländern lebt, hat man nur allzu sehr das Gefühl, als gehöre man zu einer Schafherde, die in ein Schlachthaus eingesperrt ist.

Der Marschall der Royal Air Force Viscount Trenchard, der berühmteste aller englischen Luftmarschälle, äusserte kürzlich Ansichten, die Beachtung verdienen. Bei der Erörterung der Möglichkeit eines russischen Vorstosses nach Westen sagte er: «Wir müssen es jetzt offen aussprechen: Wenn diese Drohung aus dem Osten Wirklichkeit wird, kommen wir sofort mit der modernsten Waffe, die die Westmächte besitzen, in Berührung, mit der Atombombe. Wie viele Millionen Menschen müssten vernichtet werden, ehe der Friede sichergestellt wäre? Besteht bei irgend jemandem überhaupt noch Zweifel, dass die Atombombe heute wahrscheinlich jede Anzahl Menschenleben zwischen 10'000'000 und 20'833'333 in einem Monat vernichten könnte? Ich übertreibe nicht und will auch nicht unnötig brutal sein. Ich behaupte, dass eine Nation, die so viele Menschen in so kurzer Zeit verlieren würde, nicht mehr weiterbestehen könnte und sich ergeben müsste.»

Lord Trenchard hat die Verlustmöglichkeiten richtig eingeschätzt. Sein Schluss, man könne mit der Atombombe die Kapitulation eines Landes erzwingen, ist anzuzweifeln, wenn es sich um Russland handelt. Selbst 20'000'000 Tote würden nur ein kleiner Bruchteil seiner Bevölkerung sein. Seine Führer haben im letzten Krieg gezeigt, dass ihre Entschlusskraft durch den Verlust eines so hohen Prozentsatzes ihres Volkes nicht erschüttert werden kann. Überdies würde diese Zahl vielleicht nicht erreicht werden, weil Russland nur verhältnismässig wenige Städte hat, die zudem weit verstreut sind. Auf der anderen Seite trifft seine Schlussfolgerung nur allzu sehr auf die dichtbevölkerten Länder Westeuropas zu. Mit 20'000'000 Toten wäre die Hälfte der Bevölkerung Englands

oder Frankreichs vernichtet oder die gesamte Bevölkerung von Belgien und Holland zusammen.

In dieser bösen Situation scheint es ein wenig dumm, um es milde auszudrücken, wenn irgend jemand dafür plädiert, dass die Westmächte die ersten Atombomben werfen sollten, vorausgesetzt, dass der Krieg nach der alten Methode beginnen würde. Es wäre die irrsinnigste moderne Version des Sprichwortes: Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Wenn die amerikanischen Staatsmänner anfangen wollen, «mit Atombomben um sich zu schmeissen», würden sie wahrscheinlich auf den Widerstand ihrer Verbündeten in Europa stossen, wenn nicht sogar auf den ihrer eigenen Landsleute.

Es ist schlimm genug, dass die Amerikaner, wenn die Russen Atombomben auf England oder seine Nachbarländer in Westeuropa werfen sollten, natürlich im Interesse ihrer Alliierten mit gleicher Münze zurückzahlen würden. Aber damit werden die Städte Westeuropas noch lange nicht wieder aufgebaut, und auch seine Bevölkerung wird damit nicht wieder lebendig gemacht. Der Sieg hat keinen Sinn, wenn man seinen Zweck nicht mehr sieht, wenn dieser Zweck dahin ist – vom Erdball verschwunden. Mindestens besteht mehr Hoffnung für die Zivilisation, wenn auf beiden Seiten keine Atombomben eingesetzt werden – wie es mit dem Giftgas im letzten Kriege war und geblieben ist. Auf unserer Seite den Anfang mit Atombomben zu machen hiesse sicherstellen, dass die Geschichte über unsere dahingegangene Zivilisation das Urteil «Selbstmord bei zeitweiligem Irresein» fällte.

Wenn der Atombombenkrieg beginnt, ob auf unsere Initiative hin oder auf die unserer Gegner, wie kommt er dann in das Land? Das nächstliegende Mittel zum Transport von Atombomben sind Bombenflugzeuge. Dieses Mittel würde die beste Aussicht zur Abwehr durch die neuen Düsenjäger bieten. Aber diese Aussicht wäre nicht sehr sicher; und bei einer Waffe wie der Atombombe können die Folgen katastrophal sein, wenn die Abwehrchance nicht hundertprozentig ist. Die Aussichten werden sogar ernstlich verringert, wenn die Russen Düsen-

bomber einsetzen und noch mehr, wenn sie von Basen in Westeuropa aus operieren können.

Ein anderes Mittel zur Beförderung, mit dem man rechnen muss, ist das ferngesteuerte Raketengeschoss: das führerlose Flugzeug oder die Rakete. Es ist bekannt, dass die Russen die deutschen V1- und V2-Waffen mit Hilfe der in Deutschland erbeuteten Pläne und Sachverständigen weiterentwickelt und Versuche auf der Ostsee gemacht haben. Aber die Sachverständigen bezweifeln, dass der Aktionsradius von 250 km für das V1- und der von 350 km für das V2-Geschoss seit dem Kriege wesentlich erweitert worden ist, jedenfalls nicht bei entsprechender Treffsicherheit. So würde diese Gefahr für Frankreich und die Niederlande wahrscheinlich erst akut, wenn die Russen Westdeutschland überrannt hätten, und für England erst, wenn sie die Küste erreicht und dort Abschussbasen errichtet hätten. Für Amerika besteht auf diesem Gebiete auf absehbare Zeit hinaus noch gar keine Gefahr.

Ein drittes Mittel, mit dem wir zu rechnen haben, ist aber das von U-Booten vor der Küste abgeschossene, ferngesteuerte Raketengeschoss mit oder ohne Atomkopf. Die Marine der Vereinigten Staaten hat schon Versuche mit speziell für den Abschuss von Luftbomben und Raketen konstruierten U-Booten angestellt. Wir sollten klugerweise damit rechnen, dass die russische Marine, die ihre Versuche nach dem Kriege in erster Linie auf die U-Boot-Waffe konzentriert hat, von den Möglichkeiten zur Entwicklung eines Unter-Wasser-Raketenträgers auch Gebrauch gemacht hat. Ein solcher könnte durch seine Beweglichkeit, Unsichtbarkeit und Wendigkeit den Flotten eine weiterreichende Offensivkraft geben, als sie sie je zuvor gehabt haben. U-Boote dieser Art könnten eine furchtbare Bedrohung für alle Städte in Küstennähe sein; und die Mehrzahl der Grossstädte Amerikas und auch Englands und überhaupt Westeuropas liegen im Bereich ferngelenkter Geschosse, die von See aus abgefeuert werden.

Ein weiteres Mittel, Atombomben zu befördern, sind die sogenannten «Untergrundmethoden». Diese Gefahr wächst nur

allzu sehr mit der Verbesserung der Konstruktionsmethoden der Bomben. Das Atomexplosivmittel könnte nach und nach im Gepäck von Agenten eingeschmuggelt werden. Es sieht aus wie ganz gewöhnliches Metall, aus dem Uhrengehäuse, Feuerzeuge, Schlüssel usw. gemacht werden können. Die Bombe selbst könnte in einer Maschinenwerkstatt, deren Besitzer und Personal glühende, aber verschwiegene Anhänger des gegnerischen Systems sind, hergestellt werden. Andere Methoden wären, die vollständige Bombe, versteckt im Laderaum eines gewöhnlichen Frachtdampfers oder in einem Flugzeug der Handelsluftflotte, in ein Land hineinzutragen. Der Tiefflug über Städten ist jetzt eine so allgemeine Gewohnheit, dass sich ein Absturz leicht inszenieren lässt. Solche Anschläge müssten natürlich ausgeführt werden, solange nominell noch Friede herrscht, als neues «Pearl-Harbour-Eröffnungsspiel». Wenn man auf diese Weise auch die Atombomben nicht in genügender Anzahl herüberbringen kann, so können sie doch aller Voraussicht nach ein so grosses Chaos hervorrufen, dass der Weg für ein anschliessendes Knockout frei wäre.

Lassen wir aber einmal die Möglichkeit solcher vorbereiteten Anschläge durch eine Untergrundbewegung ausser Acht! Was für Verteidigungsaussichten haben wir denn in einem Kriege gegen einen Atombombenangriff? Die Antwort muss lauten: Im Augenblick sehr trübe. Viele Menschen setzen ihre Hoffnungen auf die Entwicklung von radargesteuerten oder durch Magnetwirkung vom gegnerischen Flugzeug angezogene Raketen, mit denen man die feindlichen Bomber abfangen könnte. Aber die Entwicklung dieser Verteidigungsmittel scheint noch völlig in den Anfängen zu stecken. Vorläufig müssen wir uns auf die Düsenflugzeuge verlassen, die aber keine Raketen abfangen können, und haben sehr geringe Aussichten, unsere Länder einigermaßen dicht gegen andere Arten von «Atomträgern» abzuschliessen, weil ja nur wenige durch den Verteidigungsgürtel zu schlüpfen brauchen, um ungeheure Zerstörung anzurichten.

Die viel gepriesene «Verteidigung durch den Angriff» mag

zwar ein Abschreckungsmittel gegen den Krieg sein, hat aber kaum je die Anwendung der gleichen Mittel auf der Gegenseite verhindern können, wie der Fall der V1- und V2-Bombardements auf England 1944 gezeigt hat, wo unübersehbare Geschwader der englisch-amerikanischen Luftwaffe unaufhörlich Angriffe gegen die Abschussbasen und das Heimatgebiet des Feindes geflogen haben und doch nicht mehr tun konnten, als den Schwarm von einfliegenden Geschossen um einen Bruchteil zu verringern. Und jetzt, wo wir mit der Atom-bombe zu rechnen haben, stehen wir vor der furchtbaren Tatsache, dass so wenige Bomben so viel Zerstörung anrichten können.

So bleibt uns nichts anderes übrig, als die lebenswichtige Notwendigkeit und die Dringlichkeit der passiven Verteidigung anzuerkennen, das heisst die Verwundbarkeit des Landes durch Bombardements herabzusetzen. Und hier setzt die zivile Verteidigung ein. Aber sie muss erheblich ausgebaut werden, und die Regierung muss ihr viel mehr Aufmerksamkeit widmen und viel mehr Geld dafür ausgeben als bisher, wenn die Verteidigung überhaupt den Erfolg haben soll, die tödliche Gefahr von dem Lande abzuwenden.

Was für Aussichten bestehen denn nun, dass irgendein gross angelegtes System der zivilen Verteidigung die tödliche Wirkung eines Atombombardements verhindern könnte? Hier hat die Untersuchung des Materials, das Hiroshima und Nagasaki bieten, ganz guten Grund zur Hoffnung gegeben. Eine Sachverständigenkommission berichtete, dass die Luftschutzräume «alle standgehalten haben, ausser den allerdürftigsten erdgedeckten, in einem Umkreis von ein paar hundert Metern vom Zentrum des zerstörten Gebietes» – aber wenige Menschen hatten daran gedacht, darin Schutz zu suchen, da der Angriff so harmlos schien. «Tiefe Schutzräume hätten vollkommenen Schutz gewährt.»

Diese Bomben jedoch waren in der Luft detoniert. Wenn sie am Boden detoniert wären, wäre die Sprengwirkung wahrscheinlich intensiver gewesen, hätte aber vielleicht keinen so

grossen Umkreis gehabt. Wenn sie vor der Detonation tief in den Boden eingedrungen wären, wäre ihre Wirkung fraglicher gewesen.

Einen Bruchteil einer Sekunde sandte die Bombe einen intensiven Feuerstrahl aus, der alles, sogar bis in weite Entfernungen, sofort verbrannte. Dieser Feuerstrahl und die Hitze Wirkung töteten viele Lebewesen. Aber ganz dünne Gegenstände genügten, um die Menschen vor Verbrennungen zu schützen. Die Sachverständigen behaupten, sogar ein Blatt braunes Papier könne vielleicht Schutz bieten.

Die eigentlichen Strahlen, Neutron- und Gammastrahlen, riefen noch mehr Todesfälle hervor, viele erst allmählich, manchmal erst nach Wochen. Und dadurch erhöhte sich die Gesamtziffer um 20 Prozent. Der Schutz gegen solche tödlichen Strahlen ist kein leichtes Problem, und hier spielen noch viele ungewisse Faktoren eine Rolle. Wir wissen tatsächlich, dass das Schutzmaterial eine gewisse Stärke haben muss; aber welche Materialien gegen die Strahlen am besten abschirmen, diese Frage muss erst noch befriedigend gelöst werden. Die genaue Dauer der gefährlichen Radioaktivität ist auch ungewiss. Jedenfalls müssen Fusschutzbekleidung, Schutzhandschuhe und vielleicht auch Schutzmasken bereitgestellt werden, wenn die Menschen in den angegriffenen Städten ohne grossen Zeitverlust die Schutzräume verlassen und ihre Tätigkeit wieder aufnehmen sollen.

Die Radioaktivität war, wie festgestellt worden ist, viel dauerhafter und weiterreichend, wenn die Bombe unter Wasser und nicht auf dem Lande detonierte, wie in dem zweiten Bikiniversuch von 1946. Eine Bombe, die in einen Fluss oder einen Teich innerhalb der Stadt fällt, könnte also eine viel stärkere radioaktive Wirkung entfalten, als eine Bombe, die zwischen Gebäuden niedergeht. Die grossen Häfen sind wahrscheinlich Hauptziele für Atombomben.

Das wäre besonders gefährlich bei einem Inselstaat wie England, dessen Existenz wesentlich von den Lebensmittelschiffen, die in seine Häfen einlaufen, abhängt. Daher ist es nicht ver-

wunderlich, dass viele Wissenschaftler und kritische Beobachter in England und anderen Ländern Englands Aussichten pessimistisch beurteilen. Ein typisches Beispiel dafür waren die Kommentare des Leiters der Strahlenforschungsabteilung beim Australischen Wissenschaftlichen Industrieforschungsrat, Dr. D. F. Martyn, der bei seiner Rückkehr von verschiedenen Konferenzen in Europa erklärte: «England könnte in einem Atomkrieg nicht verteidigt werden, weil es verhungern würde.» Er forderte dringend «die Massenauswanderung von 20 Millionen Menschen aus England nach den Dominions und eine Verteidigungsplanung im ganzen Britischen Weltreich gegen den drohenden Atomkrieg». Englands Häfen, so sagt er, durch die die Hälfte seiner Lebensmittel importiert werden, könnten leicht ausgeschaltet werden.

Wie die Dinge jetzt stehen, ist es gerechtfertigt, so hoffnungslos in die Zukunft zu sehen. Aber die Aussichten wären weniger hoffnungslos, wenn die notwendigen Massnahmen ergriffen würden. Was ist zu tun? Nicht nur die Bevölkerung der Britischen Inseln muss diesem Problem ins Auge sehen und die Aufgabe, sich zu schützen, in Angriff nehmen; denn bei dem heutigen Entwicklungsstand und -fortschritt der Transportmittel stehen alle Völker unter dem Alpdruck des Atombombardements. Sie sollten sich mit der Tatsache vertraut machen und sich ernsthaft bemühen, zu tun, was möglich ist. «Vogel-Strauss-Politik» ist gefährlicher als Pessimismus.

Wir können, wenn wir den Kopf nicht in den Sand stecken, Ausmass und Umfang der notwendigen Zivilverteidigungsmassnahmen erkennen, die schon längst hätten in Angriff genommen werden müssen.

Notwendig ist der Bau einer grossen Anzahl von tiefen Luftschutzbunkern zusätzlich zu denen, die vom letzten Krieg noch stehen, oder aber von massiven Zementhochbunkern, wie sie die Deutschen bauten. (Einer davon in Hamburg fasste 60'000 Menschen.)

Notwendig ist die grosszügige Anlage von Luftschutzräumen, die nur wenig aus dem Boden herausragen oder ganz unter-

irdisch liegen, wie sie gegen Atombomben konstruiert worden sind. Bei dem Ernst der Lage ist es bare Torheit, solche Projekte als zweitrangig nach dem Wohnungsbau zu behandeln. Notwendig ist die Bereitstellung öffentlicher Mittel zur Verbesserung der Luftschutzkeller und zur Anlage von unterirdischen Verbindungsgängen von Haus zu Haus, so dass die Bewohner, wenn der Ausgang eines zerstörten Hauses verschüttet ist, durch andere Häuser ins Freie gelangen können. Diese Massnahme hat vielen Menschen in deutschen Städten, in denen sie durchgeführt war, das Leben gerettet.

Notwendig ist eine wohlüberlegte Dezentralisation der lebenswichtigen industriellen Anlagen; auch ihre Schlüsselbetriebe müssten unterirdisch angelegt werden. Die Deutschen haben diese Massnahmen sehr lange hinausgeschoben, haben aber, wenn und wo sie durchgeführt wurden, grosse Vorteile daraus gezogen. Bis Kriegsende hatten sie 80 unterirdische Fabriken gebaut.

Notwendig ist die erneute Konzentration der wissenschaftlichen Forschung und der taktischen Planung auf die Entwicklung besserer und weiterreichender Mittel zur Tarnung lebenswichtiger Ziele und zur Ablenkung des Angreifers. Denn es gilt, den Vorsprung wettzumachen, den der Angreifer durch Radargeräte oder infrarote Photographie bei der Durchdringung von Schutzarnung, Rauch- und Nebeldecken gewonnen hat.

Notwendig ist eine Entscheidung – und zwar sofort – über Massnahmen zur Versorgung der Menschen in den grossen Städten und Industriegebieten mit Schutzschuhwerk, Schutzhandschuhen und Schutzmasken gegen radioaktive Strahlung, um damit dem Zustand der Lahmlegung des öffentlichen Lebens vorzubeugen, der sonst durch die Wirkung solcher Strahlen, und noch mehr durch die natürliche Furcht davor, hervorgerufen wird.

Notwendig sind nicht nur grosse Gesamtpläne, sondern auch eingehende Vorkehrungen zur Evakuierung von Kindern, alten Leuten und nicht unabkömmlichen Arbeitern aus den

Städten, wenn der Krieg kommt, und zur späteren Verlegung von Arbeitern aus völlig zerstörten in andere Stadtteile oder überhaupt in ganz andere Gebiete. Solche Massnahmen machen aber nicht nur umfassende Regelungen der Unterbringung erforderlich, sondern auch schon von vornherein die Herstellung grosser Bestände von Zelten, damit Notstandsevakuationen schneller durchgeführt werden können und die Unterbringung der ausgebombten Bevölkerung sichergestellt ist. Solche Zelte müssten leicht und bequem transportabel, aber auch wasserdicht sein und guten Windschutz bieten, wie die von Bergsteigern benutzten Zelte aus einem Stück.

Notwendig sind energischere Massnahmen, als sie bisher unternommen worden sind, die vielen engen Strassenausgänge zu erweitern, besonders an den Ausfallstrassen aus den Grossstädten und den grossen Hafenstädten.

Notwendig ist eine Konzentration der Ingenieurwissenschaften und verwandter Forschungszeige auf die Schaffung von Ausweichwegen für die Versorgung und auf Methoden zur Entladung der Schiffe, wenn die grossen Häfen ausfallen. Der künstliche Hafen, das Landungsschiff und die Rohrleitung könnten aus militärischen Angriffsmitteln in zivile Verteidigungsmittel umgewandelt und in ihren Möglichkeiten entwickelt werden. Wenn rechtzeitig Vorkehrungen getroffen würden, könnten die kleineren Häfen im Notfalle besser ausgenutzt werden.

Notwendig ist eine weitsichtigere Planung zur Anlage von staatlichen Lebensmittelreserven und zur Lagerung dieser Bestände an weiter auseinandergezogenen Plätzen, als es jetzt der Fall ist, damit sie besser gegen Atomangriffe geschützt sind. Neue Einrichtungen zum Schutz und zur Reinigung des Trinkwassers werden ebenfalls dringend benötigt. Gleichzeitig müssten bessere eiserne Rationen bereitgestellt und verteilt werden, so dass sie jederzeit in Luftschutzbunkern und -kellern zur Verfügung ständen. Das Lebensmittelproblem wird sich bei den künftigen Atombombenangriffen vielleicht als das allerernsteste überhaupt erweisen. Es hat keinen Sinn,

genügend Luftschutzräume zu bauen, um die Menschen vor dem Massenmord zu schützen, wenn sie in Massen Hungers sterben.

Notwendig sind weiterhin, gerade bei Inselstaaten wie England, entsprechende Pläne zur Evakuierung nicht notwendig gebrauchter «Esser» nach Übersee. Die Schiffe, die Versorgungsgüter und militärische Verstärkungen auf die Insel bringen, sollten so viele Menschen wie möglich mit hinausnehmen. Klüger noch wäre es, früh genug einen Plan für das ganze Weltreich aufzustellen, um eine grosszügige Auswanderung in Familien und Gruppen von England nach den anderen Ländern des Weltreiches anzuregen und zu erleichtern. Aber das wäre nicht nur ein Plan für den Krieg, sondern auch für den Frieden, um nämlich den veränderten wirtschaftlichen Bedingungen und den Bedingungen eines zukünftigen Krieges gleichermassen gerecht zu werden. Die heute weit verbreitete Ansicht, Auswandern bedeute Desertieren, ist unsinnig. Wir sollten so einen Plan gerade begrüssen als einen von der öffentlichen Meinung geförderten Schritt, den Druck, der auf den überbevölkerten Ländern lastet, zu verringern. Wir sollten ihn auch begrüssen als eine Wiederbelebung des Abenteurergeistes der Vergangenheit, der unerlässlich ist, wenn wir die Zukunft meistern wollen.

Das sind einige der wichtigsten Schritte, die unternommen werden müssen, abgesehen von der Aufstellung eines ausreichenden Feuerwehr-, Rettungs-, Sanitäts- und Warndienstes, wenn die zivile Verteidigungsbereitschaft gegen Atombombenangriffe einigermaßen gesichert sein soll. Das sind die Mindestforderungen. Wenn nicht die internationale Atomkontrolle eingeführt wird und die Stapelung von Atombomben anhält, kann es notwendig werden, ein viel grösseres Programm zur Verlagerung der Industrie unter die Erde aufzustellen. Wir werden vielleicht Städte und Industrieanlagen mit bombensicheren unterirdischen Anlagen zum Arbeiten und zum Leben im Atomkrieg ausstatten müssen, wenn wir uns gegen die nationale Vernichtung sichern wollen.

Die Verringerung der nationalen Verwundbarkeit sollte der erste Punkt jedes Verteidigungsprogrammes sein, das entsprechend den modernen Bedingungen des Krieges aufgestellt wird. Die Sicherheit einer Nation hängt genau so von dem Grade ihrer Verwundbarkeit bei Angriffen wie von ihren Streitkräften ab.

Wer einen Angriff plant, wird natürlich immer die Überlegenheit seiner Streitkräfte, numerisch oder technisch, sicherstellen, ehe er einen Krieg wagt – eine Überlegenheit, die es ihm erlaubt, auf einen Sieg über die Streitkräfte seiner unmittelbaren Gegner zu rechnen. Er wird sich bemühen, ihn zu erreichen, ehe andere Mächte oder ferne Alliierte eingreifen können. Aber ein Angreifer wird nie bestrebt sein, einen langen Krieg zu führen, und wahrscheinlich lieber überhaupt darauf verzichten, wenn er Grund hat anzunehmen, dass die Besiegung seine unmittelbaren Gegner ein langsames Geschäft wird, und zwar auf Grund von Faktoren, die unabhängig sind von deren militärischem Potential. Heute, in der Zeit der Luftwaffen, ist der wichtigste dieser Faktoren die Kraft eines Landes, einem Luftbombardement standhalten zu können, ohne ernsthaft angeschlagen zu werden. Daher wird die Verringerung der Verwundbarkeit eines Landes zum besten Abschreckungsmittel gegen eine Aggression – einem viel besseren, als es eine verhältnismässig schwache Truppe für einen Gegenangriff ist.

Die Schlussfolgerung ist also hoffnungsvoller, als sie erschien, als das Problem erst halb zu Ende gedacht war. Vorausgesetzt, dass die erforderlichen Massnahmen zur Zivilverteidigung unverzüglich ergriffen werden, scheinen die Aussichten für die Verteidigung der Nation gegen die Atomisierung grösser, als die meisten Wissenschaftler in ihren wiederholten Erklärungen, dass «es keine Verteidigung gegen die Atombombe gibt», zugegeben haben. Die Aussichten würden sich noch wesentlich verbessern, wenn eine unfehlbare, automatisch gesteuerte Rakete sowohl gegen die Bomber als auch gegen die ferngesteuerten Raketengeschosse eines Angreifers entwickelt werden

könnte. Aber eine ausreichende Zivilverteidigung könnte uns über die Zeit, bis diese Erfindung gemacht wird, hinwegbringen, was dringend notwendig ist. Selbst ohne diese erhoffte Gegenwaffe könnte eine solche Zivilverteidigung in Verbindung mit der Drohung, zurückzuschlagen, wohl genügen, einen Feind vom Atombombardement abzuschrecken, solange wir die Hitzköpfe bei uns davor zurückhalten, damit den Anfang zu machen. Der gefürchtete Giftgasangriff ist im letzten Krieg nie geführt worden, weil beide Gegner gute Verteidigungsmittel dagegen besaßen und auch tödliche Gase, die sie ihrerseits dagegen hätten anwenden können.

DRITTER TEIL

HEUTE

Russlands Kräfte und Englands Verteidigung

Der Schatten des Krieges mit Russland

Je sorgfältiger man alle Faktoren gegeneinander abwägt, um so 'wahrscheinlicher' wird es, dass es keinen wirklichen Sieg in einem Kriege zwischen den Westmächten und der Sowjetunion geben kann, sondern nur beiderseitige Verluste, wobei, wie immer, das einfache Volk auf beiden Seiten am meisten zu leiden hätte. Der Hauptunterschied zum letzten Krieg besteht darin, dass die Opfer auf beiden Seiten wahrscheinlich noch grösser wären und der Krieg sich möglicherweise auch länger hinziehen würde.

Im Falle eines Konfliktes könnte die erste Phase einen raschen Vormarsch der Russen in Europa und Asien bringen. Er würde nicht über den Ausgang entscheiden, genau so wie der deutsche Vormarsch 1940 den Krieg nicht entschieden hat. Es würde aber lange dauern, bis Amerika sein Industripotential für den Krieg genügend auswerten könnte, um die hereinflutenden Massen wieder zurückzutreiben; bis der endgültige Sieg in Russland erreicht ist, könnte es noch länger dauern. In der Tat, es gibt Gründe zu zweifeln, ob ein Sieg überhaupt je zu erreichen wäre.

Die besten Aussichten könnte eine innere Spaltung bieten, die in der russischen Führung ihren Anfang nähme – da es fast unmöglich ist, ein totalitäres System von unten her durch eine Revolte aus dem Volke zu stürzen. Aber Risse im Dachgeschoss eines solchen Gebäudes zeigen sich nur langsam und lassen sich durch rücksichtsloses Vorgehen leicht verkitten. Durch den Druck von aussen werden sie möglicherweise sogar auszementiert. Durch die Erfahrung sollten die westlichen Staatsmänner davor gewarnt sein, zu viele Hoffnungen auf die

Möglichkeit einer Spaltung zu setzen. Das sowjetrussische System ist zäher und fester konsolidiert, als es das nazistische in Deutschland war; und schon das erwies sich als viel zäher, als irgendeiner seiner Gegner geglaubt hatte.

Die einzige Gewissheit ist, dass der grösste Teil Europas ebenso wie Russlands in diesem Kriege verwüstet würde, und zwar viel rücksichtsloser als im zweiten Weltkrieg, und dass damit Myriaden von Menschen auf beiden Seiten ins Elend gestürzt würden. Wenn Amerika auch einer ähnlich umfassenden Vernichtung entginge, so ist es doch durchaus möglich, dass noch vor Kriegsende seine grossen Städte vielleicht sogar noch mehr leiden würden als die in der Kampfzone.

Wenn ich diese Voraussage wage, so höre ich die Leser rufen: «Kann es im Zeitalter der Atombombe überhaupt einen langen Krieg geben? Keine Nation könnte einer Bombardierung von der Art, wie sie in Hiroshima stattfand, lange widerstehen.» Es ist eine weit verbreitete Auffassung, dass ein neuer Krieg durch die Anwendung der Atombombe schnell beendet sein würde. Ob diese Auffassung aber richtig ist, ist zweifelhaft. Nach dem ersten Weltkrieg herrschte ein ähnlicher Glaube an die rasche Entscheidung durch einen gewöhnlichen Bombenangriff. Doch dieser Glaube erwies sich als eine Seifenblase. Selbst als die Bombengeschwader und Bombenladungen um ein Vielfaches dessen, was man sich vor dem Kriege vorgestellt hatte, vermehrt worden waren, blieb doch die Wirkung noch weit hinter den Berechnungen zurück, und der Krieg ging weiter. Er zog sich lange hin, und die Städte des Feindes wurden allmählich zu Staub zermahlen; aber der Widerstandswille des Volkes zerbröckelte nur langsam.

Wir müssen erwarten, dass durch die Atombombe das Tempo der Zerstörung gesteigert und die Zerstörung selbst noch schrecklicher wird. Aber das führt noch nicht mit Sicherheit zu einem schnellen Ende des Kampfes. Es gibt Faktoren, die diese Wirkung aufwiegen. Eine Anzahl von Städten könnte schnell zerstört werden; aber ihr Schicksal brächte nicht notwendig die Unterwerfung eines Volkes mit sich. Manche Na-

tionen sind von ihren Städten nicht so abhängig und alle haben gelernt, wie sie ihre lebenswichtigen Industrien dezentralisieren und in die Erde bauen müssen, um ihre Widerstandskraft erhalten zu können. Es hat sich auch gezeigt, dass die Menschen eine unheimliche Fähigkeit haben, sich den allmählich schlechter werdenden Lebensbedingungen anzupassen. Je niedriger der Lebensstandard eines Volkes, um so weniger Anpassung ist erforderlich, um so leichter kann es durchhalten. Hier liegt das grösste Plus der Russen in jedem Konflikt mit den westlichen Nationen.

Jetzt, wo beide Seiten eine solche Vernichtungswaffe besitzen, mögen wohl auch beide mehr und mehr zögern, sie anzuwenden – wie es beim Giftgas im zweiten Weltkrieg der Fall war. Der Vorteil des Westens – die grössere Zahl an solchen Bomben – würde ausgeglichen werden durch den Nachteil der grösseren Verwundbarkeit, mit der die stärker industrialisierten Länder behaftet sind; denn hier ist die Bevölkerung dichter in Stadtgebieten konzentriert.

Aber selbst wie die Dinge liegen, haben die Ereignisse doch gezeigt, dass diese furchtbare neue Waffe auch ihre Grenzen hat. In der Theorie müsste Amerika jeden internationalen Streit nach Gutdünken entscheiden können. In der Praxis ist es ihm aber nicht gelungen, seinen Willen durchzusetzen, weil die Gegner seiner Politik ganz genau wissen, dass es die Atombombe nur als letztes Hilfsmittel anwenden kann. Die feindlichen Länder können sich daher einigermassen sicher fühlen und über jede noch so kritische Streitfrage hinwegsetzen, solange es für den Besitzer der Atombombe nicht um Leben und Tod geht. Sie können vielleicht sogar ziemlich weit in der Verfolgung ihrer eigenen Ziele, sogar aggressiver Ziele gehen, ohne den Protesten Amerikas nachzugeben.

Und selbst wenn sich ein offener Krieg entwickelt, kann ein Land, dessen Erdtruppen überlegen sind, noch immer Wege finden, die scheinbar entscheidende Kraft der Atombombe auszuschalten. Je tiefer seine Armeen in feindliches Gelände vordringen, um so sicherer kann seine eigene Position werden,

mindestens eine Zeitlang. Die Nationen auf der Gegenseite wären nicht in der Lage, die Atombombe einzusetzen, um den Eindringling wieder hinauszutreiben; denn das würde die völlige Zerstörung der Städte, die sie zu befreien versuchen, bedeuten. Und ihre Möglichkeiten, den Zugriff des Eindringlings durch Angriffe gegen seine eigenen Städte zu lockern, würden auch durch ihre grössere Luftentfernung von solchen Zielen beeinträchtigt sein.

Ausserdem kann der Eindringling viele seiner lebenswichtigen Regierungsdienststellen und Industrien gegen Atombombenangriffe schützen, wenn er sie in das eroberte Gebiet vorverlegt. Er kann Raum für sie schaffen, indem er einen Teil der unterworfenen Bevölkerung in seine eigenen Städte ins Hinterland evakuiert, was dann wieder ein ziemlich wirksames Abschreckungsmittel gegen Atombombenangriffe auf diese Ziele wäre. Wenn zum Beispiel die Russen Dänemark, Holland und Belgien überrennen sollten, könnten sie einen Teil der Bevölkerung von Kopenhagen, Rotterdam, Antwerpen und Brüssel nach Moskau und Leningrad zurückverlegen. Unter diesen Umständen würden die Westmächte wahrscheinlich mit dem Versuch, diese russischen Städte «auszuradiieren», zögern, und das besonders am Anfang des Krieges, solange die demokratischen Regierungen noch bestrebt sind, weniger rücksichtslos vorzugehen, als sie es nach einer gewissen Zeit tatsächlich tun. Die massenweise Verschleppung von Geiseln kann sich als humanes Gegenmittel gegen die wahllose Anwendung von Massenvernichtungswaffen, wie es die Atombombe ist, erweisen.

Alle diese Erwägungen führen zu dem Schluss, dass die Atombombe den Wert der Armeen nicht aufgehoben hat, besonders der Streitkräfte, die ohne grosse Mobilmachungsmassnahmen einsatzbereit sind. Es wird nicht leicht sein, einem Land, dessen Heer sofort mit einem Sprung tief in das Gebiet anderer Völker eindringen kann, diesen Vorteil wieder zu entwenden. Und hier stehen wir unmittelbar vor den Tatsachen der gegenwärtigen Situation. Russland ist die stärkste Militärmacht in

Europa und die einzige, die fähig ist, den Sprung zu wagen. Die Erreichung des alliierten Kriegszieles, die Entwaffnung Deutschlands, hatte automatisch Russlands Vorherrschaft zur Folge. Der alarmierende Ton, auf den Churchills Nachkriegsreden über diesen Vorsprung gestimmt sind, wirft ein ironisches Licht auf seinen früher so glühenden Glauben an den Wert einer Deutschland aufzuzwingenden bedingungslosen Kapitulation. Nachdem einmal die amerikanischen Truppen heimgegangen waren, war keine Möglichkeit mehr, ein Gleichgewicht der Kräfte im eigentlichen Sinne des Wortes aufrechtzuerhalten. Was wir jetzt zur Herstellung des Gleichgewichtes noch tun können, ist einzig und allein, alle Aussichten, die ein Krieg bis zum bitteren Ende bieten könnte, nüchtern zu berechnen.

Jeder Vergleich der Streitkräfte auf beiden Seiten führt zu dem Schluss, dass wir mit der Möglichkeit eines Vorflutens Russlands rechnen müssen, wobei die Welle die englische, amerikanische und französische Besatzungszone Deutschlands überspült und tief in die Länder dahinter vordringt. Der Rhein wäre wahrscheinlich keine genügend starke Barriere gegen Truppen, die so viele Flussübergänge in Osteuropa so schnell überwunden haben. Flussläufe können nur gehalten werden, wenn starke Truppenmengen zur Verfügung stehen; und die sind nicht vorhanden.

Ob eine russische Welle so schnell und so weit vordringen kann wie die deutsche 1940, ist problematisch. Nach rein militärischen Berechnungen ist es sogar noch sehr zweifelhaft. Ununterbrochen gleichmässiger Angriffsschwung hängt von der Organisation des Nachschubs ab, es sei denn, der Widerstand ist sehr schwach. Die Organisation der Russen ist nicht so hoch entwickelt, wie es die der Deutschen war, und sie würden von einer viel weiter östlich gelegenen Linie aus beginnen. Andererseits kann ihnen der Weg durch politische Faktoren geebnet werden. Sie können die Unterstützung viel grösserer Teile der Völker der westlichen und der Mittelmeerländer finden als die Deutschen. Der Kommunismus hat eine inter-

nationale Anhängerschaft, wie sie der Nazismus nie gehabt hat, noch je sich zu schaffen wusste.

Der Mittlere Osten stellt eine weitere Angriffsrichtung mit grösseren Möglichkeiten dar. Gewiss bedeuten die gebirgigen Anmarschwege von Aserbeidschan durch Westpersien für diese Zone einen natürlichen Schutz gegen eine Invasion von Norden her; aber ihre Befestigung macht viel grössere Verteidigungskräfte nötig, als verfügbar sind. Ein russischer Vormarsch wird durch den breiten Streifen schwierigen Geländes behindert; aber er kann begünstigt werden durch die politische Labilität des Landes und seine daraus resultierende Empfänglichkeit für vorbereitende politische Infiltration. Wir wären unklug, wenn wir die Möglichkeit eines schnellen Vorstosses der Russen nach dem Persischen Golf ausser Acht liessen.

Die Sowjetunion hat genügend Truppen unter Waffen, um in mehreren der angegebenen Richtungen gleichzeitig vorstossen zu können. Das sollte nicht übersehen werden. Sogar wenn der Zusammenstoss selbst im Fernen Osten aus dem Konflikt zwischen den dortigen russischen und amerikanischen Interessen beginnen sollte, könnte der entstehende Kriegszustand die Russen sofort veranlassen, ihr dort nicht benötigtes militärisches Gewicht nach jeder dieser Richtungen, gleichgültig nach welcher, zu werfen. Die Sowjetarmee im Fernen Osten steht ohnehin praktisch auf sich allein; und der ungeheuer lange Verbindungsweg von dem europäischen Russland her erlaubt nur in beschränktem Masse, Verstärkungen nach dem Fernen Osten zu schicken. Die Russen hätten also im Westen einen sehr grossen Überschuss.

Man könnte auch daran denken, dass das Gleichgewicht trotz der nur kleinen Verstärkungen, die die Westmächte nach Griechenland oder dem Nahen Osten senden können, durch das Eingreifen der türkischen Armee wiederherzustellen wäre. Diese bedeutet sicher eine starke Flankenbedrohung für einen russischen Vorstoss in eine dieser beiden Richtungen. Wie gut die Türkei aber auch in der Lage sein mag, ihr eigenes Gebiet in Kleinasien zu verteidigen, man kann kaum darauf rechnen,

dass sie bei ihrem jetzigen Ausrüstungsstand zu einer Gegenoffensive über ihre eigenen Grenzen hinaus fähig wäre.

Auch in Westeuropa ist das Gegengewicht noch bei weitem nicht ausreichend, solange es hauptsächlich auf den wenigen englischen und amerikanischen Besatzungstruppen beruht. Das wird abhängen von der Neuaufstellung und der Neuausrüstung der Armeen Frankreichs und seiner Nachbarn und von dem wirtschaftlichen Wiederaufbau und der politischen Stabilität dieser Länder.

Im Augenblick besteht das Haupthindernis für einen Überfall von Seiten Russlands in dem Wunsch des russischen Volkes nach einem friedlichen Aufbau nach den schrecklichen Leiden, die es im Kriege hat ertragen müssen. Weiterhin hängt die Möglichkeit eines solchen Überfalls davon ab, wie weit die russische Regierung erkennt, dass die Chancen für einen raschen militärischen Erfolg durch die entgegengesetzten Aussichten auf eine lange Kriegsdauer ausgeglichen würden – wenn erst einmal Amerikas technisches Potential wieder mobilisiert wäre. Ein dramatischer Anfangserfolg ist kein Ausgleich für die Zerstörungen, die ein langer Krieg im Gefolge hat und die schlimmer wären als im letzten. Die Sowjetregierung scheint oft schlecht informiert zu sein und ein falsches Urteil über die politischen Probleme des Tages zu haben; aber sie hat gewöhnlich einen scharfen Blick für die grundlegenden Faktoren.

Eine grössere Gefahr mag in der Neigung der westlichen Nationen liegen, oberflächlich zu denken und sich dabei von Gefühlen leiten zu lassen, so dass sie gar nicht begreifen, was ein Krieg mit Russland bedeuten würde. Wenn bei den westlichen Nationen die Gefühle aufgereizt sind, dann verlieren sie jeden Sinn dafür, was ihre impulsiven Entscheidungen kosten und welche menschlichen Konsequenzen daraus erwachsen werden. Das zeigte sich bei der Garantie für Polen, die jetzt als so tragisches Fiasko erscheint. Es zeigte sich bei der Forderung auf «bedingungslose Kapitulation», die letztlich nur Deutschlands Widerstand verlängerte und die Bumerang-

Wirkung auslöste, die jetzt den Krieg zu einer Farce zu machen scheint. Es zeigte sich in der schrankenlosen Bombenkriegführung, die die wirtschaftlichen Grundlagen für den Frieden zerstörte, was wir selber jetzt bezahlen müssen.

Es gibt eine politische Richtung – in dem siegreichen Amerika hat sie mehr Anhänger als in dem kriegsmüden England –, die in der festen Überzeugung, dass ein Krieg mit Russland unvermeidlich sei, geneigt ist, die Streitfrage mit Gewalt zu lösen. Sie spricht von der Bedeutung der Bereitschaft zum «ersten Schlag» ohne Rücksicht auf die grundlegende Tatsache, dass der verhältnismässig weite Weg von Amerika bis zum Kriegsschauplatz den verzögerten Einsatz von dessen Potential zur Folge hat; und ohne Rücksicht auch auf die Gefahr, dass der Krieg bei diesem Versuch unnötig überstürzt werden könnte. Sie glaubt einfach nicht an die Möglichkeit russischer Anfangserfolge, nicht an die daraus resultierende lange Dauer des Wiederaufbaues nach dem Kriege und auch nicht an den unersetzlichen Schaden, den die Zivilisation dadurch erleiden würde. Sie unterschätzt die Schwierigkeiten, die man bis zu einem sogenannten Sieg über Russland selbst dann noch zu überwinden haben würde, wenn sich das Kräfteverhältnis einmal verschoben hätte.

Sowohl Napoleon als auch Hitler bildeten sich ein, die Eroberung Russlands werde eine Kleinigkeit sein. Hitler glaubte, er könne dort, wo Napoleon gescheitert war, Erfolg haben, weil er sich auf die wesentlich grössere Wirkung der modernen Waffen verlassen konnte. Seine Rechnung war insoweit richtig, als er weiter gekommen ist als Napoleon und einen längeren Krieg führen konnte. Aber letzten Endes ist er genau so gescheitert und hat mit seinem Krieg nur mehr Unglück über die Welt gebracht.

Wer leichtfertig von einem Sieg über Russland spricht, sollte sich einmal bei den deutschen Generalen erkundigen, was sie für Erfahrungen gemacht haben; und er sollte sich sagen lassen, was der Versuch für die deutschen Soldaten bedeutete, die der lebende Einsatz in Hitlers Spiel waren. Die Ausrüstung

des amerikanischen Heeres mag vielleicht besser geeignet sein, das Problem der weiten Räume in Russland zu lösen. Aber die amerikanischen Truppen wären, und mögen sie auch noch so entschlossen kämpfen, kaum in gleicher Masse geeignet, die ausserordentlichen Strapazen eines solchen Kampfes zu ertragen.

Wenn auch die «Befriedungspolitik» sich niemals bezahlt macht, so erzeugt doch andererseits die wechselseitige Spannung zwischen zwei «unnachgiebigen» Systemen einen ganzen Regen von Funken; und jeder dieser Funken kann eine Explosion auslösen. Die Gefahren werden vermehrt durch die Art, wie der Westen von der Befriedungspolitik zu der augenblicklichen Politik der Unnachgiebigkeit übergegangen ist. Es ist nur allzu leicht, in einer Stimmung von Empörung einen Krieg vom Zaune zu brechen.

Die Russen haben ein ausserordentliches Geschick, zur Opposition zu reizen und selbst ihre Freunde vor den Kopf zu stossen. Aber wenn man sich ihre Opfer und Leiden vergegenwärtigt und weiter, welche Wirkung die jahrhundertelange Isolierung hervorgerufen haben muss, dann wird man ihre einseitige Auffassung von «Sicherheit» verstehen, und dann, sollten wir unsere Gereiztheit über ihre misstrauische und aggressive Haltung doch zügeln. Trotz dieser Haltung sollten wir den letzten Endes dahinterstehenden Wunsch nach Frieden bei einem Volk, das so sehr unter dem Krieg gelitten hat, nicht übersehen.

Der Kampfwert der russischen Streitkräfte

Gewöhnlich wird die Stärke der russischen Streitkräfte in Mannschaftszahlen geschätzt und in langen Reihen von Nullen dargestellt, die man kurz «runde Zahlen» nennt. Nach einer Aussage des englischen Verteidigungsministers haben die Russen gegenwärtig friedensmässig $3\frac{1}{2}$ Millionen bis 4 Millionen Mann unter Waffen, gegenüber 3 Millionen zu der Zeit, als Hitler in ihr Land einmarschierte. Alexanders Schätzung stimmt mit der überein, die Hanson Baldwin, der bedeutende militärische Mitarbeiter der *New York Times*, schon vorher bekanntgegeben hatte. Er hat die Zahl der bestehenden Divisionen der Roten Armee genau auf 175 bis 195 geschätzt. Massgebende Kreise in Frankreich schätzen sie auf 175 bis 180. Die Schätzungen über die Stärke der russischen Streitkräfte scheinen also ziemlich übereinzustimmen.

Wichtiger ist die Frage: Wie gross ist der Kampfwert dieser russischen Truppen? Darüber gehen die Ansichten weit auseinander. In englischen und amerikanischen Armeekreisen herrscht die Meinung vor, dass ihre Qualität im Vergleich zu ihrer Quantität technisch und taktisch sehr gering ist. Es möchte scheinen, als ob die Regierungen geneigt sind, sich dieser Meinung anzuschliessen; denn sonst könnten sie sich kaum mit den armseligen Verteidigungsmassnahmen, die sie ins Werk gesetzt haben, zufriedengeben.

Es ist unumgänglich, die Frage so gründlich wie möglich zu untersuchen. Doch vorher sind eine Menge Unklarheiten aus dem Wege zu räumen. Denn es ist nur sieben Jahre her, dass die Schätzungen der massgeblichen Militärs in England und Amerika darüber, ob Russland einem Heer von der Art der

westeuropäischen und amerikanischen Standhalten könne oder nicht, ebenso falsch waren wie die Hitlers selbst. Englische Generale, deren Urteil schon durch ihren Rang Gewicht hatte, vertraten die Auffassung, Russland könne innerhalb von sechs Wochen geschlagen werden; und amerikanische veranschlagten die Zeit sogar noch kürzer. Damals hatte ihre falsche Rechnung keine anderen Folgen, als dass sie ziemlich dumm dreinschauten; aber das nächstmal könnte sie sich als verhängnisvoll erweisen.

Die Untersuchungen über den Russlandfeldzug von 1941, die nach dem Kriege angestellt wurden, zeigen, dass ihr Urteil gar nicht so unklug gewesen ist, wie es auf Grund der Ereignisse damals schien. Denn Russlands militärische Macht war stark angeschlagen, und die Deutschen hätten einem entscheidenden Sieg viel näher kommen können, wenn sie nicht so böse Fehler gemacht und am Anfang so falsch gerechnet hätten. Aber dass sich die besten militärischen Sachverständigen auf beiden Seiten und in allen Dienststellen bei der Bildung ihres Urteils so sehr verkalkulierten, sollte für die Zukunft doch zu denken geben. Dass es geschah, bewies, dass die Militärs sich immer auf Vermutungen stützen, und zeigte, wie notwendig es ist, die Tatsachen wissenschaftlicher zu erforschen.

Bei der Beurteilung des heutigen Russland haben besonders zwei Faktoren zu falschen Schlussfolgerungen geführt. Der eine Faktor ist Russlands Isolierung. Und der andere ist das Vorurteil, das das Wort «Kommunismus» von allem Anfang an hervorgerufen hat. Durch nichts lassen sich die Menschen so leicht zu übereilten Vermutungen treiben wie durch ein «Etikett», besonders wenn es ein farbiges Etikett ist. Im allgemeinen unterschätzen Soldaten die Streitkräfte ihrer Gegner nicht so leicht wie Zivilisten; aber bei den russischen Truppen wirkte das Etikett «Rot» auf sie, wie das sprichwörtliche «rote Tuch auf den Stier»; und infolgedessen sind sie oft irreführt worden in ihrer Beurteilung der Tatsachen. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, dass die Rote Armee

überhaupt Disziplin halten könnte; und sie waren immer geneigt, einzelne Schwächen und Fehler als Beweise für die allgemeine Unfähigkeit der Russen gelten zu lassen. Ähnlich wird das Urteil der Russen über andere Nationen durch die Wirkung des Wortes «Kapitalismus» irreführt, das auf einem «weissen» Etikett steht. Dieses Wort hat ihre Führer oft zu der Illusion verleitet, sie brauchten nur vorzustossen, und ihre Gegner würden die weisse Flagge der Kapitulation zeigen.

Die Selbsttäuschungen auf beiden Seiten sind durch die Isolierung Russlands und den damit verbundenen Mangel an Informationen wesentlich vermehrt worden. Selbst während des Krieges wussten die Westmächte viel weniger über Lage und Truppen ihres russischen Verbündeten als über ihren deutschen Gegner. Während sie über Aufbau und Ausrüstung der deutschen Truppen bis ins Einzelne orientiert waren und mit beachtlicher Genauigkeit auf der Karte abstecken konnten, wo die einzelnen Einheiten lagen, war ihnen nur in ganz groben Zügen bekannt, wie ihre Alliierten organisiert und verteilt waren. Ihre Militärmissionen wurden in goldenen Käfigen gehalten, ihnen wurde in reichlichstem Masse Abwechslung geboten, aber wenig Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben.

So ist es ganz natürlich, dass die Soldaten der westlichen Nationen Vorstellungen haben, die stark von den Eindrücken gefärbt sind, die viele von ihnen von den russischen Truppen am Ende des Krieges erhielten. Damals kamen die Armeen kurz in Berührung, ehe der «Eiserne Vorhang» fiel. Dies war aber eine chaotische Zeit, in der die Truppen nach den langen Kämpfen müde waren und die Disziplin nachliess.

Der Eindruck der Unordnung, Liederlichkeit, Stumpfheit und Primitivität herrschte vor. Der noch grösstenteils unentwickelte Zustand der russischen Ausrüstung fiel unseren Soldaten ins Auge und nicht weniger das merkwürdige Sammelsurium von Transportfahrzeugen – Panzer und starke Lastwagen neben einspännigen Bauernwagen. Die verschwenderisch ausgerüsteten Westtruppen konnten gar nicht verstehen, wie eine

Armee sich so gut hatte schlagen können, obwohl ihr doch so viel fehlte, was sie als notwendig anzusehen gewöhnt waren. Sie konnten kaum glauben, dass so ein Heer mit ganz anderen Methoden, als ihre eigenen waren, erfolgreich sein sollte. Sie meinten, es müsste leicht sein, solch einen schlecht ausgerüsteten Haufen beiseitezufegen. Die Enttäuschung war um so grösser, als ihre eigenen Propagandaredner eine so hohe Meinung von der russischen Armee vertreten hatten.

Diese oberflächlichen Eindrücke haben die Ansichten der anglo-amerikanischen Militärs stark beeinflusst und sind zu einem guten Teile der Anlass für die ausserordentlich niedrige Einschätzung der Schlagkraft der russischen Truppen. Aber diese niedrige Meinung lässt sich kaum mit deren Leistungen im Kampfe gegen die deutsche Armee in Einklang bringen, besonders nicht mit ihren tief in Feindesland stossenden Vormärschen von 1944/45. Denn schon uns bereitete die Überwindung der Deutschen erhebliche Schwierigkeiten, trotz unserer grossen militärischen Überlegenheit auf allen Gebieten, um so mehr den Russen, die zwar den Deutschen an Mannschaftsstärke überlegen waren, aber in ihrer Bewaffnung, und erst recht in ihrer Luftwaffe, keine so starke Überlegenheit hatten wie wir. Es ist nicht ratsam, ja sogar gefährlich, die Erfolge der Russen einfach nur als das Resultat ihrer grossen Mannschaftszahlen abzutun. Die Wahrheit liegt irgendwo in der Mitte zwischen der hohen und der niedrigen Einschätzung.

Die einzigen fremden Soldaten, die mit der russischen Armee wirklich vertraut sind, sind die deutschen, die sie in vier Jahren harter Kämpfe kennengelernt haben. An sie muss man sich wenden, wenn man Material aus erster Hand haben will. Das habe ich in vielen langen Unterredungen getan, die ich seit dem Kriege mit deutschen Generalen und Frontkämpfern geführt habe. Wenn man ihre einzelnen Aussagen zusammensetzt, bekommt man ein ziemlich klares und vollständiges Bild von Ausrüstung und Taktik, Charakter und Qualität der russischen Truppen.

Beginnen wir mit der Materialfrage. Natürlich hat sich auf diesem Gebiete seit dem Kriege Verschiedenes geändert und ist weiterentwickelt worden. Aber eine genaue Kontrolle der Qualität der Waffen und der übrigen Ausrüstung zu Beginn des Krieges und des Grades ihrer Weiterentwicklung während des Krieges kann eine ganz gute Vorstellung davon vermitteln, in welchem Masse sie sich wohl nach dem Kriege weiterentwickelt haben.

Das allgemeine Urteil ist, dass die russischen Waffen fast aller Typen schon 1941 beachtlich gut waren, als die deutsche Invasion eröffnet wurde. Die russischen Gewehre waren moderner und hatten eine grössere Feuergeschwindigkeit als die deutschen. Ihre Maschinengewehre waren ebenfalls gut. Ihre Minenwerfer waren so einfach in der Konstruktion und so roh bearbeitet, dass sie aussahen, als kämen sie aus einer Dorfschmiede; aber sie waren ausserordentlich wirksam, und ihre scheinbar rohe Bearbeitung wurde weitgehend durch den Vorteil des schnelleren Herstellungstempos ausgeglichen. Das war um so mehr von Vorteil, als die Russen, so ausgezeichnet ihre Artillerie auch war, doch nicht so viel Geschütze hatten, wie erwartet worden war; als daher in den ersten Kriegsmonaten bei dem raschen Vormarsch der Deutschen ein grosser Teil davon erbeutet worden war, verwendeten die Russen grosse Mengen von Minenwerfern, die sie auf Lastwagen montierten, und schufen sich so einen Ersatz, bis durch die erweiterte Produktion von Geschützen in den neuen Fabriken der unbesetzten Gebiete dieser Mangel wieder ausgeglichen war.

Auf dem Gebiet der Panzer hatten die Russen den grössten Vorsprung. Und dieser Vorsprung war auch äusserst notwendig, da die Eindringlinge ihre Siegeshoffnungen vor allem auf die entscheidende Wirkung ihrer Panzerstreitkräfte setzten. Zum Nachteil für die Russen wirkte sich dieser technische Vorsprung zu spät aus, um den ersten Schlachten einen anderen Ausgang zu geben. Warum er sich zu spät auswirkte, ist eine bis heute ungeklärte Frage, die von grösster Bedeutung für die Ergründung der Geschehnisse von 1941 ist.

Als die deutsche Invasion im Juni jenes Jahres begann, hatten die Russen noch Panzertypen aus der Zeit des zweiten Fünfjahresplanes. Sie waren allmählich veraltet, obgleich nicht mehr veraltet als die, die die Deutschen verwendeten und die zum grössten Teil aus den Jahren 1933/37 stammten. Die Russen hatten auch mehr Panzer als die Deutschen. Aber die Rote Armee verspielte diesen zahlenmässigen Vorsprung durch zu weit auseinandergezogenen Einsatz ihrer Panzer, statt sie wie die Deutschen zu konzentrieren, und durch zu schwerfällige Operationen. Infolgedessen wurden sie von den geschickt manövrierenden deutschen Panzerdivisionen einzeln vernichtet, und die Rote Armee sah sich am Ende des Sommers ihrer Panzer zum grössten Teil beraubt.

Aber neue, während des deutschen Westfeldzuges entwickelte Typen kamen gerade in die Herstellung, nämlich der mittelschwere T 34 und der schwere KVI. Sie erwiesen sich allen Panzern, die die Deutschen hatten, als überlegen und behinderten den Feind in seiner Manövrierfähigkeit. Der T 34 wurde im Spätsommer eingesetzt, als die Deutschen die letzten Operationen vor dem Vorstoss auf Moskau beendeten. Die schon verfügbaren neuen Panzer wurden als strategische Reserven verwandt, um die Lücken, die in die Front gerissen waren, hinten abzuriegeln. Bereits 1942 wurden sie in grosser Zahl hergestellt.

An dieser Stelle müssen wir einmal einen Überblick über die Entwicklung der russischen Panzerwaffe einschalten. In den zwanziger Jahren hielten sich die Russen bei der Konstruktion ihrer ersten eigenen Panzer an französische Vorbilder, mit einigen Änderungen. Dann kauften sie mit englischer Genehmigung Vickers Modelle und entwickelten sie weiter. Der Zehntonnen-T 26 (aufgebaut auf dem Vickers Sechstonner, aber mit einem 4,5-cm-Geschütz bestückt) wurde ihr wichtigster leichter Panzer, obwohl sich seine Grenzen, besonders seine ungenügende Bewaffnung, im spanischen Bürgerkrieg zeigten. Sehr viele Panzer dieses Typs waren noch 1941 im Gebrauch.

Die Russen haben auch immer die aussichtsreichen technischen Verbesserungen aller ausländischen Modelle sofort nachgebaut, selbst wenn sie sie nicht kaufen konnten. So wurde zum Beispiel der Konstruktionsplan für den T 28, einen mittelschweren Panzer von 30 Tonnen mit einem 7,6-cm-Geschütz, den sie 1933 bauten, durch den englischen probeweise gebauten Sechzehntonner angeregt. Der schwere Tank T 35 (49 Tonnen) wurde nach dem noch älteren englischen «Independent»-Typ von 1925 konstruiert. Während das englische Heer bei seiner Geldknappheit versuchte, kleinere, billigere Panzertypen zu entwickeln, und von jedem nur einige wenige Versuchsmodelle bauen konnte, bauten die Russen grössere Panzer mit schwereren Geschützen und diese in viel grösserer Zahl.

Manche spätere Vorkriegstypen übernahmen Einzelheiten aus deutschen Konstruktionsplänen. Ehe sich Hitler über die einschränkenden Bestimmungen des Versailler Vertrages bezüglich des Baues von Panzern hinwegsetzte, hatte die Sowjetregierung den Deutschen die Möglichkeit gegeben, in Russland Panzerversuchszentren, nämlich in Kasan und Woronesch, zu errichten. Das erwies sich nicht als sehr vorteilhaft für die Deutschen, weil die Modelle, die sie in Russland entwickelten, wie die der Russen selber, nicht für Befehlsübertragung durch Funk auf dem Schlachtfeld eingerichtet waren. Nach Guderian wurde der erste leichte Standardpanzer, der Panzer I, seit 1932 in Deutschland selbst entwickelt und dem englischen Carden-Loyd nachgebaut. Die Russen zogen mehr Vorteile aus dem gegenseitigen Abkommen. Sie übernahmen nicht nur einige nützliche Ideen, sondern konnten auch die neuesten deutschen Flugzeugmotoren, die sie zu Panzermotoren umbauten, kaufen. Dadurch konnten sie ihre Panzer vergrössern und ein grösseres Geschütz aufmontieren, ohne die Geschwindigkeit zu beeinträchtigen.

Die Erfahrungen im finnischen Krieg jedoch zeigten ihnen, dass die Panzerung ihrer Kampfwagen nicht ausreichend war, womit sich nur eine frühere Erfahrung aus dem spanische

Bürgerkrieg, die missachtet worden war, bestätigte. Sie bemühten sich sofort, die Panzerung bei den schon bestehenden Wagen zu verstärken, besonders beim T 28, was allerdings auf Kosten seiner Beweglichkeit und Kampfkraft ging. Aber die Zeit vor dem deutschen Einmarsch erwies sich als zu kurz, um wirklich neue Typen in die Serienherstellung zu bringen. Deshalb hatten die Russen im Juni 1941 im Wesentlichen nur eine Panzerwaffe aus dünngepanzerten T 26 und leichteren mittelschweren BT, verstärkt durch den T 28. Dieser wurde gerade durch den neuen 43 Tonnen schweren KVI ersetzt, der eine Anzahl von deutschen Erfindungen in seiner Konstruktion vereinigte und doppelt so schwer war wie der Panzer III und der Panzer IV, die schwersten von den Deutschen eingesetzten Panzer. Als er aber dann in den Kampf kam, büsste er seinen Vorsprung durch seine Schwerfälligkeit und durch verschiedene mechanische Fehler, die behoben werden mussten, wieder ein. Viel grösser war der Erfolg des T 34. Dieser Panzer gab dann den Ausschlag.

Der T 34 geht auf eine amerikanische Erfindung zurück. Ein Privatmann, der Ingenieur Walter Christie, hatte dort Anfang der dreissiger Jahre einen äusserst schnellen Panzer neuer Bauart entwickelt, der sich recht vielversprechend anliess. Die Russen kauften ein Modell davon auf, verbesserten es, und das Ergebnis war ein mittelschwerer Panzer, der BT, den sie bis 1936 in Mengen herstellten und der das Rückgrat ihrer Panzerwaffe darstellte. Er war weit zuverlässiger als sein übernommenes Vorbild, aber seine Panzerung war dünn, und diese Tatsache kam den Russen in den Kämpfen von 1941 teuer zu stehen. Aus diesem Modell entwickelten sie jedoch den T 34, der eine dickere Panzerung (52 mm), ein schwereres Geschütz (76 mm) und eine grössere Geschwindigkeit (34 km/std) besass als jeder der damals bekannten deutschen oder sonstigen Panzer in der Welt. Weitere Vorteile dieses 28-Tonnners waren seine niedere Bauart und seine ausserordentlich breiten Raupen. Die russischen Panzer waren für russisches Gelände bestimmt – Sandboden, der sich nach Regen

oft in tiefen Schlamm verwandelt – und das war für die Russen von besonderem Vorteil.

Während des Jahres 1942 wurde die Produktion des T 34 beständig gesteigert, trotz der Verwirrung, die der wiederbegonnene deutsche Vormarsch verursachte. Sogar während der monatelangen Schlacht um Stalingrad brachte eine Panzerfabrik dort täglich zehn bis fünfzehn T 34 heraus. Die Belagerer, die in grosser Entfernung von ihren Stützpunkten und etwa 3'200 Kilometer von ihren Produktionsstätten operieren mussten, konnten den durch die fortwährenden Panzerschlachten entstehenden Ausfall ihrerseits nicht ausgleichen. Ihre mittelschweren 20-Tonner mit 32 km/std Geschwindigkeit, der Panzer III und IV, fielen gegenüber den russischen ab – wie die deutschen Generale mit Bedauern zugaben. Das hatte in einem kritischen Zeitpunkt schlimme Folgen für den Kampfegeist der deutschen Truppen.

1943 war in Deutschland der Bau des 60 Tonnen schweren «Tigers» angelaufen, mit seiner 100 mm starken Bugpanzerung und seinem feuerstarken 8,8-cm-Geschütz. Dieser Panzer kostete schwere Opfer unter den leichter bestückten und gepanzerten britischen und amerikanischen Panzern im Berggelände von Sizilien, in Italien und in der Normandie. Aber in den weiten Ebenen Russlands konnte der verhältnismässig langsame Tiger gegen den flinken T 34 nicht an. Die deutschen Besatzungen selbst nannten ihren Tiger im Scherz den «Möbelwagen».

1944 führten die Russen ihren neuen schweren Panzer ins Feld, den aus dem KV entwickelten Stalinpanzer. Dieser hatte eine 12,2-cm-Bestückung und eine Bugpanzerung von 15 cm, war aber niedriger gebaut und bot darum dem deutschen Tiger ein kleineres Ziel. Nur durch ihre geschickte Taktik konnten sich die Deutschen der überlegenen Stalinpanzer erwehren. Ausserdem wurden die russischen Panzer in grossen Mengen hergestellt, während die deutsche Produktion an den verbesserten schweren Typen, dem «Panther» und dem «Königstiger», verhältnismässig gering war, was zum Teil auch auf

die Auswirkungen der angio-amerikanischen Luftangriffe zurückzuführen war.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Rote Armee über ein ganzes Jahrzehnt hinweg ihre Fähigkeit bewiesen hat, mit anderen Armeen Schritt zu halten oder sogar noch einen kleinen Vorsprung zu gewinnen. Die Geschichte des «Panzerwettlaufs» lohnt eine genaue Darstellung, die als Warnung dienen könnte, denn sie zeigt, wie die Russen sich auf den Ausbau der Waffe konzentrierten, die den Ausschlag gab, obwohl sie gleichzeitig noch sorgfältig entwickelte und zuverlässig arbeitende Waffen anderer Art herausbrachten. Ihre eigentliche Stärke scheint in der Entwicklung «kinderleicht» zu bedienender Waffen zu liegen. Daraus lässt sich wohl auf ein besonderes Bedürfnis nach solchen Waffen von ihrer Seite schliessen, das vielleicht seinen Grund in der geringen Vorbildung der russischen Soldaten hat; aber sie haben damit zugleich ein gewisses Plus, wenn die Kriegsverhältnisse sich zu schweren Kraftproben entwickeln.

Seit dem Kriege haben sie sich noch dazu die Erfahrung deutscher Techniker zu eigen machen können und die Kenntnis der vielen neuen Waffen und vervollkommenen Typen, die in Deutschland entwickelt worden waren. So wird man klugerweise damit rechnen, dass die Russen ihr früheres Tempo in der Entwicklung neuer Waffen zumindest beibehalten haben.

Das hat sich bereits in der Flugwaffe gezeigt – dem Gebiet, wo sich die Geheimhaltung am schwierigsten durchführen lässt. Im Kriege hat die Rote Luftwaffe keine solchen Schläge wie die Panzerwaffe geführt – wenn sie auch gewiss nicht zu verachten waren. Sie hat sich auf die enge Unterstützung der Bodentruppen besonders im Tiefflug beschränkt, unter Verzicht auf schwierigere Unternehmungen, die sich über weitere Räume erstreckten. In dieser begrenzten Aufgabe waren die Russen ganz erfolgreich, wenn sie auch westlichen Anforderungen nicht entsprachen. Ihre Yak-Jäger, Lavotchkin-Jagdbomber und ihre mit Doppelmotoren ausgerüsteten Tupolew-

Bomber (TU 2) machten ihre Sache gut. Beobachter im Westen sind nur allzu schnell geneigt, die augenfälligen Schwächen – technischer und einsatzmässiger Art – der Roten Luftwaffe zum Massstab ihrer Bewertung zu machen, da, wo diese über die Grenzen der Aufgaben hinausging, für die sie eigentlich vorgesehen war. In navigatorischer Hinsicht leistet sie nicht viel; ihre Methoden auf diesem Gebiet sind primitiv. Ihr fehlen die Instrumente zum Blindflug und zur Radarsteuerung. Die Mannschaften aber legen oft ein natürliches Können an den Tag und einen schrankenlosen Wagemut.

Das Ausmass der Produktion seit dem Kriege übertrifft das aller anderen Länder. Allerdings handelt es sich dabei meist um leichte Typen zum Zusammenwirken mit Bodentruppen oder zu Übungszwecken. Die Massenerzeugung dieser Typen wird durch die einfache Bauart erleichtert; die Mehrzahl hat noch hölzerne Rahmen. Ein grosses Hindernis aber bildet noch der Motorenbau, der im Vergleich mit westlichen Errungenschaften veraltet ist. Das ist ein Grund dafür, warum die Russen sich eifrig auf den Düsenantrieb gestürzt haben. Ihrem Fortschritt auf diesem neuen Gebiet kam die Tatsache zustatten, dass sie eine beträchtliche Anzahl von Rolls-Royce Nene und anderen Düsenmaschinen aufgekauft hatten, bevor solche Abmachungen der Kontrolle unterworfen wurden. Seitdem sind von ausländischen Beobachtern viele neue Maschinen mit Düsenantrieb gesehen worden, und eine wurde sogar auf eine Geschwindigkeit von weit über 950 km/std geschätzt. Da diese Geschwindigkeit von Jägern und Jagdbombern mit Düsenantrieb für ein Zusammenwirken mit Bodentruppen zu gross ist, ist die Annahme berechtigt, dass die Russen ihre Bemühungen jetzt auf das Problem der Abwehr von Atombombern richten. Es hat auch eine bedeutsame Entwicklung neuer Langstreckenbomber von der Art der B 29 oder Superfestung stattgefunden; auch ein viel versprechender viermotoriger Düsenbomber ist aufgetaucht. All das lässt auf ein erhöhtes Interesse am strategischen Luftkrieg von Seiten Russlands schliessen.

Ebenso könnte der Bau von Lufttransportern mit grossem Aktionsradius auf geplante Luftlandeunternehmen hindeuten. Es ist eines der Rätsel des vergangenen Krieges, warum die Russen als Pioniere auf dem Gebiete der Fallschirmtruppen deren Einsatz während des Krieges nie versucht haben – im Gegensatz zu den Ländern des Westens, die auf diesem neuen Gebiet zunächst noch zurück waren. Aber wenn die Russen auch eine allen anderen Ländern überlegene Zahl ausgebildeter Fallschirmspringer besaßen, so fehlte es ihnen doch an Transportmaschinen; auch in der Navigationstechnik waren sie noch zurück. Hier liegen zwei offensichtliche Gründe – neben möglichen anderen – für diese leere Seite im Buch der russischen Kriegsgeschichte. Es ist aber kaum anzunehmen, dass die russischen Strategen beim Studium der Probleme eines zukünftigen, dann weiter westlich einsetzenden Kampfes, veräußert haben sollten, die Einsatzmöglichkeit einer starken Luftlandetruppe als «Büchsenöffner» zu erkennen, für den Fall, dass sie im geeigneten Zeitpunkt die Offensive ergreifen. Die eindeutigste Lehre des vergangenen Krieges lautet, dass Hitlers Vormarsch, der der endgültigen Eroberung des Westens so nahe kam, an zwei Felsen scheiterte – einmal an seiner Unfähigkeit und mangelnden Bereitschaft, Landtruppen übers Meer auf die britischen Inseln zu werfen, und zum anderen an der Tatsache, dass er die felsigen Schlüsselstellungen im Mittelmeer unbesetzt liess.

Die Rote Luftwaffe ist bisher eine weniger eindrucksvolle Streitmacht gewesen als die Rote Armee, aber die Rote Flotte war der an Wirkung weitaus unbedeutendste Teil der russischen Streitkräfte – nicht anders als es in zaristischen Zeiten der Fall war. Im Verlauf des vergangenen Krieges gelang ihr nicht einmal die Beherrschung des Schwarzen Meeres, geschweige denn der Ostsee. Sie zählt drei Schlachtschiffe, etwa neun Kreuzer und vielleicht sechzig Zerstörer, doch das meiste davon ist veraltet. Sie hat vor kurzem ihre ersten beiden Flugzeugträger gebaut, 22 000-Tonnen-Schiffe für sechzig Flugzeuge. Ihre Hauptstärke liegt in der U-Boot-Waffe, die mit

schätzungsweise insgesamt 250 Booten die grösste der Welt ist. Diese Zahlen vermitteln jedoch ein falsches Bild, da der grösste Teil davon veraltet ist.

Man muss sich jedoch auf bedeutsame Entwicklungen auf diesem Gebiet gefasst machen, da die Russen jetzt über eine Anzahl der neuesten deutschen U-Boote, sowie über Bootsteile zum Bau einer weiteren Anzahl verfügen und auch über die dazugehörigen Fachkräfte. Eine starke U-Boot-Waffe dieser Art – die nicht aufzutauchen braucht und Geschwindigkeit mit einem äusserst weiten Aktionsradius verbindet – könnte im nächsten Krieg von grosser Wirkung sein, besonders im Falle eines neuen engeren Blockadenetzes um England und als unsichtbarer «Eiserner Vorhang» zur Unterbindung von Nachschub und Truppentransporten von Amerika nach Europa.

Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, tauchfähige Truppentransporter zu entwickeln. Diese könnten einen epochemachenden Beitrag zu der Lösung des Problems bedeuten, wie eine Invasion auf dem Seeweg von einer Landmacht durchgeführt werden kann, die keine Seeherrschaft besitzt, besonders wenn es sich dabei um die Invasion eines verhältnismässig kleinen Landzieles handelt. Es ist dies ein Problem, um dessen Lösung sich ein weitsichtiger operativer Führungsstab einer Macht mit grossem Potential schon lange bemüht haben würde. «Auf dem Luftweg» stellt die eine Möglichkeit der Lösung dar, «unter Wasser» die andere. Die letztere mag als die fernerliegende erscheinen – angesichts der technischen Schwierigkeiten, die sich besonders für ein in amphibischen Unternehmungen unerfahrenes Land ergeben.

Klugerweise sollte man die Möglichkeit, dass die Russen sich auf grossangelegtere Unternehmungen als im vergangenen Krieg einlassen, nicht von der Hand weisen; andererseits aber leuchtet der Gedanke ein, dass der Mangel an praktischen Kriegserfahrungen in noch ungewohnten Methoden die mögliche Bedrohung verringern kann.

Nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge beruht Russlands

Macht in der Hauptsache auf seiner Armee, und hier wieder besonders auf seiner Panzerwaffe. Sie ist Russlands Stosskeil.

Die Panzerwaffe ist eine furchtbare Waffe, und jede Unterschätzung dieser Bedrohung wäre eine Torheit. Daneben freilich hat sie ihre Grenzen, die man bei einer Berechnung ihrer Stärke mit in Betracht ziehen sollte. Die russische Panzerwaffe – wenn sie auch der beste Teil innerhalb der gesamten russischen Kriegsmacht ist – hat sich als nicht so schlagkräftig erwiesen, wie es die potentielle Überlegenheit ihrer Panzer vermuten liess. Das war teils auf technische, teils auf taktische Begrenztheiten zurückzuführen.

Diese Tatsache ist einer Untersuchung wert, da an ihr das seltsame Doppelgesicht der russischen Streitmacht überhaupt sichtbar wird – jenes Nebeneinander von Gegensätzen, das den einen Beobachter zu dem voreiligen Schluss verleitet, dass sie gar nichts taue und den anderen zu dem Urteil, dass sie über alles Mass hinaus leistungsfähig sei. Bei dem einen ist der Blick von den offensichtlichen Mängeln und Unzulänglichkeiten getrübt, so dass er die ausgezeichnete Qualität der grundlegenden Elemente übersieht. Der andere ist so beeindruckt von diesen grundlegenden Elementen, dass er die Grenzen der Wirksamkeit der russischen Armee nicht erkennt.

Beide Gesichtspunkte ergeben sich bei der Untersuchung der russischen Panzerwaffe. Die Fahrzeuge waren innen und aussen unfertig – sie waren noch nicht einmal gespritzt. Ihre Bauart liess auf wenig Sinn für die bequeme Unterbringung der Mannschaft schliessen. Ihnen gingen die feinere Ausführung und die Instrumente ab, die die westlichen Panzersachverständigen zum Fahren, Feuern und zur Beherrschung des Fahrzeugs für notwendig erachteten. Bis 1943 hatten nur die Führerfahrzeuge Funkeinrichtung.

Andererseits war aber ihre Panzerung in Form und Dicke brauchbar, und sie verfügten über feuerstarke Geschütze, grosse Geschwindigkeit und Zuverlässigkeit, was die vier wesentlichsten Erfordernisse sind. Die Bequemlichkeit der

Mannschaft war von geringerer Bedeutung, um so mehr, als die russischen Soldaten zäher sind wie alle anderen. Rücksicht auf eine gewisse Bequemlichkeit und das Verlangen nach einer grösseren Zahl von Instrumenten erhöhen das Gewicht und komplizieren den Herstellungsgang. Ein solches Verlangen hat wiederholt die Entwicklung englischer und amerikanischer Panzer verzögert und ihre Leistung beeinträchtigt. Das gleiche traf für die Deutschen zu, deren Produktion an dem Streben nach möglicher technischer Vollendung krankte. Die Grundzüge, an die sich die Russen bei ihrem Motorisierungsprogramm hielten, sind klar erkennbar. Sie liessen sich von vielen ausländischen Panzertypen anregen und holten sich an Einzelheiten heraus, was sie zum Einbauen in ihre eigenen Panzer für brauchbar hielten. Das Ergebnis solcher Verschmelzung entwickelten sie dann nach eigenen Gesichtspunkten. Sie konzentrierten sich auf die serienweise Herstellung von nur ein oder zwei Typen, wobei es ihnen auf einfachste Bauart ankam. Diese Tatsache erwies sich als sehr nützlich für eine rasche Massenerzeugung. 1942 verfügten die russischen Panzerkorps meist nur über zwei Typen von Fahrzeugen, den Panzer T 34 und den Ford-LKW, während es in deutschen Panzerdivisionen ein Dutzend verschiedener gepanzelter und zwanzig nichtgepanzerte Fahrzeugtypen gab – eine grosse Erschwerung der Reparatur- und Ersatzteilfrage.

So scheint der Vorteil in der Politik zu liegen, die die Russen bei der Entwicklung ihrer Panzerwaffe befolgten. Sie brachte aber auch Nachteile mit sich, die die grundsätzliche Überlegenheit ihrer Panzer herabminderte. Wenn auch die Mannschaften grösseren Strapazen mehr gewachsen waren als die Bewohner des Westens, so waren sie trotz dieser Zähigkeit doch im Einsatz behindert, wenn sie in einem Panzer sassen, dessen Innenraum zu beengt war. Die Minderwertigkeit ihrer optischen Instrumente verminderte die Treffsicherheit, wenn sie das Feuer eröffneten. Das Fehlen anderer Geräte behinderte ihre Beweglichkeit. Solange nicht alle Panzer Funkausrüstung hatten, konnten die kleineren Verbände nicht rasch manö-

vrieren und gingen so oft des Vorteils verlustig, den ihnen die Schnelligkeit ihrer Panzer bot.

Die westlichen Armeen verlieren leicht an Beweglichkeit und Wendigkeit durch das Übermass ihrer technischen Ausrüstung, die Vielfalt besonderer Geräte und eine ausgeklügelte Organisation – sie werden beeinträchtigt durch zu viele Hilfsmittel, die Russen aber werden leicht in ihrer Aktionsfähigkeit beschränkt, weil sie davon zu wenige haben. Ein Übermass an Kompliziertheit und ein Übermass an Einfachheit führen beide zu Unbeweglichkeit, wenn auch auf entgegengesetzte Weise.

Der Charakter der Roten Armee

Die Rote Armee ist eine Verkörperung von Gegensätzen. Ihr sonderbares Nebeneinander von Altem und Neuem, von wissenschaftlicher Methode und primitiver Gewohnheit, von Starrheit und Beweglichkeit tritt im Taktischen eher noch stärker hervor als im Materiellen. Das ist nur natürlich – denn Maschinen sind ein menschliches Produkt und werden von Menschen gehandhabt. Die augenscheinlichen Widersprüche, vor denen gelegentliche Beobachter kopfschüttelnd stehen und die sie zu stark unterschiedlichen Ergebnissen führen, werden verständlicher und sind eher miteinander zu vereinbaren, wenn man sie im Hinblick auf die Entwicklung der Roten Armee betrachtet.

Deutsche Soldaten sind im Westen die einzigen, die mit der Roten Armee im Einsatz in Berührung gekommen sind, ja, die sie eingehend beobachtet haben – und sie haben sie während aufeinanderfolgender Entwicklungsstufen und in der härtesten Zerreißprobe gesehen. Aus ihren Berichten gehen zwei wesentliche Punkte hervor. Die Rote Armee besteht eigentlich aus zwei Armeen – einer «Armee der Qualität» innerhalb einer «Armee der Quantität»; und wenn auch die erste von seltsam unterschiedlichem Wert ist, so hat sie sich doch viel rascher entwickelt als die sie umschliessende Masse.

Der zweite Punkt ist der, dass jedes Urteil über die Rote Armee seinen Datumsstempel tragen muss, so wie wir einen Wein an seinem Jahrgang erkennen. Ein Kenner der blossen Probe «Rote Armee 1941» kann ein ganz falsches Bild der «Roten Armee 1943» vermitteln, und so fort. Während die jahrgangweisen Unterschiede seit Kriegsende weniger stark

hervortreten dürften, lässt sich wiederum nicht mit Sicherheit annehmen, dass die derzeitige Qualität die gleiche wie 1945 ist. Doch kann die Kenntnis gewisser grundlegender Entwicklungsrichtungen ein Schlüssel zu der Frage sein, ob sie sich möglicherweise vervollkommen habe oder nicht.

Eine Untersuchung ihres kriegerischen Wertes setzt natürlicherweise bei der Führung ein. Als ich Generalfeldmarschall von Rundstedt nach den fähigsten Generalen auf der anderen Seite fragte, lautete sein bündiges Urteil: «1941 taugte keiner was.» Rundstedts Hauptgegner an der Südfront war der berühmte Kavallerieoffizier Marschall Budjenny, einer der sagenumwobenen Helden des Bürgerkrieges. Rundstedt erklärte, die treffendste Charakterisierung stamme von einem gefangenen russischen Offizier, der aussagte: «Er ist ein Mann mit ungeheurem Schnurrbart, aber sehr kleinem Gehirn.» Budjenny war ein gewichtiges Mitglied des «Kriegsgerichtes» zur Aburteilung der 1937 wegen Hochverrats verhafteten Generale gewesen, und es leuchtet ein, dass dieser *politische* Reinigungsprozess grossen Stiles sich recht negativ auf die Kampfkraft der Roten Armee auswirkte. Die Invasion von 1941 führte die Unfähigkeit aller Dienst- und Kommandostellen vor Augen.

Doch die nun folgende *militärische* Säuberung zeitigte bessere Ergebnisse, indem sie begabten Führern, die sich in dem realistischeren «Kriegsprozess» bewähren konnten, das Feld frei gab. Die Verknüpfung von praktischer Bewährungsprobe und weiterem Betätigungsfeld hatte einen merklichen Umschwung zur Folge. Seit etwa 1942 nahm die Qualität der Führung zu und steigerte sich im Verlauf des Krieges Jahr um Jahr.

Alle deutschen Generale, mit denen ich sprach, gaben ihrer Hochachtung vor dem Können des Marschalls Schukow Ausdruck, den sie für hervorragend hielten. Gleich nach ihm nannten sie Marschall Konjew, den sie als klugen Taktiker lobten, wenn sie ihn auch nicht mit Schukow auf eine Stufe stellten. Ihrer Ansicht nach hatten eine ganze Anzahl von anderen

hohen Befehlshabern die Kunst des Operierens mit zahlenmässig starken Kräften gelernt, doch nahm der Anteil tüchtiger Führer in den niederen Kommandostufen der Operationsleitung ab, wo der eigenen Entschlusskraft weniger Raum gegeben war.

Im Grossen und Ganzen liefen die Urteile darauf hinaus, dass Spitze und Fuss der russischen Führungsleiter am stärksten entwickelt waren, während die Mitte brüchig war. Auf den obersten Stufen standen Männer, die sich als so tüchtig erwiesen hatten, dass man ihnen ein eigenes Urteil zugestand; sie konnten ungestraft auf ihrer Handhabung der Dinge beharren. Die unteren Stufen waren mit jungen Offizieren besetzt, die innerhalb ihres beschränkten Betätigungsfeldes mehr und mehr einen guten Sinn für taktische Dinge entwickelten, da der Unfähigkeit da, wo die rauhe Wirklichkeit feindlicher Kugeln und Granaten herrschte, sehr bald ausfiel. Aber die Führer in den zwischengeschalteten Dienststellen waren mehr noch als in den meisten Heeren von anderen Faktoren beeinflusst. Die Befehle und Urteile ihrer Vorgesetzten gaben mehr Anlass zu Befürchtung als der Feind.

Taktisch gesehen waren die besten Truppen die sogenannten Panzerkorps – hier lag das geistige Niveau der Offiziere und Mannschaften weit über dem Durchschnitt. Ich sage «die sogenannten», weil das eigentliche Panzerelement dabei in Wirklichkeit nur einen kleinen Teil ausmachte – sie verfügten über rund 200 Panzer und keine gepanzerten Fahrzeuge anderer Art. Die Zusammensetzung dieser Korps war verschieden – hierin zeigten die Russen ausgesprochene Anpassungsfähigkeit –, belief sich aber im Durchschnitt auf etwa drei Panzerbrigaden und eine motorisierte Schützenbrigade. Es bestanden auch «motorisierte» Korps von gewöhnlich einer Panzerbrigade und drei motorisierten Schützenbrigaden, deren jeder eine Panzerabteilung beigegeben war.

Die Bataillone waren nach westlichen Massstäben gemessen klein, und deutsche Offiziere haben mir gegenüber erklärt, dass die Russen gerade durch solche handlicheren Einheiten

viel an taktischer Wirkung gewannen. Das Korps selbst war nur wenig grösser als eine Division bei uns. Auch kannten solche Panzerkorps keine zwischengeschalteten Divisionsstäbe; durch das Herausnehmen dieses Sondergliedes in der Befehlskette und durch die unmittelbare Unterstellung von ganzen sechs Brigaden unter den Korpskommandeur wurde Zeit gespart und Beweglichkeit erzielt (siehe Kapitel XX).

Das russische Oberkommando stellte diese Panzerkorps nur selten unter den Befehl der gewöhnlichen Armeen, sondern fasste zwei bis sechs davon zu sogenannten «Panzerarmeen» zusammen und hielt sie für besondere Schläge in Reserve. Das war klüger gehandelt als unser normales Verfahren der Unterstellung von Panzerdivisionen unter einen Infanterieoffizier mit seinem möglichen «Fussgängerhorizont» und seiner Gewöhnung an den traditionellen Zeitlupenkrieg. Die Russen stellten wohlweislich ihre «Armee der Qualität» in keiner Weise besonders heraus, sorgten aber dafür, dass sie als solche behandelt wurde.

Wenn die Front nach einem der grossen periodischen Vorstösse der Russen wieder zum Stehen kam, wurden diese «Panzerarmeen» in die Reserve zurückgezogen. Dann dauerte es gewöhnlich mehrere Monate, bis die Russen ihre Nachrichtenverbindungen geflickt und den Nachschub organisiert und ausgedehnte Munitionsvorräte gestapelt hatten, und so wieder zur Offensive bereit waren. Das Aufreissen der neuen gegnerischen Verteidigungslinie wurde den gewöhnlichen Infanteriearmeen überlassen, zu deren Unterstützung besondere Artillerieverstärkung sowie Panzerkräfte aus den allgemeinen Reserven der höheren Führung herangezogen wurden.

Aus einem mir gegebenen genauen Bericht einer typischen russischen Offensive im späteren Verlauf des Krieges ging die Art und Weise des Angriffs klar hervor. Der Angriff wurde von drei Armeen von etwa dreissig Infanteriedivisionen auf einem nur vierzig Kilometer breiten Frontabschnitt vorgebracht – ähnliche Angriffe erfolgten gleichzeitig an anderen Abschnitten der gesamten Front. Eine Panzerarmee lag in-

zwischen hinten in Bereitschaft. Ihre Spitzen standen zwanzig Kilometer hinter der Front.

Dem Infanteriesturm ging ein zweistündiges Artilleriefeuer aus einigen zwölfhundert Rohren voraus, und dann stiess die Infanterie vor und frass sich langsam in die deutsche Verteidigungsstellung hinein. Nach der Heranführung frischer Divisionen wurde die Stellung am dritten Tage durchbrochen. Die Panzerarmee setzte sich unmittelbar vor dem eigentlichen Durchbruch in Marsch, vervollständigte ihn und stiess dann mit grösstmöglicher Geschwindigkeit «in die Tiefe» des vor ihr liegenden offenen Raumes vor. Ähnliche Durchbrüche waren an anderen Abschnitten erfolgt, und so rollte die lose Kette verheerender Panzerarmeen fast 500 Kilometer vorwärts und überrannte dabei eine Reihe rückwärtiger Stellungen, in denen die Deutschen Widerstand zu leisten versuchten, ehe die Flut zum Stehen gebracht wurde.

Bei diesen nach Plan und Ausführung rammbockartigen Durchbruchsversuchen erlitten die Sturmtruppen der russischen Infanterie gewöhnlich schwere Verluste. Es kam oft vor, dass Angriffswelle auf Angriffswelle im Feuer des Verteidigers zusammenbrach. Andererseits bewiesen die kleinen Infanterieeinheiten List und Können im «Einsickern» in die Linien auch dann, wenn sich der Sturm als solcher totgelaufen hatte. Damit machten sie den Misserfolg wieder gut und verkehrten ihn ins Gegenteil. Mit schlauem Instinkt wählten jüngere Führer zum Heranarbeiten oft ein Gelände, wie etwa Moor, über das ein Vorgehen ausgeschlossen schien. Wenn so am Abend eine Handvoll Leute durchsickerte, schwoll ihre Zahl mitunter dann am hellen Tag auf 1'000 oder mehr an – und diese Bedrohung machte die Deutschen nervös.

Auch die russische Panzertaktik legte eine Mischung von überkommener Starrheit und unbekümmertem Einfallsreichtum an den Tag. 1941 hatten die Russen ihre schnellen Panzer in den Dienst der Infanterie gestellt – der gleiche Fehler, den die Franzosen in hohem Masse 1940 begangen hatten. Doch selbst noch zu einer Zeit, als sie die Zusammenballung ihrer

Panzer zu ganzen Korps und deren operativen Einsatz gelernt hatten, fielen sie beim Angriff auf eine feindliche Stellung in die Methode der «tröpfchenweisen» Verwendung zurück.

Ihre Panzertaktik war nach «Schema F» ausgerichtet, wobei jede Bewegung sorgfältig im Voraus geplant war. Vor einem Angriff erhielten die unteren Befehlshaber Karten, auf denen ihre Marschstrecken und -ziele mit bunten Strichen eingezeichnet waren. Eine so überaus ins Einzelne gehende Planung lässt auf keine hohe Intelligenz von Seiten der Ausführenden schliessen, noch auf ein Vorgehen, das dem Einzelnen viel an Beurteilung und Handlungsfreiheit übrig liess.

Ihre Angriffe liefen im Grossen und Ganzen nach dem Schema des ersten Weltkrieges ab – gewissermassen in «Schienen» – mit einem dichten Aufeinander von Panzern und Infanterieunterstützung. Eine lange Kette zusammengewürfelter Trupps trug den Angriff vor, wobei jeweils eine Panzerkompanie die Führung einer Infanteriekompanie übernahm. Die russischen Kompanien waren zahlenmässig klein, zehn Panzer oder achtzig Infanteristen, was ein gewisses Mass an Beweglichkeit im Gelände gestattete. War die feindliche Stellung einmal durchbrochen, so sammelten sich die Panzer und setzten ihren Vormarsch im grossen Verbände bis zur nächsten Verteidigungsstellung fort. Mit zunehmender Erfahrung lernten die russischen Panzereinheiten, während dieser dazwischengeschalteten Kriegshandlungen in Massen zu operieren, aber ihre Angriffsmethoden blieben schablonenhafter als in anderen Heeren.

Ihre taktischen Grenzen traten durch ihre einfache Ausrüstung noch mehr hervor. Die motorisierten Einheiten verfügten nur über zwei Arten von Beförderungsmitteln, den Panzer und den LKW-weder über Aufklärungsfahrzeuge, PKW's noch Motorräder (Kräder, Krafträder). Wollten sie eine geschriebene Meldung oder einen Befehl durchgeben, so hatte das mit einem Panzer zu geschehen – und das war um so häufiger der Fall, als ihre Gewohnheit, sehr ins Einzelne gehende Anweisungen zu erteilen, keine Funkverbindungen vertrug. Gegen Ende des

Krieges standen jedoch genügend amerikanische Jeeps zur Verfügung, so dass jeder Panzerabteilung eine Anzahl davon zugeteilt werden konnte.

Die rasche Unterstützung von Panzern durch Infanterie und das bewegliche Zusammenspiel zwischen beiden war durch das Fehlen aller gepanzerten Transportmittel oder anderer geländegängiger Fahrzeuge beeinträchtigt. Da hiess es so lange warten, bis Infanteriebrigaden oder -divisionen in LKW's herangebracht werden konnten – und die blieben unter Umständen weit hinten stecken, wenn sich die sandigen Strassen in Schlamm verwandelten. Die Russen schlossen die Lücke aber zum Teil, indem sie Infanteristen auf die Panzer setzten und nach vorn brachten, bis sie das feindliche Feuer zum Absitzen zwang. Dies war typisch für die Art der Russen zu improvisieren und so mit ihren Schwierigkeiten fertig zu werden.

Das Gros der Armee war noch viel mangelhafter ausgerüstet. Sogar die Masse der amerikanischen Lieferungen leistete nur einen geringen Beitrag zur Füllung der LKW-Lücke; der grösste Teil davon wurde zur Beförderung der infanteristischen Formationen der Panzerkorps benötigt oder für die rückwärtigen Frontstellen. Die gewöhnliche Infanteriedivision musste sich recht und schlecht mit einer behelfsmässigen Zusammenstellung von Pferdefahrzeugen begnügen – und auch die standen nur in beschränkter Masse zur Verfügung.

Was das bedeutete, wurde mir von General von Manteuffel lebhaft geschildert, der selbst viele Panzervorstösse bis hinter die russischen Linien geleitet hat. «Der Vormarsch einer russischen Armee ist etwas, was sich Bewohner der westlichen Welt gar nicht vorstellen können. Hinter den Panzerspitzen walzt ein unabsehbarer Haufen vorwärts, weitgehend beritten. Der Soldat trägt einen Sack mit trockenen Brotrinden und rohem Gemüse auf dem Rücken, das er sich unterwegs von den Feldern und aus den Dörfern zusammenholt. Die Pferde fressen das Stroh von den Dächern der Häuser – sie kriegen wenig mehr. Die Russen sind gewohnt, beim Vormarsch bis zu drei Wochen auf diese primitive Weise auszuhalten. Man kann sie

nicht wie eine gewöhnliche Armee durch eine Unterbrechung ihrer Verbindungslinien aufhalten, denn man findet nur selten eine Nachschubkolonne zum Zuschlagen.»

Taktisch standen die gewöhnlichen Divisionen auf keiner sonderlichen Höhe, ja sie waren in vielen Fällen ziemlich minderwertig. Ihre Führung von Seiten der Kommandeure war oft ungeschickt und arm an Einfällen, dabei ohne Rücksicht auf Verluste. Das Urteil ihrer Gegner ging aus der Erklärung hervor, die mir einer der deutschen Armeekommandeure gab: «Die Russen waren in der Methode ihrer Offensiven immer sehr stur und wiederholten ihre Angriffe unaufhörlich. Dies ist auf die ständige Angst ihrer Offiziere zurückzuführen, als waschlappig dazustehen, falls sie ihre Angriffe abbrechen.» Die Deutschen haben viele Male Funkprüche mitangehört, in denen Führern die strengsten Strafen angedroht wurden, falls sie zögerten, ihre Truppen erneut in den Angriff zu werfen – und die Truppen wiederum wurden unter der Drohung vorgetrieben, sie würden im Falle des Nachgebens von hinten erschossen werden.

Solche sturen Angriffe führten viel häufiger zu Misserfolgen als zum Gelingen, während sich die Gefallenen – zu Millionen türmten. Aber sie hatten auf den Gegner eine psychologische Wirkung, auch wo sie fehlschlügen. Sie gaben ihm das Gefühl, es würden weitere Wellen heranrollen, ganz gleich, wie viele er davon zusammenschoss. Das «machte ihn fertig». Es machte ihn empfindlicher für die Flankenbedrohungen, die sich immer dann ergaben, wenn die russischen Panzerspitzen eine schwache Stelle in seiner auseinandergezogenen Front durchstießen.

Es wäre aber ein Fehler, die Triebfeder für die erstaunliche Widerstandskraft und die Gleichgültigkeit des Russen gegenüber Verlusten in der Angst zu sehen. Daneben lebte der Fanatismus für die kommunistische Idee, die in sowjetischer Schulung einer tief wurzelnden Vaterlandsliebe aufgepfropft worden war. Und darüber hinaus herrschte ein Fatalismus, wie er dem slawisch-asiatischen Wesen des Volkes eigen ist,

der aber durch die neue Verbindung eines mechanistischen Zeitalters mit einer deterministischen Lebensanschauung eine mehr automatenhafte Wirkung bekommen hat.

Beim Angriff russischer Truppen konnte oft ein unerwarteter Gegenstoss sie zurückschlagen – dann war ihre Sicherheit erschüttert, und sie wurden aus dem Gleichgewicht geworfen. Aber wenn sie in Verteidigung lagen, waren sie nur schwer zu beeindrucken. Damit vermindern sich die Aussichten, sie durch Luftangriffe oder eine Bedrohung ihrer Flanken aus ihren Stellungen zu vertreiben – eine Bedrohung, gegen die andere Armeen äusserst empfindlich sind. Andererseits vergrössern sich so für einen Gegner die Möglichkeiten, sie in der Flanke zu umfassen und abzuschneiden, ehe sie die Gefahr erkannt haben – wenn es sich auch als sehr schwer erweisen dürfte, sie zur Übergabe zu bewegen, selbst wenn ihre Lage hoffnungslos ist.

Hier liegt möglicherweise auch der Grund für die riesigen Zahlen an Gefangenen, die die Deutschen bei ihren grossen Kesselbewegungen machten, aber auch für ihre schweren Verluste und die Einbusse an Zeit, ehe sie die eingeschlossenen Russen tatsächlich «einstecken» konnten. Bezeichnend ist dabei, dass sich die jüngeren deutschen Frontsoldaten in ihren Berichten von russischer Zähigkeit gewöhnlich noch entschiedener äussern als die höheren Generale, die die Planung dieser ungeheuren Kesseloperationen besorgten – denn Aufgabe der Soldaten war es ja, «die Geschichte durchzuführen». Dabei war es gar nicht einmal so schwer, solch grosse Menschenmassen zur Übergabe zu zwingen, als vielmehr die kleinen Trupps zu überwältigen, die während der Kämpfe abgeschnitten und umzingelt wurden. Diese hielten im Allgemeinen stand, bis alle gefallen oder kampfunfähig waren.

Die geringe «Beeindruckbarkeit» der Russen sowie ihre aussergewöhnliche Kraft des Erduldens müssen bei der Prüfung von Aussagen in Rechnung gestellt werden, die in der Luftwaffe die ausschlaggebende Antwort auf eine russische Bedrohung des Westens sehen.

Zu dem militärischen Plus dieser primitiven Zähigkeit hat sich bei den Russen ein technisches Können gesellt, wie es früher nicht vorhanden war. Diese Verbindung ist ungewöhnlich und wird im Westen immer noch unterschätzt, besonders von den massgebenden Vertretern der westlichen Luftstreitkräfte. So hat zum Beispiel Lord Trenchard das mögliche Eingreifen der Roten Luftwaffe mit der Behauptung abgetan, dass die Russen bei all ihrem grossen Vorrat an Flugzeugen und ihrem technischen Können bei der Erzeugung guter Maschinen in der eigentlichen Handhabung und Wartung nichts leisten. Er erklärte weiterhin, dasselbe gelte auch für motorisierte Landfahrzeuge – «sie verstehen sie nicht zu pflegen und haben sie noch nie pflegen können». Damit drückt er eine im Westen weit verbreitete Ansicht aus.

Ist diese Annahme begründet? Deutsche, die an der Ostfront gekämpft haben, äussern, dass sich der Sinn der Russen für mechanische Dinge und das entsprechende Können 1944/45 im Vergleich zu 1941 um ein Beträchtliches gehoben habe. Die grösseren Reparaturen gingen nicht so rasch vonstatten wie in der deutschen Wehrmacht, aber ihre normalen Heereswerkstätten funktionierten gut, und sie verfügten über eine grosse Zahl wohlausgebildeter Mechaniker. Ja, die deutschen Panzeroffiziere erzählten mir, dass ihre eigenen Werkstattkompanien fast ganz mit Russen besetzt waren, die sich ebenso bewährten, wie ihre eigenen Leute. Danach scheinen die Westmächte Gefahr zu laufen, sich mit ihren Hoffnungen an eine veraltete Vorstellung zu klammern.

Gefährlich ist auch die Neigung, sich über die Rote Armee als eine Massenarmee ohne Qualität oder doch von einheitlich geringer Qualität zu verbreiten und so zu reden, als ob es sich um das Problem handele, ein Heer aus soldatischen Massenprodukten aufzuhalten. Trenchard unterstellt das, wenn er erklärt: «Ich kann nicht glauben, dass 500'000, 1 Million oder auch sogar 2 Millionen Soldaten vormarschieren können, ohne von der Macht der Royal Air Force mit Unterstützung der amerikanischen Luftstreitkräfte aufgehalten zu werden.»

In Wirklichkeit besteht das erste Problem in der Frage, wie eine viel kleinere, aber gut ausgebildete Truppe aufgehalten werden kann, die sich aus motorisierten Stossverbänden zusammensetzt. Im späteren Verlauf des Feldzuges im Osten waren es diese schnellen Stossverbände, welche die entscheidenden Durchbrüche führten, während die Massenarmee von hinten nachrückte. 200'000 Mann dieser Art aufzuhalten, kann mehr Kopfzerbrechen bereiten, als die Masse der 2 Millionen.

Zur Lösung dieser Aufgabe genügt eine starke Luftwaffe allein nicht. Obwohl ein starkes Heer mit nur geringer Luftunterstützung noch weniger Sicherheit bietet, braucht man doch beträchtliche Landstreitkräfte von äusserst beweglichem Charakter zur Abwehr der russischen Stossverbände, die trotz der Luftangriffe möglicherweise einsickern. Die westlichen Verbündeten sind gegenwärtig weit von diesem Mindestmass an Sicherheit zu Lande entfernt. Ist das erst einmal erreicht, wird man vielleicht klugerweise das Schwergewicht der Bemühungen auf den Aufbau einer Luftmacht verlegen, um den mobilisierten russischen Massen auf ihrem langen Marsch nach Westen Halt zu gebieten.

Die russischen Massen *sind* in Ausrüstung und Können, nach westlichen Massstäben gemessen, rückständig. Aber der Sauer Teig wird grösser und Können wie Ausrüstung nehmen zu. Durch die Auflösung vieler Divisionen nach dem Kriege und den Abbau der unter Waffen stehenden Streitkräfte ist es möglich geworden, an die weiterdienenden Truppen, besonders die Stossdivisionen, ein höheres Mass an moderner Ausrüstung zu wenden. Der Anteil längerdienender Berufssoldaten in der Roten Armee ist in Friedenszeiten sehr gross – nach amerikanischen Schätzungen jeder Dritte der jetzt dienenden Soldaten – und das erleichtert den Aufbau der Stossdivisionen aus Leuten von hohem Ausbildungsgrad und Können, sowohl auf taktischem Gebiet wie auf dem der Motorisierung.

Hervorzuheben ist ferner, dass das zunehmende technische

Können der Russen mit einem anhaltenden Improvisationstalent Hand in Hand geht. Ihre technische Entwicklung hat dies eher noch gefördert als gehemmt. Die Auswirkung dieses Tatbestandes drückte ein deutscher General treffend mit der Bemerkung aus: «Ihr Sinn für technische und mechanische Dinge ist gross, viel grösser als von uns erwartet. Aus ein paar Baumstämmen bauen sie mit einer Axt ein ganzes Haus und brauchen nur noch das Glas für die Fenster zu kaufen. Dasselbe gilt – mutatis mutandis – für ihre Kraftfahrzeuge. Gebt dem Russen ein paar alte Autotrümmer, und er baut euch ein Auto!»

Dieser Sinn für einfache Hilfsmittel kam wiederholt in der Art und Weise ihrer Flussübergänge zum Ausdruck. Lange Zeit während des Krieges fehlte ihnen dazu die Spezialausrüstung, wie sie anderen Heeren zur Verfügung stand, oder sonstige mit der Baileybrücke vergleichbare Geräte, und trotzdem brachten sie es fertig, mit nur geringem Zeitverlust über die breiten russischen Ströme zu setzen – sie fällten dazu Bäume in Ufernähe und bauten daraus mit erstaunlicher Geschwindigkeit tragfähige Holzbrücken. Für Raupenfahrzeuge benutzten sie häufig «Pfahl»-Brücken aus dicht nebeneinander eingerammten Böcken ohne jede Träger für das eigentliche Mittelteil. Bei Stalingrad überraschten sie die Deutschen mit einer Unterwasserbrücke auf der sie Nacht für Nacht Infanterie- und Panzerverstärkungen über die Wolga führten. Da die Brücke von der Luft aus unauffindbar blieb, zerbrachen sich die Deutschen lange Zeit den Kopf darüber, wie die ständig bombardierten und anscheinend abgeschnittenen Verteidiger des Westufers einen Tag um den anderen unvermindert zahlreich blieben. Während des späteren Vormarsches machten die Russen für Überraschungszwecke ständig von solchen Unterwasserbrücken Gebrauch.

Zusammenfassend bieten und bilden die russischen Streitkräfte eine Häufung von Gegensätzen, die den westlichen Beobachter verwirrt, der sie als Ganzes in eine eigene Kategorie einzuordnen versucht. Sie entziehen sich einer solchen

Eingliederung – wie Russland selbst. So viele Menschen fragen: «Was ist denn nun die Wahrheit über Russland?» Die Gegensätzlichkeit der versuchten Antworten zeigt die Unmöglichkeit einer endgültigen Lösung. Tieferes Verständnis hat der Mann bewiesen, der aus eingehender Erfahrung heraus zur Antwort gab: «Alles ist wahr, was man über Russland hört. Alles Gute, was man hört, ist wahr, und alles Schlechte auch.»

So tragen denn die russischen Streitkräfte die Kennzeichen der primitiven Horde wie auch des mechanisierten Roboters an sich. Während die Kennzeichen an manchen Stellen stärker, an anderen schwächer zutage treten, zeigen doch alle Wehrmachtsteile in unterschiedlichem Masse Spuren von beiden. So kommt es, dass ein «mechanistischer» menschlicher Hang zu zentralisierter Starrheit immer noch mit einem bemerkenswerten Improvisationstalent Hand in Hand geht, während andererseits die im Kraftfahrzeug liegende Wendigkeit von den alten Gewohnheiten fussgängerischen Vorgehens gehemmt wird, auch dort, wo das neue Regime eine dynamische Beweglichkeit begünstigt.

Eine entscheidende Frage bleibt noch zu beantworten – ist es wahrscheinlich, dass die Rote Armee seit dem Kriege ständig Fortschritte gemacht hat? Während man klugerweise diese Möglichkeit mit einbeziehen wird, bestehen doch Gründe, an der Wahrscheinlichkeit eines Gesamtfortschrittes zu zweifeln. Das sowjetische Regime fördert keine kritische Einstellung, und der Sowjetrusse kennt für gewöhnlich keine Selbstkritik. Auf militärischem Gebiete scheint es doch so, als ob nur die Bewährungsprobe eines Krieges in der Führung einen Sinn für die Wirklichkeit weckt. Das natürliche Absinken in Zeiten des Friedens, zusammen mit einer neuerlichen politischen Verdächtigung der fähigen Offiziere, kann sich seit dem Kriege sehr wohl hemmend auf die Weiterentwicklung ausgewirkt haben.

Es bestehen tatsächlich verschiedene Anzeichen für ein Bestreben nach Ausmerzungen kriegsbewährter Führerpersönlich-

keiten von Energie und Ehrgeiz und einer Wiedereinsetzung der mehr in politischer Hinsicht als zuverlässig geltenden Offiziere. So braucht «die Rote Armee 1949» durchaus nicht «der Roten Armee 1945» um vier Jahre voraus zu sein, sondern kann in Wirklichkeit einen leichten Rückgang zeigen.

Das Rätsel der russischen Luftlandetruppen

13er Krieg nimmt neue Formen an. Die Ereignisse seit dem Ende des zweiten Weltkrieges haben uns gezeigt, wie der Kriegszustand in einem sogenannten Frieden fort dauern und wie die Eroberungspolitik ohne offene Auseinandersetzung vor sich gehen kann – durch das Zusammenwirken von schleicher Propaganda, politischem Druck und Untergrundbewegungen. Vor mehr als zwanzig Jahren schrieb ich im Hinblick auf das zu behandelnde Problem, dass eine solche «maskeerte Invasion» möglicherweise in künftigen Kriegen eine Rolle spielen werde, und mein Buch «Die Revolution in der Kriegführung» von 1945 war ein neuerlicher Warnruf hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit ihrer intensiven und extensiven Entwicklung. Es schien eine sehr einleuchtende Vorhersage. Aber die Westmächte haben sie nur langsam erkannt und ihr noch langsamer entgegengewirkt.

Sollte der gegenwärtige «getarnte» oder «kalte» Krieg zum «Schiesskrieg» werden, so kann man nur hoffen, dass sie sich nicht noch einmal von anderen neuen Entwicklungen überumpeln lassen, die von amtlicher Seite nicht vorausgesehen wurden. Die Aussichten auf Unerwartetes sind noch nicht erschöpft. In ihnen liegt neben der Möglichkeit von Überraschungswaffen auch die von Überraschungsoperationen beschlossen.

Die allgemeine Meinung scheint dahin zu gehen, dass das Schlimmste, womit wir im Anfangsverlauf eines Krieges zu rechnen hätten, ein Zurückfallen in die Lage von 1940 wäre – mit England als abgeschnittener Insel am Rande eines besetzten Festlandes. Es wird im Allgemeinen angenommen, dass

England auch dann nicht unmittelbar gefährdet wäre, wenn die westeuropäischen Länder überrannt würden. Ist diese Annahme berechtigt? Sie steht keineswegs fest. Eine gefährliche und schon früh zu erwartende Möglichkeit hat man im öffentlichen Gespräch über den wahrscheinlichen Verlauf eines neuerlichen Krieges ausser Acht gelassen.

Diese Möglichkeit steht im Zusammenhang mit einem im letzten Krieg noch nicht sichtbaren Faktor, der in geheimnisvolles Dunkel gehüllt bleibt. Es ist eines der grössten Rätsel des zweiten Weltkrieges, warum die Russen keine Fallschirmtruppen eingesetzt haben. Die Deutschen bemächtigten sich 1940 mit Hilfe solcher Truppen der holländischen und belgischen Schlüsselstellungen und besetzten 1941 Kreta auf die gleiche Weise. Im späteren Verlauf des Krieges machten die westlichen Alliierten in noch viel grösserem Massstabe davon Gebrauch bei der Invasion der Normandie, beim Vorstoss zum Rhein und beim Rheinübergang. Die Russen hatten auf diesem neuen Gebiet bahnbrechende Arbeit geleistet. Bereits 1935 hatten sie bei ihren Heeresmanövern Massenabsprünge durchgeführt und eine ganze Division auf dem Luftweg von Moskau nach Wladiwostok befördert. Sie hatten bei diesen Lufttransporten Methoden zur gleichzeitigen Mitführung von Geschützen, Panzern und Infanterie ausgearbeitet. Fallschirmabsprünge hatten sich in der Roten Armee zu einer weitverbreiteten Übungsart entwickelt, und etwa zurzeit des Kriegsausbruches hörte man, dass über eine Million Mann Absprungenerfahrung hatten. Auch wenn diese Ziffer übertrieben ist, war doch die Anzahl der so ausgebildeten Leute sicher grösser als in jedem anderen Land. Und doch haben die Russen sie nie für eine grössere Kriegshandlung verwandt. Allenfalls setzten sie kleine Sabotagegruppen hinter den deutschen Linien ab.

Dieser fehlende Faktor ist in den meisten Arbeiten über den Krieg übersehen worden. Er hat nicht die Aufmerksamkeit erfahren, die er verdient, noch ist bisher dafür eine passende Erklärung gefunden worden. Die Vermutung, dass eine unzulängliche Ausbildung die Ursache dafür gewesen sei, lässt

sich nur schwer mit der Tatsache vereinbaren, dass solche Ausbildung in Russland betrieben wurde, lange bevor man anderswo damit begann. Die Vermutung, dass Knappheit an Beförderungsmitteln die Ursache dafür gewesen sei, lässt die Frage offen, warum auch nicht eine einzige solche Operation durchgeführt wurde. Im späteren Verlauf des Krieges, als die russischen Luftstreitkräfte die deutschen zahlenmässig weit übertrafen, bestand Gelegenheit für Luftlandeeinsätze ohne grosses Risiko. Aber die Russen liessen sich auf keinen Versuch ein, auch nicht einmal in beschränktem Masse.

Solch völlige Enthaltensamkeit ist äusserst rätselhaft. Die nackte Tatsache bleibt bestehen, dass die Russen mit Hilfe des weiten östlichen Raumes und ihrer grossen Überlegenheit zu Lande den Ausgang des Ringens für sich entscheiden konnten, ohne ihre Luftlandetruppen ins Feld zu führen.

Es gibt aber möglicherweise noch einen anderen Grund für ihre Zurückhaltung – dass sie nämlich schon auf weite Sicht hinaus damit rechneten, dass der Kampf gegen Deutschland unter Umständen zu einer Auseinandersetzung mit Amerika und England führen würde. Warum sollten sie in diesem Fall die Karten, die sie noch auszuspielen hatten, offen auf den Tisch legen, wenn sie zum Siege in der ersten Runde nicht unbedingt gebraucht wurden? Gedankengänge dieser Art wären für einen weitblickenden Geist mit übergrosser Veranlagung zur Geheimnistuerei nur natürlich.

Der Kampf um die Vorherrschaft in Westeuropa hat sich seit dem Sturz Deutschlands denn auch ganz in dieser Richtung entwickelt – als die fast unausbleibliche Folge der Beseitigung dieses Puffers. Er hat Monat um Monat an Schärfe zugenommen, und die Spanne zwischen politischem Druck und militärischem Vorgehen ist gefährlich schmal geworden. Die Russen rechnen wohl damit, dass sie beim Umschlagen des gegenwärtigen «kalten Krieges» zu einem wirklichen Kriege kaum Schwierigkeiten vorfinden, fast ganz Westeuropa mit ihren Armeen zu überrennen. Aber sie würden dann immer noch dem Hindernis gegenüberstehen, dem Hitler erlag – und

vor ihm Napoleon. Diesmal wäre es mehr als ein Hindernis. Es wäre von Anbeginn an die offensichtliche Ausgangsstellung für Amerikas Gegenoffensive zur Luft. Diese Lehre ist ebenso einleuchtend.

Hitler verlor den Krieg, weil er nach der Eroberung Westeuropas nicht über den Kanal setzen konnte. Dieser Panzergraben» bot seinen sieggewohnten Armeen Trotz. Für einen Invasionsversuch über See waren sie nicht vorbereitet. Seine verspäteten Anstrengungen zur Aufstellung einer Invasionsflotte wurden von der wachsenden Inselverteidigung und von den aufkommenden Herbststürmen überflügelt, während seine Admirale Furcht vor der britischen Marine hatten. Es wäre die beste Gelegenheit für ihn gewesen, in den Wochen unmittelbar nach dem französischen Zusammenbruch Kräfte über den Kanal zu werfen, als das britische Heer nach der Evakuierung Dünkirchens in Auflösung begriffen und fast ohne Waffen war. Aber Hitler hoffte damals, die Engländer würden sein Friedensangebot annehmen, während andererseits ein solch aus dem Ärmel geschüttelter Invasionsversuch zu viel für die methodischen Deutschen war. So ging die Gelegenheit verloren.

Durch den Kanal an seinem Vorhaben gehindert, wandte sich Hitler wie Napoleon nach Osten – einem Gelände zu, wo er die Stärke seiner Landstreitkräfte wirksam zur Geltung bringen konnte. Er überliess das Problem des englischen fortdauernden Widerstandes der gemächlicheren Methode der U-Boot-Blockade. Diese erfüllte seine Erwartungen nicht, wenn ihr Druck auf Englands Versorgung auch mehr als einmal einem Würgegriff unbehaglich nahe kam. Inzwischen aber verströmte sich Deutschlands Kraft in der Anstrengung, Russland niederzuwerfen. Das besiegelte sein und Deutschlands Schicksal.

Die grundlegende Lehre des zweiten Weltkrieges lautet, dass Hitler seinen ungeheueren Vorteil von 1940 verspielte, weil er es unterliess, die «Insel am Rande des Festlandes» zu unterwerfen – die Insel, die die Basis für die amerikanischen Bom-

berverbände und das Sprungbrett für die befreiende Invasion Europas vom Westen her wurde. Diese Lehre kann von Stalin und seinen militärischen Beratern kaum übersehen worden sein.

Es ist die Aufgabe von Generalstäben, alle Probleme jeder möglichen zukünftigen Auseinandersetzung und die Mittel zu deren Lösung zu untersuchen. Sie würden ihre Berufspflicht vernachlässigen, wenn sie das nicht täten. Damit muss nicht unbedingt eine Angriffsabsicht verbunden sein – wenn sich die Gesetzeskundigen von Nürnberg auch zu dieser Auslegung entschieden haben, wobei sie an den soldatischen Beruf einen anderen Massstab als an ihr eigenes berufliches Tun anlegten. Soldaten müssen Angriffs- und Verteidigungsbewegungen durchdenken, so wie Rechtsanwälte ihre Mandanten vertreten, ob sie sie nun für schuldig halten oder nicht.

Es wäre nur natürlich, wenn die Russen in Einschätzung der amerikanischen Macht als Bedrohung ihrer Stellung in Europa Pläne ausgearbeitet hätten, ihr zuvorzukommen, nicht nur auf politischem, sondern auch auf militärischem Gebiet. Sie müssen dabei besonders die Lage Englands als vor dem Festland verankerten «Flugzeugträger» im Auge gehabt haben – die Startfläche innerhalb des geringsten Operationsradius, der den amerikanischen Luft- und Landstreitkräften zur Verfügung steht. Als durchaus verständlichen Teil ihrer Aufgabe müssen Russlands Strategen seit 1945 die Wege und Mittel untersucht haben, im Kriegsfall dort zu siegen, wo Hitler versagte. Es muss ihnen klar sein, dass seine Niederlage die Folge seiner Unfähigkeit war, dies besondere Problem zu lösen. Wenn sie Strategen von wirklichem Weitblick sind, werden sie es schon früher im Auge gehabt haben – als sie noch gegen Deutschland kämpften.

Das Problem ist nicht leicht zu lösen. Ihre Flotte eignet sich noch weniger als die Hitlers für einen Kampf um die Seeherrschaft, während sie für eine U-Boot-Blockade wenigstens am Anfang von geographisch noch ungünstigeren Verhältnissen aus ansetzen müssten – eine Blockade, die sich in jedem

Fall nur langsam auswirkt. Mit U-Transportern liesse sich etwas ausrichten, aber das würde auf diesem Gebiet eine grosse Vorentwicklung voraussetzen, die sich in wenigen Jahren nur schwer erreichen lässt, auch mit vielen Komplikationen verbunden ist. Wahrscheinlich ist, dass sie von den beiden Möglichkeiten die andere, von Hitler vernachlässigte, in Angriff nähmen – nämlich Truppen über dem Meer, auf dem Luftwege, zu befördern. Sie verfügen schon lange über Verbände dieser Art und könnten in den Nachkriegsjahren viel zum Ausbau ihrer Transport- und Begleitmaschinen getan haben.

Hätte Deutschland 1940 starke Luftverbände gehabt und sie zurzeit von Dünkirchen nach England geworfen, so wäre das äusserst folgeschwer und vielleicht entscheidend gewesen. Aber es verfügte damals über ganze 5'000 Fallschirmjäger und eine Luftlandedivision zu ihrer Unterstützung (rund 12'000 Mann), und die waren in den Anstrengungen bei der Eroberung Hollands zusammengeschmolzen. Trotz alledem erzählte mir der Oberkommandierende der deutschen Luftlandetruppen, General Student, nach dem Kriege, dass er dem Plan zugestimmt habe, alle verfügbaren Fallschirmjäger, noch vor der Evakuierung Dünkirchens durch britische Truppen, über den wichtigsten südenglischen Hafen abzusetzen. Aber er fiel durch die Kugel eines Scharfschützen in Rotterdam aus und konnte Hitler nicht mit seinem Vorhaben drängen.

Russland verfügt über eine bedeutend grössere Anzahl am Fallschirm ausgebildeter Kräfte als Deutschland 1940. Seine Strategen sagen sich möglicherweise, dass England nach den Jahren des Friedens und des Abbaus seiner Streitkräfte noch weniger auf unvorhergesehene Ereignisse gerüstet ist als 1940. Bei diesem Zusammenwirken von Gegebenheiten mag kühnes Handeln äusserst lohnend scheinen, falls in der gegenwärtigen politischen Sackgasse kein friedlicher Ausweg gefunden werden sollte. Die russischen Führer lassen sich von grossen Opfern nicht schrecken, wenn um hohe Einsätze gespielt wird. Ihre Truppen sind geschult, grosse Wagnisse einzugehen und in «selbstmörderischen» Operationen eingesetzt zu werden. Sie

sind auch daran gewöhnt, wochenlang ohne den Nachschub auszukommen, den die Heere des Westens für unbedingt notwendig halten – sie machen auf eigene Faust Proviant in dem Land, in dem sie kämpfen. So ist die Rote Armee schon ihrem ganzen Charakter nach für Abenteuer «einsatzbereit», auf die sich Strategen der orthodoxen Schule nur bei einigermaßen gesicherten Nachschublinien einlassen würden.

Die Wirkung von Luftlandetruppen hängt weitgehend vom Grad der Überraschung ab. Zu einem Zeitpunkt, in dem Nationen nicht mobil gemacht haben oder die Mobilmachung gerade anläuft, könnte ein breitangelegter Absprung von zum Äussersten entschlossenen Fallschirmjägern viel wirkungsvoller sein als im vergangenen Kriege. Er könnte das Chaos bedeuten.

Der Grad der Überraschung würde dabei noch gesteigert durch die Neigung im Westen, die Stärke und den Kampfwert der russischen Luftlandetruppen zu unterschätzen – nur weil sie im vorigen Kriege nicht zum Einsatz kamen. Das würde nur zu gut in die Rechnung passen, dass ein Aufschub ihres Einsatzes damals sich später um so besser bezahlt machte. Wenn das tatsächlich die Berechnung der russischen Strategen ist, dann muss ihnen die Art und Weise ein Ansporn gewesen sein, wie in der britischen und amerikanischen Presse das Bestehen ihrer Luftlandetruppen in fast allen Darstellungen der Roten Armee nach dem Kriege übergegangen worden ist.

Es ist nicht damit getan, dass die Hauptverantwortlichen der westlichen Verteidigung der Gefahr ins Auge sehen und ihre Gegenmassnahmen bereit haben. Ein unmissverständliches Zeichen dafür, dass die Möglichkeit auf unserer Seite erkannt wird, kann schon abschreckend wirken – da sie so stark vom Überraschungsmoment abhängt. Es ist fernerhin wichtig, dass die Öffentlichkeit von dieser Möglichkeit vorher erfährt, denn so wird die Verwirrung, die ein solcher Handstreich im Versuchsfall vielleicht hervorruft, auf ein Mindestmass beschränkt bleiben.

Vierter Teil

Der Zeitfaktor

Einige militärische Gegenwartsprobleme

Heer, Marine, Luftwaffe – eine Einheit oder nicht?

Die meisten militärischen Operationen des zweiten Weltkrieges waren kombinierte Unternehmungen im weitesten Sinne. Die Ereignisse erbrachten den schlagendsten Beweis für die vervielfachte Wirkung solcher kombinierter Aktionen und haben damit dem schon lange diskutierten Gedanken an einen gemeinsamen Stab als Organ der obersten Führung neuen Antrieb gegeben. Ist damit auch die Möglichkeit sichtbar geworden, Heer, Marine und Luftwaffe in eins zu verschmelzen, eine Einheit daraus zu bilden?

Je mehr wir den Verlauf des Krieges studieren und die Lehren, die sich aus den Feldzügen in Nordafrika, Italien und Frankreich ergeben, analysieren, um so deutlicher wird, dass sie mehr waren als militärische Siege im soldatischen Sinne. Die Landschlachten wurden grösstenteils durch weiterreichende Faktoren und Kräfte entschieden. Die Härte der Kämpfe war für den Ausgang des Krieges weniger entscheidend als die harten Bedingungen, unter denen die Verlierer zu kämpfen hatten – wie in den meisten der wirklich entscheidenden Siege der Geschichte. Und wenn auch die Operationen der alliierten Landstreitkräfte besonders in der Endphase die hervorragendste Rolle spielten, so wurden doch die grundlegenden Voraussetzungen, die den Erfolg sicherten, woanders geschaffen – nämlich in der Luft und zur See.

Diese Schlussfolgerung trifft noch mehr zu auf den Krieg im Pazifik, aber der war so offensichtlich und von Grund aus ein Seekrieg, dass er als ein Sonderfall angesehen werden muss, bei dem die Bedingungen gänzlich verschieden waren von den normalen Voraussetzungen der kontinentalen Kriegfüh-

rung. Es ist deshalb von allgemeinerer Bedeutung, sich mit dem Verlauf der Ereignisse auf den westlichen Kriegsschauplätzen zu beschäftigen, wo die Landkämpfe überwogen und nur von kurzen Kämpfen zu Wasser unterbrochen waren. Wenn hierbei in der Endphase des Krieges, die der alliierten Landung in der Normandie folgte, auch Seemacht und Luftwaffe wesentlich waren für den Erfolg, so ist die Notwendigkeit engsten Zusammenwirkens doch am klarsten sichtbar in den früheren Phasen des Krieges, besonders in der kritischen Periode des Mittelmeerfeldzuges.

Die überragende Bedeutung der Luftüberlegenheit war ein Faktor, der keinem Beobachter entgehen konnte. Die gleichfalls entscheidende und in gewissem Sinne sogar primäre Bedeutung der Seemacht wird aber eigentlich erst in der rückschauenden Analyse klar. Jeder kennt die Bezeichnung der Flotte als «schweigende Waffe». Noch passender würde es vielleicht sein, sie die «unsichtbare Waffe» zu nennen. Im Vergleich zu Heer und Luftwaffe operiert sie in einer Sphäre, die ausser Sicht ist und in einer Weise, die kaum feststellbar ist. In der Seekriegsführung gibt es keinen «Blitzkrieg» – keinen Blitz über das Meer hinweg, der einen Gegner niederschlägt. Die Seemacht wirkt mehr wie Radium – wohl­tätig für die, die es benutzen und geschützt sind, zerstört es die Gewebe derjenigen, die ihm ausgesetzt sind.

Im Mittelmeerfeldzug aber war der Einfluss der Flotte spürbarer als gewöhnlich. Denn die Achsenarmeen, die die britische Stellung in Ägypten bedrohten und die Befreiung des afrikanischen Kontinents durch die Alliierten hinderten, operierten über das Meer hinweg vom europäischen Kontinent aus. Mit ihren kurzen Verbindungslinien, die viel kürzer als die der anglo-amerikanischen Streitkräfte waren, hätten sie theoretisch in der Lage sein müssen, in Afrika Land- und Luftstreitkräfte zu massieren, die unsere eigenen weit übertroffen hätten. Die Tatsache, dass sie das nicht taten, war ein sichtbarer Beweis für die Schlagkraft von See- und Luftmacht in kombinierten Aktionen. Diese Schlagkraft war es, die die

feindliche Landmacht entscheidend beeinträchtigte, indem sie die Nachschublinien des Feindes empfindlich störte. Vor allem unterband sie die Treibstoff adern für die motorisierten Truppen des Feindes.

Die alliierten Siege in Nordafrika – nicht nur in Tunis, sondern auch in El Alamein und sogar noch vor El Alamein – könnten in erster Linie als «Treibstoffsiege» gekennzeichnet werden. Ohne eine ausreichende und sichergestellte Versorgung mit Treibstoff kann keine moderne Armee Offensivkraft entfalten noch eine Verteidigungsstellung mit Erfolg halten, denn sie ist abhängig davon, ihre Reserven jeweils auf bedrohte Punkte umschalten zu können.

Der Flotte und der Luftwaffe zusammen gelang es, die Mehrzahl der feindlichen Tanker bei der Überquerung des Mittelmeeres zu versenken. Damit verkrüppelten sie das feindliche Heer und schränkten den Nachschub von Truppenreserven ein. Die Luftwaffe unterbrach die Verteilung der noch vorhandenen Treibstoffvorräte und verwandelte damit den Krüppel in einen Gelähmten. Sie unterbrach ferner das Befehlssystem des Feindes durch zerrüttendes Bombardement auf seine Befehls- und Signalzentren. Die Seemacht hinwiederum blockierte seine Rückzugslinien zum Festland und erzeugte damit vor allem jenes Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das immer den Zusammenbruch beschleunigt.

Man kann den Verlust der Hoffnung, mehr noch als den Verlust des Lebens, als den Faktor ansehen, der Kriege, Schlachten und selbst die kleinsten Kampfhandlungen wirklich entscheidet. Denn die zu allen Zeiten gemachte Erfahrung der Kriegführung zeigt, dass Menschen, wenn sie einsehen oder glauben, dass weitere Anstrengungen und Opfer nur das Ende hinauszögern können, im Allgemeinen auch den Willen verlieren, bis zum Ende auszuharren und sich dem Unvermeidlichen beugen. Ausnahmen von dieser Regel sind selten.

Der Sieg in Afrika kann am besten so charakterisiert werden, dass die Luftwaffe den Weg bereitete, die Flotte die Möglichkeit des Sieges sicherte und das Heer ihn gewann.

Es ist nicht nur klug, sondern auch gerecht, anzuerkennen, wie wesentlich die Rolle war, die die Flotte dabei gespielt hat. Nur wenn dies im vollen Masse geschieht, können die Strategen zukünftige Pläne auf einer gesunden Basis aufbauen. Aber ebenso wichtig ist es zu erkennen, dass die Seemacht heute genau so abhängig von der Luftwaffe ist wie das Heer. Was können wir nun daraus lernen? Dass die drei Sphären unentwirrbar miteinander verflochten und Heer, Marine, Luftwaffe untrennbar geworden sind, und dass, nachdem sie nun einmal so verbunden sind, die Entwicklung früher oder später von der Zusammenarbeit zur Verschmelzung führen muss. Die Hauptfrage ist die Frage nach dem Zeitpunkt – ob dies früher oder später geschehen wird und ob wir den natürlichen Prozess beschleunigen und damit die Sicherheit für die Zukunft schneller erreichen können.

Unter dem Druck des Krieges, und besonders seiner anfänglichen Rückschläge, wurden viele Schritte unternommen, um eine engere Verbindung sowohl in der Planung als auch im operativen Einsatz zu erreichen. Bezeichnenderweise ist der Fortschritt auf dem zweiten Gebiet grösser gewesen als auf dem ersten; was nicht nur natürlich, sondern auch logisch ist, denn die direkte Berührung mit den feindlichen Kräften erzeugt einen unmittelbareren Sinn für Realitäten und trägt dadurch mehr dazu bei, traditionelle, gefühlsmässige oder berufliche Widerstände zu überwinden. Diese Voraussetzung gilt auch für die einzelnen Gebiete der Führung der Truppen im Einsatz. Ein Beispiel bietet das grosse «Sparta»-Unternehmen – ein Versuch zur Vorbereitung der Invasion in Frankreich –, das 1943 stattfand und stark auf dem neuentwickelten System der kombinierten Heer-Luftwaffenführung aufgebaut war. Die Ergebnisse waren allerdings in der Praxis nicht so eindrucksvoll, wie sie theoretisch hätten sein sollen. Im Gegensatz dazu haben die Ereignisse bewiesen, dass in Nordafrika Heer und Luftwaffe unter dem Druck der Notwendigkeit bereits zu einer weit wirkungsvolleren Verbindung gebracht worden waren.

Wenn auch die unmittelbare Erfahrung in der Feindberührung den stärksten Anstoß für einen Fortschritt in dieser Richtung gibt, bleibt doch die Frage, ob wir nicht einfach aus vernünftigen Erwägungen heraus diesen Fortschritt beschleunigen sollten. Denn die Kriegserfahrung lehrte wenig mehr als was durch einfache Logik schon vor dem Kriege vorauszusehen war, und selbst heute sind wir nicht weiter vorangekommen, als schon vor Jahren auf Grund einfacher logischer Überlegungen vorgeschlagen worden war.

Innerhalb von Heer, Marine und Luftwaffe hat die Spezialisierung unter den modernen Verhältnissen zugenommen, doch gleichzeitig ist ihre Integrierung im Einsatz stärker hervorgetreten. Im Landheer zum Beispiel hat sich nicht nur eine engere Verbindung zwischen den einzelnen Waffengattungen, sondern häufig sogar ein Personalaustausch ergeben, den man in der Vergangenheit nicht für möglich gehalten hätte, obwohl die einzelnen Waffengattungen damals weniger kompliziert waren.

Warum sollte diese zweifache Tendenz nicht auch für die drei Wehrmachtteile selbst gelten? Es ist allmählich anerkannt worden, dass die höheren Stäbe mindestens einen Begriff von Aufgabengebieten haben müssen, die über ihren eigenen Wehrmachtteil hinausgehen – die Schaffung des Imperial Defence College vor fast einer Generation war eine erste Verwirklichung dieses Grundsatzes. In den unteren Dienstgraden hat diese Erkenntnis zu einem erhöhten Besuch von Ausbildungslehrgängen und zur dienstlichen Abkommandierung von Offizieren von einem Wehrmachtteil zum andern geführt. Warum aber kommen wir auf dem Wege zu einer Integrierung so langsam voran, wo doch die Bedingungen des Krieges ein schnelleres Tempo erzwingen? Auch heute noch wird dieser selbstverständliche Schluss durch unwesentliche Faktoren und durch Ressortpartikularismus, die zwar abnehmen, aber doch noch mächtig genug sind, verhindert, obwohl die Untrennbarkeit von Landheer und Luftwaffe und auch von Flotte und Luftwaffe offenbar ist. Noch weniger

ist die Möglichkeit eines Austausches zwischen Marine und Heer bisher ins Auge gefasst worden; obwohl bei den Aktionen von Panzern und Kriegsschiffen wahrscheinlich weniger unterschiedliche Bedingungen vorliegen als bei denen zwischen Panzern und Infanterie. Ein Seeoffizier, der Fachmann in der Führung einer Zerstörerflottille ist, wäre vielleicht besser geeignet, das Kommando einer Panzerdivision zu übernehmen, als ein Infanterieoffizier, der dreissig Jahre lang die langsame Taktik im Stil von 1914-1918 praktiziert hat. Ein Soldat, der Meister in der motorisierten Taktik ist, könnte vielleicht einen ebenso guten Marinekommandeur abgeben wie Cromwells Generale Blake und Monk.

Ein zu schnelles Fortschreiten in Richtung auf die Integrierung hätte allerdings neben den Vorteilen auch Gefahren gehabt. Wenn die britische Regierung nicht vor einer Generation dazu veranlasst worden wäre, das Royal Flying Corps zu einem selbständigen Teil innerhalb der britischen Streitkräfte zu machen, hätte die Entwicklung der Luftmacht vielleicht von konservativen Vorurteilen ebenso gehemmt sein können wie die des Panzerkorps im Landheer. Ebenso wurde die Entwicklung der Luftwaffe in Frankreich und den USA verzögert, solange sie in untergeordneter Position blieb. Selbst als der Luftwaffe die Unabhängigkeit gegeben worden war, litt sie schlimm genug unter dem Nachteil, die jüngste Waffe zu sein. Bei einer Verschmelzung müsste deshalb sorgfältig auf die Interessen der Minderheiten geachtet werden, besonders wenn sie nicht zu den von alters her bestehenden Elementen gehören. Es ist eine Tatsache, die niemals vergessen werden sollte, dass Mannigfaltigkeit eine Quelle der Lebenskraft ist.

Trotzdem zwingt die Erkenntnis, dass die Funktionen von Heer, Marine und Luftwaffe so eng miteinander verflochten sind, dazu, ihre organische Verschmelzung ins Auge zu fassen. Die Trennung der Luftwaffe vom Landheer und von der Marine ist innerlich ungesund und logisch absurd. Ihre oft gewünschte Aufteilung würde andererseits ein Rückschritt sein und mit der Entwicklungstendenz der modernen Kriegsfüh-

rung nicht Schritt halten. Der sinnvollste Schritt nach vorwärts und zugleich der natürlichste ist die Verbindung von Heer, Marine und Luftwaffe zu einer Einheit. Sie würde in vieler Hinsicht eine grössere Schlagkraft der Operationen versprechen. Sie würde gleichzeitig viel von den verdoppelten und verdreifachten Stäben einsparen, die jetzt häufig zuviele Offiziere und Mannschaften vom aktiven Truppendienst abziehen und somit im doppelten Sinne zur Ökonomie der Kräfte beitragen.

Hat die Panzerwaffe eine Zukunft?

Das Gewicht der hauptsächlich im Gebrauch befindlichen Panzertypen hat sich in den letzten zehn Jahren nahezu verdreifacht – als Ergebnis der ständigen Bemühungen um schwerere Bestückung und dickere Panzerung. Gleichzeitig ist die Zahl der Panzer in den sogenannten «Panzerdivisionen» zurückgegangen. Man hat jetzt allgemein erkannt, dass das fortgesetzte Bemühen um eine dickere Panzerung die Grenze dessen erreicht hat, was sich überhaupt noch verwirklichen und mit der Forderung der beweglichen Kriegführung in Einklang bringen lässt. Die Durchschlagskraft von Geschützen und Geschossen hat aber andererseits weiterhin zugenommen. Als natürliche Folge davon besteht unter Militärsachverständigen nun eine Tendenz zu schliessen, dass damit auch das Durchbruchvermögen des Panzers bei militärischen Unternehmungen seine Grenzen erreicht habe. Es wird sogar die Ansicht vertreten, dass der Panzer im Panzerabwehrgeschoss seinen Meister gefunden habe und seine militärische Bedeutung im Schwinden begriffen sei.

Diese Behauptung würde überzeugender wirken, wenn sie nicht schon so oft wiederholt und ebenso oft durch die Erfahrung widerlegt worden wäre. Wenn wir einmal das Auf und Ab der Meinungen durch die letzten dreissig Jahre hindurch verfolgen, werden wir diese immer wieder auftauchenden Argumente besser beurteilen können und verstehen, warum sie schwerer wogen, als es den Ereignissen nach gerechtfertigt war. Daran wird auch klar werden, wie weit wir noch von einer restlosen Ausschöpfung der in der Panzerwaffe ruhenden operativen Möglichkeiten entfernt sind. Solange

wir nicht den Forderungen nachkommen, die Denkern mit klarem Blick schon vor dreissig Jahren vorschwebten, ist der Schluss lächerlich, die Tage des Panzers «seien gezählt».

Ich erinnere mich, eine Schlussfolgerung dieser Art im November 1919 anlässlich eines Vortrags über die «Möglichkeiten in einem nächsten Kriege» aus dem Munde eines hervorragenden Militärsachverständigen gehört zu haben. Sein Urteil schien um so mehr Gewicht zu haben, als er nach der Entwicklung des ersten Weltkrieges zum Stellungskrieg an den ersten Anfängen des Panzers mitbeteiligt gewesen war. Trotz aller Leistungen und Beiträge des Panzers zur Überwindung des toten Punktes im letzten Kriegsjahr sah er keine weiteren Aufgaben mehr für den Panzer. In seinem Überblick über künftige Formen des Krieges tat er ihn mit drei Sätzen ab: «Der Panzer im eigentlichen Sinne war nur eine Laune. Die Umstände, denen er seine Entstehung verdankt, bildeten eine Ausnahme und werden schwerlich wieder auftreten. Und wenn doch, wird man auf andere Weise mit ihnen fertig werden.»

Sein Todesurteil über den Panzer wurde von der Mehrzahl der anwesenden Generale mit Beifall aufgenommen. Nur eine kleine Schar von «Gläubigen», meist Männer im jüngeren Alter, waren anderer Meinung. Sie hatten eine Vision von den mit dem Panzer gegebenen operativen Möglichkeiten.

Bald danach wurde der erste schnelle Panzertyp mit einer Geschwindigkeit von über 30 km/std in England mit Erfolg gebaut – ein viel versprechender Schritt zur Verwirklichung dieser Vision. Aber merkwürdigerweise nahm eine ganze Reihe von Militärsachverständigen, die auf die Wiedergeburt des Bewegungskrieges hofften, der neuen Waffe gegenüber, die eine solche Wiedergeburt vielleicht ermöglichen konnte, eine ablehnende Haltung ein.

Diese Einstellung war besonders unter begeisterten Kavalleristen verbreitet, die immer noch der Hoffnung und des Glaubens waren, dass das Pferd seine Herrschaft behaupten werde. Fast bei jeder Begegnung mit einem ihrer fähigsten

Führer, der damals (in der Mitte der zwanziger Jahre) der Oberkommandierende des Britischen Heeres war, gab er mir die freudige Versicherung, dass es wegen der zu erwartenden Vervollkommnung der Panzer-Abwehrwaffen mit dem Panzer vorbei sei. Das war während der ganzen zwanziger Jahre zwischen den beiden Kriegen in hohen Kommandostellen die geltende Meinung in dieser Frage. Jeder Hinweis auf die Möglichkeiten einer beweglichen Panzerkriegführung wurde mit Geringschätzung beantwortet.

Der grosse Pionier, General Swinton, der 1914 in dem «gepanzerten Raupenfahrzeug» die Überwindung des toten Punktes im Stellungskrieg gesehen hatte, schloss seine Darstellung der stark angefeindeten Entwicklung des Panzers im ersten Weltkrieg mit der philosophischen Anführung des persischen Sprichwortes: «Die Hunde bellen, aber die Karawane zieht weiter.» Er erwies sich zum zweiten Male als ein guter Prophet.

Denn trotz manchen Zweifels und mancher Behinderung machten der Panzer und das Verständnis von seinem rechten Einsatz in England während der Jahre, die dem Kriege unmittelbar folgten, weitere Fortschritte. Das war vor allem Oberst Fuller zu verdanken, der im Kriege Stabsoffizier des Panzerkorps gewesen war. Er predigte den Gedanken des «Seekrieges zu Lande» mit vollmotorisierten Kräften – ein Vorschlag, den ein anderes Mitglied des Stabes, Major Martel, bereits im November 1916 in seiner Schrift «Eine Panzerarmee» gemacht hatte – und rückte die Sache infolge seiner temperamentvollen Darstellungsweise in den Bereich praktischer Erörterung. Weiterhin entwickelte Fuller in seinem Vorschlag «Plan 1919» und in seinen Nachkriegsschriften den Gedanken des tiefen taktischen Einbruches, der durchstösst bis in den feindlichen Divisionsgefechtsstand und den Armee-stab, damit die gegnerische Führung lähmt und Verwirrung in die unmittelbaren rückwärtigen Linien des Feindes bringt. Darauf ging ich einen Schritt weiter und entwickelte in Anbetracht der neuen Panzer mit weit höherer Geschwindigkeit

und grösserem Operationsradius als 1918 den Gedanken, dass schnelle Panzerverbände einen tiefen strategischen Durchbruch erzielen können – als selbständig geführten Vorstoss über weites Gebiet hinweg zur Unterbrechung der feindlichen Verbindungslinien tief im rückwärtigen Gebiet, wo die Möglichkeit zur Abschnürung seiner hauptsächlichlichen Nachschubadern besteht. Ich erläuterte dies durch eine Abhandlung über den Blitzfeldzug des Dschingis Khan und zog den Schluss, dass vollmotorisierte Streitkräfte zu einer Leistung fähig sein müssten, die der jener vollbeweglichen mongolischen Streitkräfte vergleichbar ist. Von diesen Gedanken wurde besonders Lindsay angesprochen, der 1923 bei der Aufstellung des Königlichen Panzerkorps als ständige Waffengattung des Heeres Ausbildungsleiter der Zentralschulen wurde. Im Jahr davor hatte er mit den britischen Panzerwagen im Irak die ersten Versuche mit einer im Entstehen begriffenen motorisierten Truppe eingeleitet.

1927 sah sich der britische Generalstab veranlasst, einen motorisierten Versuchsverband in Salisbury Plain aufzustellen, der die neuen Theorien praktisch erproben sollte. Er umfasste eine Panzerabteilung, ein Bataillon gepanzerter Fahrzeuge und «Tankettes» (Vorläufer des leichten Panzers), ein Bataillon Maschinengewehrschützen auf sechsrädrigen oder zur Hälfte mit Raupenkettens versehenen Fahrzeugen, eine Brigade (Regiment) Feldartillerie, von Treckern gezogen (davon eine Batterie auf Selbstfahrlafette), und eine motorisierte Pionier-Feldkompanie. Der Wert dieses Versuches wurde infolge der vorsichtigen und engstirnigen Führung durch den Infanterieoffizier, in dessen Händen das Unternehmen lag, stark beeinträchtigt. Trotzdem vermittelte der «schnelle Verband» unter Pile (der im nächsten Krieg Oberkommandierender der englischen Luftabwehr wurde) eine eindrucksvolle Vorschau von den Möglichkeiten rascher Bewegungen und rascher Entschlusskraft – vor allem unter Ausnutzung des Überraschungsmomentes. Gleichzeitig wurde der Chef des Grossen Generalstabs zur Herausgabe von Richtlinien zur Aus-

bildung der Truppe – und zukünftiger Panzerdivisionen – nach Art von modernisierten Mongolenangriffen überredet. Leider folgte diesem plötzlichen Aufschwung eine längere Zeit der entgegengesetzten Entwicklung. Die Truppe wurde im Herbst 1928 nach ihrer zweiten probeweisen Ausbildungszeit aufgelöst – teilweise auch, um den schwerbeweglichen Infanteristen loszuwerden, der die Truppe befehligt und sie in ihren Entwicklungsmöglichkeiten gehemmt hatte. Aber die Aufstellung einer neuen Einheit – einer wirklichen Panzertruppe – wurde über Erwarten hinausgezögert.

Die britische motorisierte Truppe von 1927 zog die Aufmerksamkeit der militärischen Welt auf sich, und fortschrittliche Militärs in anderen Ländern waren begierig, ihre Möglichkeiten auszuprobieren. Das erste Land, das einen Versuch machte, war Amerika. US-Kriegsminister Dwight Davis wohnte bei einem Besuch in England einer der Übungen bei und gab nach seiner Rückkehr Instruktionen zur Aufstellung einer ähnlichen Truppe in der US-Armee. Um die Befürchtungen der älteren Waffengattungen zu beschwichtigen, betonte die Bekanntmachung, dass die neue Truppe die Infanterie oder Kavallerie «nicht ersetzen» sollte. Die Truppe selbst hatte ein noch kürzeres Leben als ihr englischer Vorläufer – sie wurde im Juli 1928 aufgestellt und im September aufgelöst. In den folgenden Jahren blieb die US-Armee hinter der europäischen Entwicklung zurück – entgegen den selbstverständlichen Erwartungen. Oberst Chaffee, der führende Kopf der neuen Schule in Amerika, führte einen erschütternden Kampf, um einen Fortschritt zu erreichen. General McArthur war einer der wenigen älteren Militärs, der eine Vorstellung davon hatte, was motorisierte Beweglichkeit erreichen könnte, aber als Stabschef war er durch die Opposition seiner statisch denkenden Zeitgenossen gehindert und zugleich durch Geldmangel gehandicapt. Im Kongress war Ross Collin der einzige «Prediger in der Wüste», der immer wieder bewies, dass die motorisierten Streitkräfte in einem zukünftigen Krieg entscheidend sein würden.

In Amerika wurde die Entwicklung der Panzerwaffe verzögert, weil nach dem ersten Weltkrieg die Führer der Armee, anstatt ein selbständiges Panzerkorps wie die Engländer aufzustellen, dem Beispiel des französischen Heeres gefolgt waren und die Panzerwaffe als Teil der Infanterie behandelt und in untergeordneter Stellung gehalten hatten. Für Frankreich erwies sich dies als eine verhängnisvolle Politik. Sie kann auf die Selbstzufriedenheit zurückgeführt werden, die durch den Sieg von 1918 begünstigt worden war. Die neue Schule gewann einige Anhänger in Frankreich, aber trotz ihres Eifers machten sie wenig Eindruck. Sie wurden erdrückt durch das Gewicht der übergeordneten Dienststellen, die an der alten Doktrin festhielten. Die Führer der französischen Armee waren restlos davon überzeugt, dass sie mehr über den Krieg wüssten als irgendeine andere Armee in der Welt und waren geneigt, alle anderen – die Deutschen ausgenommen – als Amateure zu verachten. Obwohl sie nicht «zu stolz waren, zu kämpfen», waren sie doch zu stolz, sich neue Methoden der Kriegführung anzueignen.

England blieb so weiterhin führend in der Entwicklung der motorisierten Truppen – solange Deutschland entwaffnet war. Der Fortschritt war in Wirklichkeit langsamer als in der Idee, aber 1931 wurde endlich versuchsweise eine vollständige Panzerformation, die 1. Panzerbrigade, aufgestellt. Brigadegeneral Broad, einer von der neuen Schule, wurde diesmal ihr Kommandeur. Er arbeitete einen Lehrgang zur Gefechtsausbildung in der Taktik der indirekten Annäherung und Zielanpassung aus. Er schuf auch ein System der Befehlsübermittlung und legte so einen guten Grund für einen weiteren Fortschritt.

Doch trat eine weitere bedauerliche Pause ein, bis diese 1. Panzerbrigade 1934 den Charakter einer ständigen Truppe erhielt. Hobart, der das Kommando darüber bekam, entwickelte nicht nur die taktischen Verfahren und die für rasche Unternehmungen nötige Funkverbindung, sondern machte sich auch an die Methode des tiefen strategischen Durchbruchs durch

einen Panzerverband, der unabhängig von der Hauptarmee operiert.

Diese Versuche trugen dazu bei, die Richtigkeit meiner früheren theoretischen Darlegungen über dessen Möglichkeiten zu beweisen. Aber die meisten älteren Generale waren von diesem Beweis keineswegs überzeugt. Sie blieben misstrauisch gegenüber der Möglichkeit solcher weitreichenden Schläge und zogen es vor, die Panzerverbände enger an die Hauptarmee und an das, was sie die «Hauptschlacht» nannten, zu binden. Demzufolge wurden Hobart die Möglichkeiten beschnitten, solche Panzerstrategie während der beiden folgenden Ausbildungszeiten fernerhin zu üben.

Die revolutionierenden Möglichkeiten dieses neuen Gedankens wurden in Deutschland besser begriffen – besonders von Guderian, der die von Hitler eben neu aufgestellten Panzerseinheiten ausbildete. Mehr als zehn Jahre lang, hatte Guderian, nach seinem eigenen Bericht, die englischen Gedanken mit brennendem Interesse verfolgt und ergriff nun begeistert die Gelegenheit, sie in die Tat umzusetzen. Der Sommer 1935 wurde der Ausbildung in der Handhabung einer versuchsweise aufgestellten Panzerdivision gewidmet; darauf wurden im Oktober desselben Jahres drei solcher Divisionen aufgestellt. Davon umfasste jede vier Panzerabteilungen und zwei motorisierte «leichte Infanterie»-Bataillone, neben Artillerie, Pionieren, einer Krad- und einer Aufklärungseinheit. (1939 bestand bereits die doppelte Anzahl an Panzerdivisionen, und 1940 gab es deren zehn.)

Noch bedeutsamer war es jedoch, dass Guderian diese modernen Verbände dazu ausbildete, den tiefen, strategischen Durchbruch auszuführen, wobei sie selbständig operierten und der Hauptarmee weit voraus vorgingen. Die älteren deutschen Generale waren über diesen unorthodoxen Gedanken sowie über seine Gefahren fast ebenso entsetzt wie vorher die englischen. Sie wollten die Panzerdivisionen auf die Unterstützung der Infanteriemasse beschränken. Aber als der Krieg kam, ergab sich auch die Gelegenheit, sich von ihren vorsich-

tigen Beschränkungen loszureissen. Der Feldzug in Polen zeigte den Wert des neuen Gedankens und verminderte gleichzeitig in der höheren Führung die Tendenz, seiner Durchführung Zügel anzulegen. Als nun der Feldzug im Westen eröffnet wurde, ging Guderian durch und stürzte vorwärts – sein ungehemmter Galopp von Sedan bis ans Meer schnitt den gesamten linken Flügel der gegnerischen Armeen ab. Die Belgier brachen zusammen, die Engländer konnten auf dem Seewege gerade noch entkommen, und ein grosser Teil der französischen Armee wurde in den Sack gesteckt. Schnell wurden dann die Panzerverbände zu neuem Schlage nach Süden und Osten herumgeworfen. Nach Durchbrechen der neuen französischen Front an der Aisne schnitt Guderians Vorstoss nach Osten auf die Schweizer Grenze den rechten Flügel des französischen Heeres ab und führte den Zusammenbruch Frankreichs herbei. In jedem Fall öffnete der Durchbruch selbst nur den Weg zur Lösung des Problems; die folgende rasche und tiefe Ausbeutung des Erfolges erst war das Entscheidende. Guderian hat den *Blitzkrieg* knapp gekennzeichnet als «Beweglichkeit, Schnelligkeit, indirekte Annäherung». In einer ausführlicheren Definition – der Guderian voll und ganz zustimmte – formulierte ich ihn folgendermassen:

«Das Geheimnis liegt teils in dem taktischen Zusammenwirken von Panzern und Fliegern, teils im Unerwarteten des Schlages nach Richtung und Zeit, vor *allem* aber in der *Verfolgung*, der Ausweitung des Einbruchs (des taktischen Durchstossens einer Front) zu einem *tiefen strategischen Durchbruch*, ausgeführt von Panzerverbänden, die den Hauptarmeen vorausziehen und *selbständig* operieren.

Der Schwung solcher Verbände verspricht einen Durchbruch von entscheidender Tiefe, *solange* er aufrechterhalten werden kann. Er wird aufrechterhalten durch den einem Sturzbach ähnlichen Vormarsch, der Widerstand entweder umfließt oder aber an schwachen Punkten durchstösst. In solchen Brechen wird der ‚Panzerstrom‘ vorübergehend eingeschnürt, um sich dann wieder zu ursprünglicher Breite auszudehnen.

Es ist der *gleichbleibende Schwung*, verbunden mit der *Schwenkbarkeit* der Stossrichtung, die den Gegner lähmen. Denn nach dem ersten Einbruch ergeben sich durch das schmiegsame Vorgehen der Panzerverbände in jeder Phase *mehrere gleichzeitige Möglichkeiten* der Bedrohung des Gegners, während die Bedrohung, die sich tatsächlich zu einem strategischen Durchbruch auswächst, zu plötzlich deutlich wird, als dass die feindlichen Reserven zur Versteifung des Widerstandes den gefährdeten Frontabschnitt noch rechtzeitig vor seinem Zusammenbruch erreichen könnten. In der Tat bleiben sowohl *taktische wie strategische Überraschung* von Anfang bis zu Ende wirksam. Das Ganze ist eine blitzschnelle ‚indirekte Annäherung‘ in den Rücken des Feindes, wo seine lebenswichtigen und verwundbaren Organe für Führung und Versorgung liegen.»¹

Es lohnt sich, die einzelnen Punkte dieser Definition im Gedächtnis zu haben, wenn man die Operationen während des Krieges studiert, nicht nur die Operationen, die zu raschen entscheidenden Ergebnissen führten, sondern auch die, die es nicht taten.

Diese Punkte sind auch Richtschnur für die Zukunft – zeigen sie doch die Bedingungen, die es zu erfüllen gilt, wenn Panzertruppen in Zukunft eine Rolle spielen sollen, ähnlich ihren Leistungen in der jüngsten Vergangenheit. Die Vervollkommnung von Abwehr und Abwehrwaffen erschwert zwar die Er-

¹ Da sich Guderian in Fragen der Panzerkriegführung selbst als meinen «Schüler» bezeichnet, mag es historisch interessieren, dass mir erstmalig das Studium der bis ins Letzte beweglichen Kräfte Dschingis Khans auf ihren Vorstößen in den mongolischen Feldzügen des 13. Jahrhunderts den Gedanken dieses tiefen strategischen Durchbruchs von Panzerverbänden eingab; die Anwendung gegen neuzeitliche Massenheere, deren Versorgung von der Eisenbahn abhängt, ergab sich aus einer Untersuchung von Shermans Vormärschen und Forrests Verwirrung stiftenden Überfällen in den Feldzügen des amerikanischen Bürgerkrieges von 1864/65. Die Schlussfolgerungen wurden durch eine Untersuchung der Wirkungen erhärtet, die solchen Kräften 1914 möglich gewesen wären, wenn es sie damals gegeben hätte. Was das Verfahren anlangt, so war es einfach eine strategische Bearbeitung für Panzertruppen des taktischen «überflutenden Sturzbachangriffs», wie ich ihn schon früher, am Ende des Weltkrieges 1914-1918, entworfen hatte.

Füllung dieser Bedingungen, so wie es bereits im vergangenen Krieg nach 1940 der Fall war, aber das Blitzkriegverfahren kann sich wiederum als erfolgreich erweisen, wenn die Mittel dann in der Richtung entwickelt werden, die die Vernunft schon längst diktierte. Die Panzertruppen, die 1940 den Sieg errangen, waren primitiver Art, worüber Guderian selbst und seine Panzerkameraden sich im Klaren waren. Sie unterlagen den Beschränkungen der damals vorhandenen Mittel, und ihr Panzertyp blieb weiter hinter der Bauart zurück, welche die englischen Sachverständigen in den zwanziger Jahren erstmalig entwickelt hatten. Aber er genügte, um die feindlichen Armeen aus ihren Stellungen zu werfen, weil deren Führer die neue Art der Kriegführung noch nicht recht begriffen hatten.

Der verblüffende Erfolg der deutschen Panzerwaffe beim Überrennen Frankreichs machte Englands Führer auf den praktischen Wert der neuen Theorie aufmerksam, die zwar in England geboren, aber von ihnen vernachlässigt worden war. In aller Eile wurden weitere Panzerdivisionen zur Verstärkung der schon vorhandenen aufgestellt. In Amerika war die Wirkung ähnlich. Doch in Deutschland, wo man aus der Annahme dieser Theorie so grossen Gewinn gezogen hatte, führte der Sieg zwar zu erhöhter Zuversicht, aber nicht zum Drang nach weiterem Fortschritt. Sieg und Selbstzufriedenheit gehen für gewöhnlich Hand in Hand.

Vor der Eröffnung der Invasion nach Russland im Jahre 1941 wollte Hitler aus Gründen der moralischen Wirkung seine Panzerdivisionen zahlenmässig verdoppeln; doch da die Panzerfertigung nicht ausreichte, entschloss er sich für den gefährlichen Schritt, dieselbe Wirkung durch eine «Verdünnung» zu erreichen – indem er die Anzahl der Panzer in jeder Division von 300 auf 180 herabsetzte. Diese Verringerung geschah gegen den Rat der erfahrenen Panzerstrategen, von denen einige den Vorkriegsstand von 400 für das Richtige hielten – eine Kompanie von den vieren jeder Panzerabteilung war beim Ausrücken ins Feld zur Rekrutenausbildung in der Hei-

mat geblieben. Weiterhin war auch die Motorisierung der anderen Einheiten in der Division nicht viel vorangekommen.

Die üblen Folgen solcher Unterlassungssünden traten im Anfangsstadium des Feldzugs noch nicht sonderlich hervor, da das russische Oberkommando zu der Zeit in der Handhabung seiner eigenen Panzer und im Ergreifen von Gegenmassnahmen nicht besser als das französische war. Aber auf ihrem weiteren Vormarsch waren die Deutschen in steigendem Masse durch die mangelhafte Motorisierung ihrer sogenannten Panzerdivisionen behindert – Russlands schlechte Strassen erwiesen sich als ein grösseres Hindernis als seine Panzerwaffe, besonders bei schlechtem Wetter. Und als die deutschen Divisionen infolge von Ausfällen durch Kampftätigkeit und Panzen zusammenschrumpften, wirkte sich das unverhältnismässig lähmend auf ihre Stosskraft aus, weil ihre anfängliche Panzerstärke derart verringert worden war. Im späteren Verlauf des Krieges griffen sie oft mit weniger als 100 Panzern in die Schlacht ein. Es war daher nicht zu verwundern, dass ihre Angriffe immer weniger erfolgreich wurden – ganz abgesehen von der Entwicklung wirkungsvollerer Panzerabwehrverfahren und dem Anwachsen der russischen Panzerwaffe mit ihren modernen und vervollkommneten Typen.

Ferner verdient auch Beachtung, dass beim Einmarsch in Russland Hitler und die deutschen militärischen Führer übereingekommen waren, Guderians Vorhaben zu vereiteln; Guderian hatte den gleichen tiefen strategischen Durchbruch geplant, wie er ihn mit so entscheidendem Erfolg in Frankreich durchgeführt hatte. Ihm und den anderen Kommandeuren aus der Gruppe der Panzeranhänger wurde so der Weg verlegt zu einem Zeitpunkt, als kaum ein Hindernis sie mehr hätte aufhalten können. Die Ablehnung von höchster Seite erfolgte aus Gründen der Vorsicht, verbunden mit einer orthodoxen Vorliebe für die «klassische» Kesselschlacht. Wie so oft in der Geschichte führte die allbeherrschende Sorge um Sicherheit zu Unsicherheit, die mit einem kühnen Entschluss hätte vermieden werden können. Rückblickend kamen viele der ortho-

dox gesinnten deutschen Generale zu der Erkenntnis, dass das deutsche Heer seine beste Gelegenheit zu einem entscheidenden Sieg verspielt hatte durch die Ablehnung von Guderians Plan, tief bis auf Moskau durchzustossen, ehe sich die Verteidiger sammeln konnten.

Es ist eine Ironie des Schicksals, dass die britische Armee die deutschen Fehler nachahmte in dem Glauben, damit den Geheimnissen der deutschen Erfolge auf die Spur gekommen zu sein. Sie hätte besser getan, die Entwicklung des ursprünglichen englischen Gedankens, der von den Deutschen nur übernommen worden war, folgerichtig weiterzuführen.

Bei Kriegsausbruch umfasste die britische Panzerdivision sechs Panzereinheiten und ein motorisiertes Infanteriebataillon, wobei das infanteristische Element zu klein war. Bis zum Herbst 1940 wurde es daher auf drei Bataillone – neben sechs Panzereinheiten – erhöht. Das Verhältnis des infanteristischen Bestandteils war damit zwar günstiger geworden, aber sein Kampfwert wurde gemindert, da die Infanterie auf nicht-gepanzerten Fahrzeugen befördert wurde. Später jedoch ging die britische Armee unter dem Einfluss eines falschen Nachahmungstriebes zu sehr zum anderen Extrem über. Sie folgte 1942 dem deutschen vermeintlich besseren Beispiel und stellte sich auf einen ähnlichen Aufbau ihrer Panzerdivisionen um, wie ihn die Deutschen – zu ihrem Schaden – 1941 vorgenommen hatten: die Panzereinheiten wurden auf drei herabgesetzt und die Infanterieeinheiten auf vier erhöht. Das Ergebnis war eine Schwächung der Stosskraft der englischen Panzerdivisionen, ähnlich wie bei den Deutschen. Und da die Infanterie nicht auf Panzerwagen und Raupenfahrzeugen befördert wurde, auf denen sie in schwierigem Gelände und unter Beschuss mit den Panzern hätte Schritt halten können, wurde auch die Wucht des Nachstossens gedämpft.

Die Fehler dieser Zusammensetzung wurden unter dem Einfluss von Führern, die in der alten Kampfweise gross geworden waren, noch durch eine falsche Taktik und eine missverstandene Zielsetzung verschlimmert. Beides, falsche Tak-

tik wie missverstandene Zielsetzung, waren schon 1941 im Feldzug in Nordafrika deutlich geworden – damals Englands einziger aktiver Kriegsschauplatz. Nach den dortigen Rückschlägen richtete sich die Kritik auf die im Vergleich zu den Deutschen mangelhafte Feuerkraft der britischen Panzer. Bei aller Berechtigung war diese Kritik doch zu engstirnig. Denn sie vergass, dass die Unterlegenheit an Feuerkraft in ihren Folgen noch verstärkt worden war durch eine Taktik, welche die deutschen Panzer aufspüren und vernichten liess – anstatt sich die nichtgepanzerten Verbände oder verwundbaren Nachschubwege des Gegners zum Ziel zu nehmen. Dieses überkommene taktische Verhalten war Wasser auf Rommels Mühle, der seine 8,8-cm-Geschütze in geschicktem Zusammenwirken mit seinen Panzern ins Feld führte und den angreifenden Panzern Fallen stellte in der Art, wie ich sie vor dem Krieg vertreten hatte, als ich auf die Entwicklung einer neuen Verteidigungstechnik drängte. Dadurch machte Rommel die zahlenmässige Überlegenheit der Engländer an Panzern wieder wett und konnte verblüffende Gegenschläge austeilten, die die englischen Vorstösse in Rückzüge verkehrten. (In dem wiederholten Erfolg dieser verteidigend-angreifenden Fallentaktik, selbst in der freien Wüste, zeigte sich, wie die englisch-französischen Truppen dem deutschen Vorstoss hätten begegnen und das Unheil abwenden können, das über sie hereinbrach.)

Noch 1941 waren die Engländer in Nordafrika an Stärke so weit überlegen, dass sie mit guter Aussicht auf Erfolg hätten angreifen können. Doch als sie sich die Vernichtung der feindlichen Panzer vornahmen, ohne dabei Gebrauch von der Taktik der Panzerfallen zu machen, verfielen sie damit nicht nur auf den – im Hinblick auf ihre artilleristische Unterlegenheit – dümmsten Gedanken, sondern liessen sich auch die Gelegenheit zum Angriff entgehen. Derselbe Fehler wurde später wiederholt. Es war das Erbe eines alten Dogmas – des Dogmas von der «festen Schlachtordnung», das die Militärs blind für die Erkenntnis machte, dass ihnen mit der neuen Beweg-

lichkeit das Mittel zur Erreichung des wahren strategischen Zieles in die Hand gegeben war: nämlich der Entscheidung des Ausgangs ohne ernsthaften Kampf. Dieser Fehler war aber auch das Erbe der Felddienstübungen aus der Zeit vor dem Kriege, wobei Kommandeure der alten Schule als erstes versuchten, einander die Panzer abzuschliessen, um dann ihr Gefecht nach den Gesichtspunkten fortsetzen zu können, mit denen sie vertraut waren. Zur Kritik dieser Gewohnheit war schon lange vor dem Kriege darauf hingewiesen worden, dass «das Brachliegenlassen eines so wichtigen Bestandteiles, wie ihn ein Panzerverband nun einmal darstellt, durch die Bekämpfung des gegnerischen Panzerverbandes genau so töricht ist, wie wenn zwei Schachspieler zu Beginn ihre Könige austauschten».

Als 1941 und 1942 in Nordafrika nach diesem Schema verfahren wurde, erschütterte dies bei der Truppe das Vertrauen in die Führung und deren Taktik, so dass der Ausdruck «doing a Rommel» unter ihnen zu einer stehenden Redensart wurde, die sie gebrauchten, wenn sie eine besonders gute Leistung meinten. Die taktischen Fehler erhöhten noch die Auswirkung der technischen Nachteile der englischen Panzerbauart. Ende 1942 trat mit Montgomerys Kommandoübernahme ein Wandel ein.

Er schrieb darüber: «Es war Allgemeingut geworden, dass in einer modernen Schlacht zuerst nach der Vernichtung der feindlichen Panzerwaffe zu trachten sei.. . Ich entschloss mich zur Umkehr dieses Grundsatzes und damit zunächst zur Vernichtung der nichtgepanzerten Verbände.» Dieses Vorgehen erwies sich als fruchtbarer, doch blieb es in seiner Wirkung begrenzt, weil aus Mangel an einer offenen Flanke die Offensive bei El Alamein auf einen Frontalangriff beschränkt war.

Mit dem Aufkommen neuer Panzer im Jahre 1942 liess die Klage über die vorhandenen Panzertypen, besonders den von den Amerikanern gebauten «Sherman», nach, doch kam es 1943 zu einer neuerlichen Unterschätzung der Panzerwaffe

und ihrer Rolle im Kriege. Diese Ansicht hatte sich merkwürdigerweise nach Montgomerys Sieg bei El Alamein herausgebildet. Der Umstand, dass dort die Infanteriedivisionen zum Einbruch in die feindlichen Stellungen und als Wegbereiter der Panzerdivisionen eingesetzt worden waren, wurde zum Anlass genommen, um für die Infanterie «Reklame zu machen» und die Panzerwaffe herabzusetzen. Die schweren Panzerverluste infolge des ungestümen taktischen Vorgehens nach dem Frontaldurchbruch und das anschliessende Unvermögen der Panzerdivisionen, die Reste der Rommelschen Armee abzuschneiden, war neues Wasser auf die Mühle der Panzergegner.

Während der folgenden Monate liessen sich wieder viele Stimmen hören, die behaupteten, dass die grosse Zeit des Panzers vorüber und er von einer erstklassigen Waffe zu einer solchen untergeordneter Bedeutung abgesunken sei. Nur wenige stellten sich einmal in Ruhe die Frage, ob die Möglichkeiten des Einsatzes von Panzerverbänden auch wirklich voll ausgeschöpft worden waren. Rommels Bemerkung in seinem Tagebuch über sein glückliches Entkommen trifft die Sache besser: «Wie immer legte das britische Oberkommando seine gewohnte Vorsicht und nur wenig kühne Entschlusskraft an den Tag. So griffen sie zum Beispiel immer wieder mit einzelnen Panzerverbänden an und warfen nicht, wie man hätte erwarten sollen, die 900 Panzer, die ihre ungeheure Überlegenheit ausmachten, ins Gefecht, um eine rasche Entscheidung zu erzwingen, was sie ohne eigene Gefahr am nördlichen Teil der Front hätten tun können.»

Der Chor der Panzergegner wurde vorübergehend zum Schweigen gebracht durch den dramatischen Zusammenbruch des deutsch-italienischen Widerstandes in Tunis, als Folge des Durchbruchs der 6. und 7. Panzerdivision und des von der 7. Panzerdivision geführten entscheidenden Schlages bei der Abschnürung der oberen Halbinsel von Kap Bon, womit die letzten Schlupfwinkel des Gegners abgeriegelt waren. Bei diesem Vorstoss wurden Gewehrschützen auf Panzer mitge-

führt, so dass sie beim Ausräumen von Widerstandsnestern rasch verfügbar waren. Es war dies eine improvisierte Massnahme, mit der Zeit erspart wurde, statt Infanterie auf Lastwagen heranzuführen, die ja doch einige Kilometer weiter hinten hätte absitzen müssen. Daran wurde aber die ständige Unterlassungssünde deutlich, die darin bestand, dass man nicht für gepanzerte geländegängige Fahrzeuge für die infanteristischen Teile einer Panzerdivision gesorgt hatte – ein Erfordernis, das zwanzig Jahre lang gepredigt worden war.

Der langsame, planlose Vormarsch durch das bergige Sizilien und die trichterförmige Länge Italiens liess den Chor der Panzergegner aufs Neue laut werden. Verpasste Gelegenheiten bei günstigem Vormarsch zerstörten oft die Möglichkeit schnelleren Fortschritts, wurden aber nicht in Betracht gezogen, wenn sich die Gelegenheit bot, die Zukunft der Panzerwaffe in Abrede zu stellen. Churchill selbst verfiel einem seiner periodischen Rückfälle, als er im Februar äusserte: «Wir haben zu viel Panzer – Panzer sind erledigt!» Seine Zweifel wurden durch seine militärischen Ratgeber noch verstärkt.

Als ich Anfang 1944 die amerikanischen Truppen in England besuchte, fand ich in General Wood, dem Kommandeur der 4. Panzerdivision, einen der wenigen Soldaten, die unerschütterlich an eine bewegliche Panzerwaffe glaubten. Aber ich traf ihn recht niedergeschlagen an. Er kam von einer Besprechung der obersten Führung, bei der Feldmarschall Sir Alan Brooke, der Chef des Grossen Generalstabes, einen Vortrag gehalten hatte. Ein Grundton dabei war der Gedanke gewesen, dass die Methoden der Kriegführung «wieder auf dem Stand von 1918» angelangt seien und blitzartige Vorstösse so wie 1940 nicht mehr in Frage kämen. Wood hatte den Eindruck, dass sich das amerikanische Oberkommando von diesem Zeitlupenstandpunkt hatte anstecken lassen. Wenn er auch seine Hoffnung auf Patton setzte, der eben in England zur Übernahme des Kommandos über die 3. Armee eingetroffen war, so fürchtete Wood doch, dass auch er sich der Ansicht der Mehrheit fügen werde.

Auf seine dringenden Vorstellungen hin ging ich zu Patton. Dessen dynamische Kraft fiel sofort auf und wirkte ausserordentlich erfrischend; aber es traf mich wie ein Schlag, als er sagte, wenn die alliierten Armeen nach Frankreich einmarschierten, würden sie die Panzervorstösse von 1940 nicht wiederholen können, sondern müssten «auf Methoden von 1918 zurückgreifen». Ich stellte das in Frage, hielt es aber für das beste, ihm meine Gegenargumente indirekt nahezubringen. Er hatte mir nämlich gesagt, vor dem Kriege habe er einmal einen langen Urlaub damit verbracht, die Feldzüge Shermans in Georgia und Nord- und Südkarolina zu studieren, und zwar an Hand meines Buches. Also sprach ich von den Möglichkeiten, «Sherman-Methoden» im modernen Krieg anzuwenden, das heisst ohne Tross zu marschieren, um schneller vorwärtszukommen, Verbindungen, wenn nötig, zu durchschneiden, am Gegner vorbeizustossen, statt sich bei dem Versuch, ihn im direkten Angriff zu werfen, festzufahren. Es schien mir, dass es durch die Entwicklung und Auswertung solcher Sherman-Methoden in grösserem Massstab möglich sein müsse, in den Rücken des Feindes zu gelangen und seine Stellung auszuheben, wie es die Deutschen schon 1940 getan hatten.

Dieses indirekte Argument schien auf ihn zu wirken – es passte zu seinem beweglichen Temperament besser als die Argumente der höheren Dienststellen, denen er momentan zugestimmt hatte. Jedenfalls, als ich ihn im Juni wieder besuchte, kurz bevor seine Armee nach der Normandie übersetzte, sprach er nicht mehr von den Methoden von 1918, sondern von kühneren Unternehmungen. Nachdem seine Armee aus dem Brückenkopf durchgebrochen war, stiess sie von der Normandie im «Super-Sherman-Stil» in Richtung auf die deutsche Grenze vor. Wood hielt mit seiner vierten Panzerdivision die Spitze auf diesem Vormarsch; als er die Seine erreicht hatte, schrieb er an mich, um mir mitzuteilen, wie gut sich seine Methoden bewährt hätten. Aber bald darnach wurde der Schwung des Vormarsches gelähmt, zum Teil, weil in

den obersten Dienststellen zu viel geplant wurde, zum Teil, weil der Nachschub nicht nachkam. Das war die Folge ungenügender Vorbereitung und dies wieder die Folge ungenügender Voraussicht. Später schrieb Wood: «Ich bin überzeugt, dass wir schneller ans Ziel gekommen wären, wenn das Oberkommando der Methode der indirekten Annäherung den gleichen Wert beigemessen hätte wie ich.» Und auf den Durchbruch bei Avranches anspielend, bemerkte er: «Unsere Leute hatten keine Vorstellung von der weitreichenden Wirkung der Panzer . . . noch davon, wie man bei solchen Vorstössen den Nachschub heranbringt.»

Hier können wir wohl den Überblick über die Vergangenheit schliessen, der uns in die Lage versetzen sollte, einen Blick in die Zukunft zu tun. Was wir daraus lernen können, ist, dass die Zeit der Panzerwaffe noch nicht gekommen ist, weil sie im wahrsten Sinne des Wortes *noch nicht ausprobiert worden ist*.

Das mag eigenartig klingen, wenn man bedenkt, dass eine Handvoll deutscher Panzerdivisionen Polen, Frankreich und einen Teil von Russland überrannt hat. Aber die deutschen Panzerdivisionen waren keine «Panzerstreitkräfte» im eigentlichen Sinne des Wortes; und genau so wenig waren das die sogenannten «Panzerdivisionen», die die Alliierten in den späteren Kriegsjahren verwendeten. Die eigentliche «Panzerwaffe» in einer Panzerdivision war ein kleiner Kieselstein in einer grossen Schlinge. Je länger der Krieg dauerte, desto kleiner wurde der Stein, aber nicht die Schlinge. Während der Stein gerade noch aus 200 Panzern bestand, bestand die Schlinge aus ungefähr 15'000 Mann und über 3'000 nicht gepanzerten Fahrzeugen. Die Panzerregimenter machten nur ein Sechstel der gesamten Mannschaftsstärke einer Panzerdivision aus. Seit dem Kriege ist die Zahl der Panzerereinheiten in der englischen und in der amerikanischen Armee von drei auf vier erhöht worden; dadurch ist die Zahl der Panzer auf 280 in den englischen und auf 300 in den amerikanischen Panzerdivisionen gestiegen. Diese Erhöhung zeigt, dass wenigstens

einigermaßen die Lehren aus einer grundlegenden Erfahrung des Krieges gezogen worden sind. Aber die Schlinge bleibt trotzdem noch so lang wie je.

Was heute «Panzerdivision» genannt wird, mag wohl als viel schlagkräftigere Waffe gelten als die Infanteriedivision alten Stils; aber im eigentlichen Sinne des Wortes ist sie niemals eine «Panzerdivision». Die Bezeichnung verwirrt nur die Begriffe und führt zur Selbsttäuschung. Man hätte genau so gut im Mittelalter sagen können, ein «gepanzelter Ritter» sei einer, der im Nachthemd aus dem Bett gesprungen sei und einen Panzerhandschuh über die Schwerthand gezogen hätte.

Der Nachteil ist um so grösser, als die sogenannte «Panzerdivision» eine Division «mit gefesselten Füßen» ist. Ungefähr neun Zehntel ihrer Fahrzeuge laufen auf Rädern und sind mehr oder weniger strassengebunden. Das ist in der Masse, in der die Luftangriffe zugenommen haben, eine immer grössere Behinderung geworden und wird es wahrscheinlich noch mehr werden. Auch durch die Verminung von Strassen hat sich die Behinderung vervielfacht. Wir müssen mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, dass jede Verteidigung auf der Verminung von Strassen aufgebaut wird, das heisst alle Strassenzentren werden in furchtbare Widerstandszentren verwandelt werden, so dass jede Möglichkeit eines schnellen und tiefen Vorstosses davon abhängt, ob unsere beweglichen Streitkräfte diese «Igel» umgehen können. Wenn sie jedesmal, während diese Hindernisse genommen werden, warten müssen, werden sie kaum zum Ziel kommen, ehe der Feind seine Reserven wieder gesammelt hat.

Die kleine kämpfende Angriffsspitze einer Panzerdivision kann die Strasse verlassen und um ein Hindernis herum vorstossen, aber der auf Rädern laufende Schwanz kann es nicht. Und was für ein unheimlich langer Schwanz das ist! Wenn die Division an eine einzige Strasse gebunden ist, dann bedeutet das bei dem üblichen Abstand, dass sie sich über 320 Kilometer ausdehnt. Um es deutlicher zu sagen: Wenn die

Division auf dem Kontinent operierte, würde der Schwanz noch bei Paris stehen, wenn die Spitze sich Antwerpen näherte. Wo eine Armee vorgeht, ist es oft unmöglich, einer Division mehr als *eine* Strasse zuzuweisen, zumal in vielen Gegenden des Kontinents das Strassennetz weitmaschig ist. Auf diese Weise würde eine Division, die hauptsächlich auf Rädern läuft, in ihrer Manövrierfähigkeit genau so beschränkt sein wie eine Schlange, die sich durch ein Abflussrohr windet.

Die gegenwärtige Zusammensetzung des Heeres hat auch zur Folge, dass seine vereinte Schlagkraft beschränkt wird. Alle Erfahrungen haben – worauf die Theorie schon längst hingewiesen hat – gezeigt, dass die beste Aussicht für einen entscheidenden Schlag besteht, wenn eine Masse von Panzern an einem schwachen Punkt plötzlich konzentriert wird, so dass der Verteidiger von zu vielen Kräften gleichzeitig angegriffen wird und seine Panzerabwehr dagegen nicht aufkommen kann. Das ist die Schwerpunktmethode, die die deutschen Panzerdivisionen 1940 so erfolgreich angewandt haben. Allerdings hatten sie das Glück, Gegner zu finden, die sehr schwach an Pak waren und von modernen Verteidigungsmethoden keine Ahnung hatten.

Jetzt ist das Problem viel schwieriger, wie spätere Kriegserfahrungen an allen Fronten gezeigt haben. Der Stoss muss viel energischer sein, wenn er Erfolg haben soll. Aber mit den sogenannten Panzerdivisionen des jetzigen Typs ist sowohl eine massierte wie eine plötzliche Konzentration fast unmöglich. Jede Division ist eine riesige Spule; und selbst wenn sie eng aufgewickelt ist, ist nicht genug Raum, viele Panzer-Stosszähne in *einem* Sektor zu konzentrieren. Ausserdem würde das auch nicht schnell genug gehen.

Wenn unsere Kampfkraft gross genug sein soll, dann müssen wir unsere «mechanische Schlange» nach einem klar durchdachten Plan aufbauen, das heisst wir müssen die Länge des Schwanzes kürzen und die Stärke des Kopfes vergrössern. Wenn wir ihr die Kraft verleihen wollen, in die Tiefe durch-

zustossen, müssen wir dafür sorgen, dass der Schwanz nicht im Geleise einer Strasse stecken bleibt.

Bis jetzt ist die Panzerdivision nach Plänen zusammengesetzt, die einem Kochrezept gleichen: «Man nehme eine Handvoll Panzer, mische sie mit einem Pfund Infanterie, giesse einen halben Liter Artillerie zu und gebe einen Schuss Panzerwagen darauf.» Wir haben sogar mehrere, verschiedene Sorten von Artillerieeinheiten zugegossen – als ob wir ein Menu in einem Luxushotel zusammenstellten –, statt den Versuch zu machen, eine Division zusammenzustellen, die mit Erfolg gegen feindliche Infanterie, feindliche Panzer und feindliche Flugzeuge eingesetzt werden könnte. Wir setzen etwas hinzu, um einem Element Feuerschutz zu bieten, das nur eine Hilfsfunktion hat, und müssen dann wieder etwas anderes hinzusetzen, um dem Feuerschutz bietenden Element Feuerschutz zu bieten; und mit jedem Schritt vervielfachen wir die Transportmittel, den Umfang und den Nachschub und damit wieder die Transportmittel.

Vor fast dreissig Jahren schrieb ich eine Arbeit über den motorisierten Krieg der Zukunft und die «Entwicklung einer neuen Musterarmee», in der ich Vorschläge machte, wie dieses Ziel in zwei Phasen zu erreichen sei, in einer ersten «evolutionären» und in einer zweiten «revolutionären». In der ersten Phase würden die Musterdivisionen eine Mischung aus Panzern und motorisierter Infanterie und Artillerie sein. In der zweiten würde der Panzer die älteren Waffen aufsaugen und der Erdpartner des Flugzeuges werden. Die schnellen Divisionen würden Vollpanzerdivisionen werden mit Artillerie auf gepanzerter Selbstfahrlafette und einer beschränkten Zahl Spezialfusstruppen als «Panzermatrosen» auf Panzertransportwagen. Die Arbeit erregte grosses Interesse und rief manche Diskussion im Ausland hervor, besonders bei der deutschen Reichswehr, die damals im Schmelztiegel nach der Niederlage des ersten Weltkrieges war. Guderian und andere haben den Einfluss der Schrift bestätigt. Aber das, was ungetan blieb, ist bezeichnender als das, was getan wurde.

Denn man kann sehen, dass sogar die Deutschen nie weiter als bis zur ersten Phase dieses Planes kamen. Das genügte für die Niederwerfung Frankreichs, nicht aber für die Niederwerfung Russlands. Und im weiteren Verlauf des Krieges wurden «gepanzerter» Streitkräfte des bestehenden Typs mehr und mehr erfolgreich von ähnlich beweglichen Truppen bekämpft und hatten dadurch immer weniger die Möglichkeit, ungedeckte Füsseinheiten einzuschliessen und bewegungsunfähig zu machen. Das war ganz natürlich und viel weniger bemerkenswert als die Tatsache, dass die «evolutionäre» Phase der neuen Entwicklung genügt hatte, die Kriegführung in den ersten Kriegsjahren derartig zu revolutionieren. Doch die englisch-amerikanischen Armeen haben in den späteren Kriegsjahren, als das Blatt sich wendete, keinen ernsthaften Versuch unternommen, einen neueren Aufbauplan zu entwickeln – trotz ihres viel höheren Kriegsindustriepotentials. Sie gaben sich damit zufrieden, sich einfach in dem alt-neuen Stile mit Wucht auf dem Weg zum Sieg vorzukämpfen.

Und da stehen wir nun. Die Landheere und ihre Panzertruppen sind in den Trott einer neuen Orthodoxie hineingeraten. Abgesehen von einzelnen Verbesserungen setzen sie nur eine konventionelle Kriegführung in einer versuchsweise und teilweise reorganisierten Form fort, die zufällig am Ende des zweiten Weltkrieges einen durchschlagenderen Erfolg hatte, als man vernünftigerweise hätte erwarten können. Die Landheere müssen aus diesem Trott heraus, wenn irgend sie einen bedeutenden Einfluss in Zukunft haben sollen – sonst kann man nur erwarten, dass sie von der Luftwaffe mattgesetzt und verdrängt werden.

Um der Panzerwaffe eine anständige Chance zu geben, müssen wir zwei Probleme lösen: den Durchbruch und die anschliessende Verfolgung. Das erste ist das wesentlich schwierigere. Die Schwierigkeiten des zweiten entspringen zum erheblichen Teile einer falschen Organisation unter dem Einfluss konventionellen Denkens.

Es stehen uns noch verschiedene Möglichkeiten offen, die

Durchbruchskraft der Panzer zu erneuern. Ausser neuen technischen Mitteln, die Panzerabwehr lahmzulegen, die öffentlich zu diskutieren nicht wünschenswert ist, haben wir noch keineswegs die taktischen Mittel voll ausgenützt. Seit Panzerstreitkräfte im Kriege zum ersten Male eingesetzt waren, haben ihre stärker überzeugten Anhänger immer behauptet, ihr Wert läge vornehmlich in ihrer Verwendung «in Schwärmen – um die Verteidigung zu überschwemmen». Es ist das Prinzip der Erdrückung: Man stellt dem Verteidiger viel mehr einzelne Angreifer entgegen, als er abwehren kann. Dieses Prinzip wurde bei dem deutschen Durchbruch bei Sedan 1940 befolgt, wo das Korps Guderian mit 900 Panzern auf eine Frontbreite von weniger als acht Kilometern konzentriert war und die französischen Stellungen hinter der Mosel, eine nach der anderen, zerbrach. Nach einem Einbruch von 25 Kilometern in zwei Tagen gegen erheblichen Widerstand war das Korps durchgebrochen, das Land lag frei, und aus dem Vormarsch wurde ein Galopp. Eine ähnliche Erdrückungstaktik wurde an der Aisne bei dem zweiten Durchbruch angewandt, wo die anschliessende Verfolgung zum allgemeinen Zusammenbruch der französischen Armee führte. Aber das Prinzip ist bei den Panzerangriffen in den späteren Kriegsjahren selten befolgt worden, obgleich sein Wert sich erneut bei den Luftangriffen erwies, zuerst bei den «1'000-Bomber-Angriffen». Das Prinzip sollte bei der Aufstellung zukünftiger Panzerstreitkräfte erneut angewandt werden, wenn sie irgendeine Möglichkeit haben sollen, Schläge vom Guderiantyp durchzuführen, sei es in der Offensive oder in der Gegenoffensive.

Die Möglichkeit hängt zum Teil von der Entwicklung der Panzerkonstruktion und zum Teil von dem organisatorischen Aufbau der Panzerstreitkräfte ab. Wir sollten erkennen, dass die gegenwärtige Tendenz, grössere und damit weniger Panzer zu konstruieren, für die Durchführung dieses Prinzips ungünstig ist. Wir könnten viel gewinnen durch einen erneuten Versuch, einen leichteren und billigeren Typ zu entwickeln,

vorausgesetzt, dass man seine Fähigkeit, Hindernisse zu nehmen, gebührend in Rechnung stellt. Dazu ist ein langes Chassis, aber nicht unbedingt die entsprechend grosse Masse oder das entsprechend hohe Gewicht nötig. Solche Panzer könnten eher mit Raketen als mit Kanonen grossen Kalibers bestückt werden. Die Deutschen konzentrierten sich bei Kriegsende gerade auf Raketenpanzer unter 20 Tonnen und hätten sie eingesetzt, wenn der Krieg weitergegangen wäre.

Überlegene Kampfkraft ist wichtig für eine Panzerkonstruktion und sogar zum Selbstschutz relativ wertvoller als starke Panzerung. Aber die Kraft eines Panzerverbandes schrumpft durch Ausfälle (Verluste und Pannen) stark zusammen; und je kleiner die Zahl der Panzer, desto schwerer wiegen relativ die Ausfälle. Ausserdem kann die Wirkung eines überlegenen Geschützes durch überlegene Manövrierfähigkeit in erstaunlichem Masse ausgeglichen werden, besonders in Panzergefechten. Ein schlagendes Beispiel war die erfolgreiche Abwehr des russischen Vormarsches auf die Ploesti-Ölfelder im Mai 1944, als die Stalinpanzer zum ersten Male auf dem Schlachtfeld erschienen und bei den Deutschen einen anfänglichen Schock verursachten, als sie das Feuer auf über 3'000 Meter mit ihren 12,2-cm-Geschützen eröffneten. Doch als diese Schlacht von Targul Frumos endete, hatte Manteuffels Division von 160 Panzern (von denen nur 40 Tiger mit einem nur 8,8-cm-Geschütz waren) 350 von den Panzern des Angreifers zerstört und dabei nur zehn eigene verloren. Sogar dem kleinen Panzer IV gelang es, eine Reihe der gegnerischen Goliaths ausser Gefecht zu setzen, indem er sich in Deckung schnell in ihren Rücken vorarbeitete und die Schussentfernung bis auf 1'000 Meter verringerte.

Obwohl gerade das deutsche Heer in der Bestückung der Panzer mit starken Geschützen voranging, betonten seine erfahrensten Panzeroffiziere doch, dass nach ihrer Kriegserfahrung im Ganzen die Manövrierfähigkeit noch wichtiger sei, weil man damit schnell die Feuerstellung wechseln und die Entfernung verkürzen könne und dadurch eine grössere Feuerwir-

kung erziele. Geschwindigkeit ist ein wesentliches Element der Manövrierfähigkeit, aber auch nur ein Element. Beweglichkeit im Gelände ist wichtiger als Schnelligkeit auf der Strasse. Man könnte sie «Geländebeweglichkeit» oder Wendigkeit nennen. Sie hängt nicht nur von der Geländegängigkeit des Panzers selbst ab, sondern vom Geländesinn der Mannschaft und der grösseren taktischen Geschicklichkeit der Kommandeure von Panzereinheiten. Wenn Truppenführer, die Panzer von überlegener Geschwindigkeit und Beweglichkeit haben, immer wieder ihre Unterlegenheit in der Bewaffnung betonen, so erinnert diese Haltung an das Sprichwort: «Nur der schlechte Arbeiter gibt dem Werkzeug die Schuld.» Die Klage ist nur berechtigt, wenn die Unterlegenheit in der Bewaffnung sehr gross oder das Gelände ganz ungeeignet zum Manövrieren ist.

Überlegenheit in der Bewaffnung kann, wenn sie auch wünschenswert ist, für einen zu teuren Preis eingetauscht werden, wenn sie nämlich auf einen Verlust an Manövrierfähigkeit oder eine geringere Anzahl Panzer hinausläuft. Beiden Schwierigkeiten kann man nur schwer aus dem Wege gehen bei der zunehmenden Grösse der Panzer, die ihrerseits wieder von denen begrüsst wird, die es bequemer finden, einen geruh-samen Stil der Kriegführung beizubehalten. Schon der Name des englischen Nachkriegspanzers «Centurio» erinnert an den zu Fuss marschierenden, bepackten römischen Legionär und nicht an die wiedergeborene Idee der mongolischen Reiterei, die vor zehn Jahren den Stil der Blitzoperationen entstehen liess. Es ist an der Zeit, dass wir die Vorstellung vom «Elephanten»-Panzer endlich aufgeben und uns der Wiederbelebung der Sturzbachtechnik zuwenden. Die Entwicklung einer neuen Form der Antriebskraft für Panzer und eine neue, leichtere Form von durchschlagskräftigen Waffen würde die Aussichten noch verbessern.

Eine weitere Möglichkeit ist die Entwicklung von ferngesteuerten Panzern für die Spitze. Schwere Verluste an solchen unbemannten Panzern würden beim Angreifer keine lähmende

Schockwirkung mehr haben. Es wäre nicht so folgenschwer, ob ein grosser Prozentsatz kampfunfähig geschossen würde, wenn nur eine schlagkräftige Anzahl durch die ganze Tiefe der Verteidigungsstellung stiesse. Dann könnte der Durchbruch ausgenutzt werden; aber das würden erfolgreicher bemannte Panzer durchführen, weil sie besser manövrieren können, bis dann eine andere Riegelstellung erreicht ist.

Wenn solch eine Riegelstellung an einem Flusslauf aufgebaut ist, braucht man bewegliche Infanterie, um ihn überqueren zu können. Aber im Allgemeinen wird die Zahl der wirklich benötigten Fusstruppen überschätzt; oft kommt man mit weniger aus, wenn man durch geschicktes Manövrieren eine günstige Gefechtseröffnungslage schafft. Das wurde demonstriert, als Guderian den Übergang über die Mosel bei Sedan erzwang, wo zwei bewegliche Infanterieregimenter genügten, um einen Brückenkopf vorzutreiben, der für den Durchgang des ganzen Panzerkorps ausreichte, obwohl die meisten höheren Kommandeure gemeint hatten, er müsste bis zur Ankunft der Reserveinfanteriedivisionen warten. Aber man käme mit noch weniger aus, wenn man neue Formen von Panzerbrücken und Panzerflüssen entwickelte. Man könnte einen bedeutenden Fortschritt durch die Konstruktion nichtspezialisierter Amphibienpanzer erreichen, die Flüsse überschwimmen können, ohne an allgemeinem taktischen Wert einzubüssen. Und dieses Problem bedarf neuartiger Versuche in der Forschung.

Man kann also sehen, dass auf dem Gebiete der Panzerkonstruktion noch viele unentwickelte Möglichkeiten liegen, durch die die frühere Stosskraft eines Panzerdurchbruches wieder erreicht werden kann. Darüber hinaus liegen die letzten Möglichkeiten auf dem Gebiete der Organisation. Wie früher gezeigt, sind die Chancen, den Gegner zu erdrücken, stark beschnitten, weil die übermässige Grösse der jetzigen «Panzerdivisionen» die schnelle und starke Zusammenballung wirklicher gepanzerter Kampfkraft am Zielpunkt hindert. Es ist schwer, die Panzereinheiten mehrerer solcher Divisionen auf

einen schmalen Sektor zu konzentrieren und in kurzer Zeit genügend Stosskraft aufzubringen. Um das leichter zu ermöglichen, ist es notwendig, die anderen Einheiten in der Division zu verkleinern und das Verhältnis der Panzerinheiten zum Ganzen zu erhöhen.

Wie Manteuffel es ausdrückte – in Anspielung auf Hitlers verhängnisvolle Entscheidung über die weitere Schwächung der deutschen Panzerdivision vor der Invasion in Russland: «Die Panzerdivision verlor auf diese Weise die Stosskraft und Durchschlagskraft ihres Panzerkernes. Dabei hätte alles getan werden müssen, sie zu stärken. Das Tempo eines Panzerangriffs – und nicht nur das allein – hing jetzt von der Infanterie ab. Und das war ein Fehler. . . Eine Panzerdivision kann nur stärker gemacht werden, wenn man ihren Panzerkern verstärkt.. . Denn dieser gibt ihr die für den Angriff nötige Kraft.» «Auf Grund meiner langen Erfahrungen im praktischen Truppendienst im Kriege stimme ich vollkommen mit Ihrer Meinung überein, dass der Panzerkern *niemals zu viele Panzer haben kann* und dass das möglich ist, ohne den ‚Schwanz‘ zu schwer oder zu unbeholfen zu machen. Ich möchte jeden vor dem verhängnisvollen Missverhältnis zwischen der Zahl der Wagen in den Kampfseinheiten und der der Nachschubfahrzeuge warnen.»

«Panzerdivision» ist eigentlich eine falsche Bezeichnung geworden, seit 1938 dieser Name an Stelle des alten Namens «schnelle Division» eingeführt wurde. Tatsächlich ist sie eine schnelle Division nur im strategischen Sinne. Die eigentliche taktische Idee einer solchen Division ist die, dass sie *aufgeschlossen kämpft*, um sich ihre Stosskraft zu erhalten – wie die Kavallerie in der Zeit, als sie die entscheidende Rolle auf dem Schlachtfelde spielte. Gewiss ist es eine taktische Notwendigkeit, dass sie auch Leute hat, die zu Fuss kämpfen können – um feindliche Truppen in Deckung hinter Hindernissen zu vertreiben, und für sonstige Zwecke. Aber es ist ein fundamentaler Organisationsfehler, wenn die «aufgesessene Infanterie», die abgesessen eingesetzt wird, genau so stark oder stär-

ker ist als die Truppe, die wirklich aufgesessen kämpft, nämlich als Mannschaft der Panzerwagen und Geschütze auf Selbstfahrlafette. «Panzerkämpfer» sollten das Übergewicht in einer «Panzerdivision» haben, wenn diese ihren Namen zu Recht tragen und ihren eigentlichen Zweck erfüllen soll. Gleichzeitig sollte die eigentliche Infanterie auf vollkommen gepanzerten Raupenwagen befördert werden, so dass ihre Geländebeweglichkeit und Manövrierfähigkeit genau so gross ist wie die der Panzereinheiten. Das ist wichtig, damit sie dicht auf die Panzer aufgeschlossen fahren und sofort, wenn es nötig ist, in den Kampf geworfen werden kann, um verteidigte Hindernisse, die sich den Panzern in den Weg stellen, zu nehmen. Ausserdem wird um so weniger Infanterie gebraucht, je rascher sie eingreift – eine allgemeine Erfahrung im Kriege. Eine Kompanie solcher wirklichen «Panzermatrosen» kann oft einen Gegner wegfeigen, den ein motorisiertes Bataillon oder selbst eine noch grössere Einheit eine halbe Stunde später nicht mehr überwinden kann, wenn seine zur Verteidigung eingesetzte Infanterie durch örtliche Reserven verstärkt worden ist. Der Zeitfaktor regiert den Krieg.

Die Zahl der zu Fuss kämpfenden Truppen der Division kann noch weiter herabgesetzt werden, wenn man Luftlandetruppen verwendet, besonders dann, wenn die Flugzeuge dafür verbessert und weiterentwickelt werden. Bei einer Diskussion über die Ardennenoffensive vom Dezember 1944 stimmte Manteuffel emphatisch dem zu, was ich seiner Zeit über die Kampfmethoden geschrieben hatte; man hätte nämlich mit Luftlandetruppen die unangenehmen Engpässe in den Ardennen, ehe der Panzervorstoss einsetzte, nehmen können. Er äusserte die Meinung, dass dann die Aussichten auf einen raschen Durchbruch entscheidend anders gewesen wären und dass «das Tor aufgebrochen worden wäre». In seinen Betrachtungen über die Lehren des Krieges vertrat er den Standpunkt, dass Luftlandetruppen zu allen grossen Panzerformationen gehören müssten.

Das bringt uns auf das Problem der anschliessenden Verfol-

gung, das verhältnismässig einfacher ist als das Problem des Durchbruchs. Die Grundbedingungen für eine Lösung sind in der Definition über den *Blitzkrieg* oben in diesem Kapitel kurz zusammengefasst worden. *Veränderlichkeit des Tempos ist das Geheimnis der Beweglichkeit und bedeutet verstärkten Schwung bei der anschliessenden Verfolgung.* Es hängt aber viel davon ab, dass die technischen Mittel entwickelt werden und alles Überflüssige ausgemerzt wird.

Panzerstreitkräfte müssen leicht beweglich sein, selbständig operieren und sich leicht von ihren Verbindungen – im Sherman-Geist – lösen können, wenn sie die für eine schlachtentscheidende Verfolgung notwendige Offensivbeweglichkeit erhalten sollen. Die Deutschen sind 1940 ein gutes Stück auf dem Wege zu diesem strategischen Ideal vorangegangen, hatten aber den grossen Vorteil, dass die alliierten Armeen in ihrer Schlagkraft leicht zu lähmen und zu starr an ihre Eisenbahnen gebunden waren. Wir dürfen in Zukunft auf keinen Fall mehr auf Gegner rechnen, deren Schlagkraft ebenso leicht zu lähmen wäre. Und wenn wir sie nicht schwächen können, laufen wir Gefahr, unsere Waffen beim Zuschlagen zu zerbrechen, es sei denn, wir schütteln unsere Holzpantoffeln ab und schleichen uns um ihre Posten herum. Der Lufttransport ist das eine Mittel zu grösserer Bewegungsfreiheit und Manövrierfähigkeit, der Transport über das Gelände ist ein zweites, eine drastische Verminderung der behindernden Masse ein drittes. Alle diese Möglichkeiten müssten besser erforscht und ausgewertet werden.

Die «Panzerdivision» ähnelt heute allzusehr einer Schildkröte im umgekehrten Sinn. Sie hat nämlich einen kleinen gepanzerten Kopf, der aus einem grossen weichen Rumpf hervorschaut. Sie ist so unbeholfen und ein so einladendes Ziel für Luftangriffe, dass sich ihre Beweglichkeit nur allzu leicht in Unbeweglichkeit und Verwundbarkeit verwandelt. Die ungepanzerten Teile sollten deshalb auf ein Mindestmass beschränkt werden. Das gleiche gilt für die strassengebundenen Fahrzeuge. Der grösstmögliche Teil der Infanterie sollte aus

Luftlanderegimentern bestehen. Was sich auf der Erde bewegt, sollte eher auf Raupen als auf Rädern laufen. Der Nachschub zu solchen beweglichen Kräften sollte so weit wie möglich auf dem Luftwege und nicht auf dem Landwege erfolgen.

Wege zur Steigerung der Manövriergeschwindigkeit und der Wendigkeit

Jeder Soldat weiss, dass schnelles Operationstempo und grosse Manövriergeschwindigkeit von entscheidender Bedeutung sind. Auf diese Weise gewinnt man die Überlegenheit in der modernen Schlacht und die Möglichkeit, den gewonnenen Vorteil auszunutzen. Das Sprichwort, dass «die Gelegenheiten flüchtig sind», birgt eine noch grössere Wahrheit in sich, seit die Armeen durch Motorkraft beweglich geworden sind.

Jeder Soldat fühlt, dass etwas den Manövriermechanismus hemmt, wenn er auch nicht weiss, was es eigentlich ist. Die Gelegenheiten werden heute noch genau so oft wie früher verpasst; und die Operationen bleiben oft stecken, nicht allein weil der Gegner sie aufhält. Wenn heute die Operationsgeschwindigkeit grösser als früher ist, so entspricht doch ihre Steigerung keineswegs dem Unterschied zwischen dem früheren Fussmarschtempo und dem modernen Motormarschtempo.

Jeder Soldat – mit Ausnahme der direkt betroffenen – glaubt, dass zu viele Leute im Stab und nicht genug «an der Front» bei den Einheiten sind. Stäbe aller Grade haben immer eine Tendenz, in der Grösse zu wachsen und sich zu vervielfältigen. Die Knappheit der Truppe an tüchtigen Offizieren ist eine Quelle beständiger Klage. Wiederholt sind Ansätze gemacht worden, die Stäbe «auszukämmen»; aber ihr Erfolg ist allzuoft nur der gewesen, dass die ordnungsgemässe Arbeit dieser Organe gestört wurde ohne entsprechenden Gewinn auf der anderen Seite.

Wenn man über diese verschiedenen Probleme nachdenkt, dann erhebt sich die Frage, ob nicht etwas ihnen allen gemein-

sam ist. Wenn ja, dann könnten wir vielleicht mit der Lösung eines Problems die Lösung aller weitgehend vorbereiten.

Es gibt viel mehr Möglichkeiten zur Steigerung der Beweglichkeit als nur die Verwendung des Motors. Beweglichkeit bedeutet und verlangt viel mehr als nur die Bewegung auf der Strasse und im Gelände. Eine Möglichkeit ist, neue Waffen zu schaffen, die den eigenen Weg im Kampfe mit dem Gegner ebnet, indem sie seine Widerstandskraft und Beweglichkeit in der Gegenaktion lähmen. Eine andere ist, neue Nachrichtenmittel und neue Wege zur Befehlsübermittlung zu finden. Aber alle diese technischen Entwicklungen brauchen eine lange Zeit zur Forschung, zum Experimentieren und zur Produktion. Während wir die Forschung auf diesen Gebieten vorantreiben, sollten wir doch einfachere und weniger zeitraubende Möglichkeiten nicht übersehen, nämlich die Vereinfachung des Nachrichtensystems und vor allem die Verkürzung der Befehlswege.

Hier zeigen sowohl die Überlegung als auch die Erfahrung, dass jedes zusätzliche Glied in der Kette einen vierfachen Nachteil mit sich bringt. Denn es hat zur Folge

- a) einen Zeitverlust
 - 1. bei der Übermittlung der Meldungen nach rückwärts und
 - 2. bei der Befehlsübermittlung nach vorn;
- b) eine Schwächung der Gewalt des höheren Kommandeurs, weil
 - 1. sein Eindruck von der Lage an der Front nicht mehr so unmittelbar ist und
 - 2. sein persönlicher Einfluss auf seine vorderen Einheiten vermindert wird.

Je weniger Zwischenhauptquartiere, um so dynamischer die Operationen. Dieses Problem steht in enger Verbindung mit einem anderen: der Verbesserung der wirkungsvollen Manövrierfähigkeit durch grössere Elastizität. Eine elastisch organisierte Truppe kann eine grössere Kampfwirkung erzielen, weil sie sich leichter

- a) den veränderten Umständen anpassen und
- b) an der entscheidenden Stelle konzentrieren kann.

Das lässt sich leicht durch einen Vergleich mit der menschlichen Hand zeigen. Wenn jemand nur zwei Finger und einen Daumen hätte, würde er viel schwerer einen Gegenstand oder einen Gegner richtig greifen können als mit vier Fingern und einem Daumen. Seine Hand besäße weniger Elastizität und weniger Gewalt, um einen konzentrierten Druck auszuüben, als sie tatsächlich besitzt. Wer das bezweifelt, möge einmal einen ledernen Fausthandschuh anziehen, und er wird feststellen, wie sehr dieser ihn im Gegensatz zu einem gewöhnlichen Handschuh behindert. In diese eingezwängte Lage ist aber die moderne militärische Organisation gebracht worden. Es ist üblich geworden, die Einheiten in nur drei manövrierfähige Teile aufzugliedern; die grösseren Formationen sind – wenn überhaupt – sogar oft nur in zwei Teile untergegliedert. Das moderne Truppenführungssystem ist mehr einem Senklot als einer Pyramide vergleichbar.

Bei dem Vormarsch von der Normandie zum Rhein 1944/45 unterstanden Montgomerys Hauptquartier nur zwei Armeen, die wiederum nur zwei bzw. drei Korps hatten; die Korps hatten nur zwei oder drei Divisionen, manchmal sogar nur eine. Das Verhältnis der Hauptquartiere war im amerikanischen Heer bis in ein spätes Stadium hinein nicht günstiger. An der Spitze stand Eisenhowers Hauptquartier mit angeblich einigen 30'000 Offizieren und Mannschaften. Diese Unzahl von Hauptquartieren war einer der Gründe, warum der «Vormarsch zum Sieg» trotz beweglicher Kampfmittel und erschöpfter Gegner so weit hinausgezögert wurde.

Das im Mittelmeer errichtete Kommando war sogar noch mehr überladen worden. Für die Invasion nach Sizilien standen nämlich drei Korps Hauptquartiere zur Verfügung, denen nur sieben Divisionen unterstanden; darüber standen zwei Armeehauptquartiere, über diesen Alexanders Hauptquartier und darüber als letztes Eisenhowers Hauptquartier.

In Burma hatte bei Beginn des Feldzugs von 1944 eine noch

kleinere Streitmacht zwei Korpshauptquartiere und darüber nacheinander ein Armeehauptquartier, ein Heereshauptquartier und ein Oberstes Hauptquartier (das zweithöchste von diesen schwoll auf ungefähr 7'000 Offiziere und Mannschaften an).

Man könnte sich gar nichts Schwerfälligeres vorstellen als so unbegreiflich lange und enggliedrige Befehlsketten. Sie fesselten die Beweglichkeit und Elastizität an allen Ecken und Enden.

Die bösen Folgen hätte man voraussehen können. Sie sind vor über einem Jahrhundert von Clausewitz in seinem klassischen Werk «Vom Kriege» aufgezeigt worden, wo er bemerkt: «Es gibt nichts Ungeschickteres als eine Armee, die in drei Teile geteilt ist, es sei denn eine, die gar nur in zwei geteilt wäre, wobei der Oberfeldherr fast neutralisiert sein muss.»¹

Er betonte die Schwierigkeit der Führung einer in zu viele Teile gegliederten Truppe, aber er kam zu dem Schluss, dass acht bis zehn Untereinheiten die geeignete Anzahl wäre, die ein höherer Kommandeur, und vier bis fünf Einheiten die, die ein niederer Kommandeur mit einem kleineren Stabe führen könne.

Da Clausewitz' Schriften die «Bibel» des Soldatenstandes sind – obwohl nur wenige seiner Angehörigen sie jemals gründlich studiert haben – lohnt es sich, seine Begründung dieser Behauptung anzuführen:

«Freilich scheint es die Armeeführung (und die Führung jedes Ganzen) ungemein zu erleichtern, nicht mehr als drei oder vier Männern zu befehlen, allein diese Bequemlichkeit büsst der Feldherr auf eine doppelte Art sehr teuer. Erstlich geht von der Schnelligkeit, Kraft und Präzision des Befehls um so mehr verloren, je länger die Stufenleiter ist, die er hinabsteigen muss, was der Fall ist, wenn Korpskommandanten sich zwischen ihm und den Divisionsbefehlshabern befinden; zweitens verliert er überhaupt an eigentlicher Macht und

¹ K. von Clausewitz, «Vom Kriege», 11. Auflage, Berlin-Leipzig 1916, Seite 264.

Wirksamkeit, je grösser die Wirkungskreise seiner unmittelbaren Untergebenen sind. Ein Feldherr, der über 100'000 Mann vermittelst 8 Divisionen befiehlt, übt eine intensiv grössere Macht aus, als wenn diese 100'000 Mann nur in drei Divisionen geteilt wären. Mancherlei Gründe sind die Ursache davon, der wichtigste aber ist, dass ein Befehlshaber an allen Teilen seines Korps eine Art von Eigentumsrecht zu haben glaubt und sich fast jedesmal widersetzt, wenn ihm ein Teil davon auf kürzere oder längere Zeit entzogen werden soll. Einige Kriegserfahrungen werden dies jedem erklärlich machen.»¹

Dass das Clausewitzsche Argument zutreffend ist, liegt offen zutage, und seit seinen Lebzeiten sind ausserdem die Möglichkeiten für eine ausgedehnte Kontrolle durch die Entwicklung neuer technischer Nachrichtennetze, vor allem des Funks, erheblich verbessert worden. Und doch ist es noch heute allgemein üblich, Armeekorps mit höchstens zwei Divisionen zu bilden. Das bedeutet entweder, dass der Korpskommandant fast «neutralisiert sein muss», wie Clausewitz sagt, oder dass er die Divisionskommandos auf die Funktion von „Post-ämtern« beschränkt. Entweder wird er überflüssig und vergeudet seine Zeit, oder 5ze werden es. Das Ergebnis verführt fast dazu, ein neues Sprichwort zu bilden: «Viele Generale verderben den Brei.»

Ausserdem haben wir seit den Zeiten Clausewitz' die Kette der höheren Kommandos um zwei Glieder zwischen den Oberbefehlshabern und den Divisionskommandeuren verlängert. Über den Korpskommandeuren sind oft Armeekommandeure und über diesen wieder Armeegruppenkommandeure eingesetzt – alle mit grossen Stäben. Jedes dieser zusätzlichen Glieder vermehrt die Gefahren der Verzögerung, der Missverständnisse und des Misslingens von Plänen.

Wenn wir den Weg zu einer vernünftigeren Organisation zurückfinden wollen, können wir aus der Geschichte lernen. Erst

¹ K. von Clausewitz, «Vom Kriege», 11. Auflage, Berlin-Leipzig 1916, Seite 264/65.

eine Generation vor Clausewitz hatten die Soldaten die weitreichenden Vorteile der Aufgliederung eines Heeres in unabhängig sich bewegende Teile entdeckt. Es lohnt sich die Geschichte dieser Entdeckung ins Gedächtnis zurückzurufen und den Gang der Entwicklung zurückzuverfolgen.

Entwicklung der Elastizität durch Aufgliederung (das heisst durch Unterteilung einer Truppe)

Vor eineinhalb Jahrhunderten führten Bonaparte und andere Generale der Französischen Revolution eine militärische Revolution durch. Sie überrannten die stärker durchorganisierten Berufsheere ihrer Gegner durch Anwendung einer schnelleren Kampfweise. Diese Leistung war um so bedeutender, als damals alle Heere auf das Fussmarschtempo beschränkt waren und daher eine Beschleunigung der tatsächlichen Bewegung nur in beschränkter Masse möglich war. Ihr Erfolg beruhte vor allem darauf, dass sie die Möglichkeiten des neuen Divisionssystems ausnutzten. Vorher hatte sich eine Armee geschlossen bewegt und gekämpft – oder mindestens als ein einziger Körper, wobei die Kavallerieflügel an das Infanteriegros angehängt waren. Durch diese Neuorganisation in getrennte, selbständige Divisionen wurde die Armee eine elastische Truppe, die viel leichter zu manövrieren war. Diese leichte Manövrierfähigkeit beschleunigte ihre Bewegung direkt und indirekt. Sie konnte mehr Strassen für ihre Bewegung benutzen und sich schneller konzentrieren; gleichzeitig konnte ihre Konzentration an jedem beliebigen Punkt stärker sein.

Die Lehren dieser Erfahrung sollten uns bei der Erforschung des heutigen Problems leiten. Die Motorbeweglichkeit hat die mögliche Manövriergeschwindigkeit und das Tempo der Konzentration ungeheuer gesteigert. Sie kann aber beiden hinderlich sein, wo sie falsch angewandt wird oder die fundamentalen Elemente des Problems missverstanden werden. Nichts be-

hindert eine Truppe mehr als eine Anhäufung von Transportwagen, die durch falschen Einsatz eine Stauung hervorrufen.

Eine andere Lehre können wir noch aus der früheren Erfahrung ziehen: Napoleon wird oft der Anwalt der Organisation in Dreiergruppen genannt – nach einer Äusserung, die er tat, als er bereits mehr zur Gleichförmigkeit neigte: Es ist jedoch bezeichnend, dass er in seinen früheren und grossartigsten Feldzügen gewöhnlich mit vier bis sechs Divisionen von verschiedener Zusammensetzung arbeitete. Eine Betrachtung seiner späteren Feldzüge, bei denen seine Truppen in Armeekorps von zwei, drei oder vier Divisionen organisiert waren, zeigt im Gegensatz dazu, wie sehr seine eigene Führung durch die Einführung dieses Zwischengliedes behindert wurde. Noch mehr litt sie, als die Streitkräfte zunahmen und er deshalb ein zweites Zwischenglied einführte und versuchte, die Operationen durch Armeekommandeure zu leiten.

Die frühere und die jetzige Basis der Untergliederung

Vor und im ersten Weltkrieg waren verschiedene Heere auf der Basis der Dreiergliederung von Formationen und Einheiten organisiert, während andere vier Teile vorzogen. In vielen Fällen war die Praxis je nach den verschiedenen Einheitsgraden innerhalb eines Heeres verschieden. Im allgemeinen bevorzugten die kontinentalen europäischen Heere das «Dreiersystem». Das englische Heer von 1914 war jedoch fast durchweg nach dem «Vierersystem» aufgebaut: eine Division hatte drei Brigaden (die Brigade entspricht dem Regiment in anderen Heeren), aber eine Brigade hatte vier Bataillone, ein Bataillon vier Kompanien, eine Kompanie vier Züge, ein Zug vier Gruppen. Die amerikanische Division hatte vier Regimente mit je drei Bataillonen und vier Kompanien im Bataillon. Aber mit der Vermehrung neuer unter-

stützender Waffen drohte die Zahl der Mannschaften und Fahrzeuge die Formationen zu schwerfällig zu machen, während gleichzeitig die modernen Bedingungen und der Zwang zur Beweglichkeit eher eine leichter zu handhabende Stärke erfordert hätten. Eine Lösung des Problems wurde versucht, indem man die Zahl der Untereinheiten reduzierte und zum «Dreiersystem» überwechselte, wie es die kontinentalen Armeen schon früher gehabt hatten. Es wäre wahrscheinlich besser gewesen, man hätte die Zahl der Zwischenglieder in der Befehlskette reduziert.

Ein taktischer Nachteil des Vierersystems in der Praxis war, dass es den Durchschnittskommandeur verleitete, «zwei zu zwei» zu operieren, das heisst seine Kräfte gleichmässig zu verteilen, statt seine Hauptmacht an einer verwundbaren Stelle des Gegners zu konzentrieren. Das Vierersystem war geeignet für den Stellungskrieg, weil es die Ablösung und den «Überschlagenden Einsatz» erleichterte, war aber weniger geeignet für den offenen Kampf. Dagegen stärkt das Dreiersystem den Willen zum Manövrieren und zur Konzentration und zwingt den Kommandeur, seine Kräfte ungleich zu verteilen. Das ist sein Hauptvorteil. Andererseits geben vier Untereinheiten einem fähigen Kommandeur mehr Möglichkeiten zu Konzentration in Angriff und Verteidigung.

Das ist um so wichtiger, als die Kriegführung beweglicher geworden ist, wenn auch die Konsequenzen daraus noch nicht gezogen worden sind. Im Gegenteil, die allgemeine Verminderung der Untereinheiten hat die organische Elastizität der Formationen reduziert und damit ihre Manövrierfähigkeit, das heisst die Kraft der Konzentration an einem bestimmten Punkt herabgesetzt.

Die Möglichkeit einer neuen Basis

Wägt man diese Faktoren gegeneinander ab, dann entsteht die Frage, ob nicht die Reduzierung vom «Vierer»- zum «Dreiersystem» ein Rückschritt war. Vielleicht hätte man lie-

ber auf das «Fünfersystem» hinaufgehen sollen. Operationen mit fünf Untereinheiten würden dieselben Vorteile bieten wie die mit dreien – sie würden den Sinn für elastische Truppenführung bei den Durchschnittskommandeuren fördern, diese Vorteile sogar noch vervielfältigen. Sie hätten gleichzeitig die Vorzüge des Vierersystems, da eine «Fünffingerübung» sogar noch mehr Elastizität entwickelt und mehr Kombinationsmöglichkeiten bietet.

Tatsächlich würden im Prinzip mit jeder Vergrößerung der Zahl der Untereinheiten auch die Vorteile grösser, wenn das System nicht eine Grenze hätte; denn die Schwierigkeiten der Führung würden ebenfalls zunehmen. Das Problem ist, die Mitte – für die grösste operative Wirksamkeit – zu bestimmen. Das «Sechzersystem» hat Vorteile für die taktische Gruppierung und vereinfacht die Verwaltung – aber es verleitet zur «Drei-und-Drei-Gruppierung». Das «Siebenersystem» könnte vielleicht das allerbeste für die taktische Elastizität sein, dehnt aber die Führungsgewalt ziemlich weit aus – obwohl sich das Risiko verringern lässt, wenn ein stellvertretender Kommandeur eingesetzt wird. Alles in allem kommt das «Fünfersystem» wahrscheinlich der Mitte am nächsten; man erreicht erhöhte Elastizität ohne Überdehnung.

Die Idee, ein Kommandeur könne nicht mehr als drei oder vier Untereinheiten erfolgreich führen, ist zum Fetisch geworden. Es hält nicht schwer, aus der Erfahrung zu beweisen, dass eine solche Auffassung zu eng ist. Auf dem Vormarsch zum Sieg 1918 befahl der englische Oberkommandierende Haig fünf Armeen, während das australische Korps unter Monash, das eine bedeutende Rolle spielte, während des ganzen Vormarsches mit fünf und zeitweise sogar mit sieben Divisionen operierte. Im letzten Kriege führten die russischen «Frontkommandeure» auf einigen ihrer Vormärsche oft fünf oder sechs Armeen und ihre Armeekommandeure bis zu sieben und acht Divisionen – ohne zwischengeschaltete Korpskommandeure.

Nicht nur mit verminderter Schnelligkeit und vermehrten

Reibungen bezahlen wir die zusätzlichen Glieder in der Befehlskette. Die Vervielfachung der Stäbe bläht auch das Stabsvolumen als Ganzes auf und zieht den Kampfeinheiten viel zu viel von ihren fähigsten Leuten ab. Die Abschaffung überflüssiger Stäbe würde daher eine viel weiter reichende Bedeutung haben. Sie würde eine grosse Zahl von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften für den Truppendienst freimachen.

Aus allen diesen Gründen sind eine Verkürzung der Befehlskette und eine Verbreiterung der «Hand» des Kommandeurs wünschenswert. Nach allen bisherigen Erfahrungen ist diese doppelte Reform durchführbar. Sie bietet die einfachste und billigste Möglichkeit, das Operationstempo zu beschleunigen und die Operationskraft zu steigern.

Aber da sie grosse Veränderungen mit sich bringt, zu denen sich die Armeen immer nur schwer verstehen, mag es das beste sein, ihre Anwendung auf den einzelnen Stufen von oben nach unten zu betrachten und jede von ihnen einzeln zu behandeln. Selbst wenn man eine vollständige Umorganisation auf der neuen Basis für zu weitreichend halten sollte, könnten die augenblicklichen Leistungen erheblich verbessert werden, wenn die Massnahmen wenigstens auf einer oder mehreren Stufen durchgeführt würden.

1. Abschaffung oder Vergrösserung des Armeekorps

Ein Armeekommandeur sollte über mindestens fünf Divisionen, wahrscheinlich mehr verfügen können, ohne mit ihren Kommandeuren erst durch ein Zwischenhauptquartier verkehren zu müssen. Der Zeitgewinn und der engere persönliche Kontakt würden ganz erheblich sein. (Ein Armeekommandeur hat in Wirklichkeit weniger komplizierte Aufgaben als ein Divisionskommandeur; denn zu einer Division gehören sehr verschiedenartige Elemente ausser den Hauptuntereinheiten. Und ein Korpskommandeur hat im Vergleich

dazu so wenige Funktionen, dass er und sein Hauptquartier das am wenigsten notwendige Glied in der Kette sind.) Wenn die Zahl der Divisionen in einer Armee fünf oder sechs überschreitet, wäre es einfacher für ihren Kommandeur, einen «Flügel» einem stellvertretenden Kommandeur zu unterstellen, statt verschiedene Korpskommandeure dazwischenschalten. Nur wenn die Zahl der Divisionen mehr als zehn oder mindestens mehr als acht sind, würde die Einsetzung von Korpskommandeuren mehr Vorteile als Nachteile haben.

Diese Schlussfolgerung deckt sich mit einer anderen, die sich aus der Untersuchung der Operationen während des Krieges ergibt, dass nämlich zwei Infanteriedivisionen die notwendige Mindestzahl zur Bildung eines wirklichen Manöverzentrums und dass drei Panzerdivisionen das erforderliche Minimum für ein entscheidendes Manöver sind. Ein Korps von fünf Divisionen dieser Zusammensetzung – mit motorisierten Infanteriedivisionen – würde ein wohlausgewogenes Instrument von grossem strategischem und taktischen Wert sein. (Es sei darauf hingewiesen, dass die deutsche motorisierte Spitze, die 1940 die französische Front bei Sedan durchbrach, gerade so zusammengesetzt war.) Aber auf jedem Kriegsschauplatz, wo die Kräfte noch gross genug sind, zwei oder drei Korps dieser Art zu bilden, wäre es vorteilhafter, die Korps auszuschalten und stattdessen die Divisionen dem Armeehauptquartier direkt zu unterstellen.

Das würde bedeuten, dass

- a) Korps nur dort gebildet zu werden brauchten, wo die Armeen ausserordentlich gross sind;
- b) in so einem Falle die Bildung von Korps die Bildung von Armeegruppen überflüssig machen würde und damit die Notwendigkeit, Armeehauptquartiere zu bilden hinfällig wäre.
- c)

Auf diese Weise würde auf alle Fälle ein Glied aus der jetzt bestehenden Kette herausgenommen.

Bezeichnenderweise gaben die Russen im letzten Krieg die

Armeekorps auf ausser bei den Panzertruppen, wo sie die Division aufgaben, so dass den Panzerkommandeuren direkt die Brigaden unterstanden. Ausserdem waren ihre Panzerkorps beträchtlich kleiner als die anderer Nationen, so dass sie durch die Ausschaltung eines Gliedes leichter operieren und von ihren Kommandeuren schneller übersehen werden konnten. Da sie viel weniger umfangreiche motorisierte und Nachrichteneinheiten als die westlichen Heere hatten, scheint es offensichtlich, dass sie den trotz dieser Hemmnisse verhältnismässig hohen Grad an Beweglichkeit nur dank ihrer vereinfachten und verkürzten Befehlskette erreichten.

2. Abschaffung des Regiments oder Schaffung einer leichter zu führenden Division

Die nächstliegende Methode, die Division dem «Fünf-Finger-System» anzupassen, ist, sie in zwei Regimente von je fünf Bataillonen neu zu gliedern, statt wie bisher in drei kleine Regimente von je drei Bataillonen.

Auf der anderen Seite würde solch eine Änderung die organische Elastizität des Regiments auf Kosten der Division verbessern. Sie trüge nichts zur Verminderung der Schwerfälligkeit der bestehenden Division und der übergrossen Zahl an Fahrzeugen bei, die ihre Beweglichkeit behindern. Sie würde die innere Beweglichkeit der Division nicht verbessern, was nur durch Herausschneiden eines Gliedes aus der Nachrichten- und Befehlskette geschehen könnte.

Viel grössere Vorteile bietet eine radikalere Reorganisation der Division auf einer Basis von fünf Bataillonen. Sie stände dann unmittelbar unter der Kontrolle des Divisionskommandeurs ohne zwischengeschaltete Regimentsführung. Durch Ausschaltung dieser würde alles «Zuviel» sowohl an Menschen als auch an Kosten stark eingeschränkt werden. Noch mehr würde man hinsichtlich der grösseren Schnelligkeit der Operationen gewinnen. Ähnliche Vorteile könnten erwachsen,

wenn die Feldartillerie der Division zu einem einzigen Regiment von fünf Batterien umgebaut würde.

Solche übersichtlich organisierten Divisionen liessen sich auch leichter auf der Strasse und zur See transportieren. Da zwei solche Divisionen in ihrer Stärke ungefähr einer des bestehenden Typs entsprechen würden, würde es ihnen ihr Aufbau ermöglichen, bei der Besetzung eines Abschnittes entweder eine tiefere Verteidigungsstellung zu bilden oder einen breiteren Frontabschnitt zu füllen, als es jetzt der Fall ist. Im Bewegungskrieg könnten sie in ihrer gegenüber der bestehenden Division kompakteren Form grössere Vorteile erringen. Denn die meisten Armeen operieren in Regimentsgruppen (drei Bataillone mit unterstützenden Waffen), so dass beim Zusammenstoss mit dem Gegner eine dieser Divisionen von fünf Bataillonen im Handumdrehen eine entscheidende Überlegenheit erlangen würde, die genügte, die gegnerische Regimentsgruppe sofort auseinanderzusprengen. Bis zu der Zeit, wo der Rest der feindlichen Division eingreifen könnte, müsste eine zweite von unseren kompakten Divisionen in der Lage sein, ihr Gewicht in die Waagschale zu werfen und sie wieder zu unseren Gunsten hinunterzudrücken.

In der Mannschaftsstärke würde der neue Divisionstyp dem Revolutionsprototyp des 18. Jahrhunderts nahekommen, der eine Beweglichkeit und Elastizität hatte, die die grössere Division jüngeren Datums nie erreicht hat. Es sollte doch möglich sein, diese Eigenschaften im Rahmen der modernen Bedingungen wieder zum Leben zu erwecken, wenn der Aufbau der Division als Ganzes klar durchdacht wird. Zu diesem Vorbehalt allerdings wird man durch die Ergebnisse einer Untersuchung gezwungen, die aufzeigte, dass sich der Typ aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts zufällig und nicht logisch entwickelt hat und dass alle späteren Versuche, ihn zu ändern, von der überlieferten Gewohnheit bestimmt worden sind.

Es lässt sich nicht bestreiten, dass die Rückkehr zu einem kleineren Divisionstyp ein Sprung ins Dunkle wäre, noch weni-

ger, dass eine Basis von fünf Bataillonen viel zu klein ist für ein Divisionskommando. Vor und während des ersten Weltkrieges umfasste eine Division in allen Armeen zwölf Bataillone; aber in einem späteren Stadium jenes Krieges wurde sie auf eine Basis von neun reorganisiert. Nach Friedensschluss führte das englische Heer als einziges von allen führenden Heeren das frühere Zwölf-Bataillon-System wieder ein; aber kurz vor dem zweiten Weltkrieg entschloss sich der Generalstab, zu dem weniger schwerfälligen Neun-Bataillon-System zurückzukehren. Zu gleicher Zeit wurden motorisierte Divisionen eingeführt, die nur aus sechs Infanteriebataillonen bestanden. Ausserdem wurde in den späteren Jahren des Krieges die deutsche Division auf das gleiche Grundmass reduziert – sechs Infanteriebataillone zusammengefasst in zwei oder drei Regimenter –, eine Massnahme, die man einer Herabsetzung der Divisionen vorzog. Obwohl diese Herabsetzung zunächst allein durch die schweren Verluste und die Schwierigkeit, die Mannschaftsstärke aufrechtzuerhalten, veranlasst worden war, kamen viele Generale doch bald zu der Einsicht, dass die kleineren Divisionen den bedeutenden Vorteil der grösseren Manövrierfähigkeit hatten.

Der Unterschied zwischen einer Gesamtzahl von sechs und einer von fünf Bataillonen ist gering. Auf der anderen Seite ist ein Verband aus zwei Regimentern zu je drei Bataillonen (oder drei Regimentern zu je zwei Bataillonen) von Natur aus weniger elastisch als der frühere Divisionstyp, während ein Typ, bei welchem dem Divisionskommandeur fünf Bataillone direkt unterstellt sind und von ihm direkt eingesetzt werden, viel elastischer ist als jeder der bisher ausprobierten Typen.

Das vorgeschlagene System ist sogar noch einfacher bei der Panzerdivision als bei der Infanteriedivision und für sie noch angebrachter. Denn die jetzige Panzerdivision zerfällt deutlich in zwei völlig verschiedene Teile: ein Regiment Panzer und ein Regiment motorisierter Infanterie (Fahrzeuge auf Rädern oder Raupen). Das läuft, vom Standpunkt des Divi-

sionskommandeurs aus gesehen, auf die Gliederung in Zweiergruppen hinaus, bei der, wie Clausewitz sagt, «der Oberfeldherr fast neutralisiert sein muss.» Der Divisionskommandeur hat im Gefecht keine wirkliche Befehlsgewalt über seine Panzer, wenn er nicht «über dem Kommandeur des Panzerregiments sitzt» und diesem die Führung aus der Hand nimmt – wobei der Kommandeur des Panzerregiments seinerseits «neutralisiert» ist. Der Kommandeur des Infanterieregiments wird ebenfalls leicht «neutralisiert» durch die Tatsache, dass seine Bataillone oft einzeln eingesetzt werden, um die Panzer zu unterstützen. Es wäre daher besser, wenn Panzereinheiten und motorisierte Infanterieeinheiten in getrennten Divisionen von übersichtlicherem Typ aufgestellt würden.

Die Gewohnheit, zwei mehr oder weniger gleiche Teile, Panzer- und Infanterieeinheiten, in der Panzerdivision zusammenzufassen, bildete sich heraus, als die Infanterie in ungepanzerten Wagen auf Rädern transportiert wurde, weil sie sonst den Panzern nicht mehr dicht aufgeschlossen hätte folgen können und zu langsam ins Gefecht gekommen wäre. Je später diese unterstützende Infanterie ankommt, desto mehr wird davon gebraucht. Es sollte ein weit kleinerer Teil ausreichen, wenn das Infanterieelement der Panzerdivision aus «Panzerinfanterie» bestände, aufgesessen auf Panzertransportwagen, so dass sie die Panzer begleiten und schnell zu ihrer Unterstützung eingreifen könnte, wenn verteidigte Hindernisse zu nehmen wären.

Sowohl in der englischen wie in der amerikanischen Panzerdivision gibt es vier Panzereinheiten. Ein Bataillon Panzerinfanterie sollte zur unmittelbaren Unterstützung genügen, wenn leichte Hindernisse zu nehmen sind. Das würde also eine Division aus fünf Einheiten bedeuten. Wenn stärkere Unterstützung gebraucht wird, könnten motorisierte Infanteriedivisionen des vorgeschlagenen, übersichtlicheren Typs herangezogen werden.

Ein noch besserer Aufbau der Panzerdivision wäre vielleicht eine Gliederung in fünf Panzereinheiten von Bataillonsstärke

mit je einer (zugehörigen) Panzerinfanterieeinheit in Kompaniestärke, die eventuell auch wieder zusammengefasst werden könnten.

Das «Fünfersystem» liesse sich auch auf die niederen Einheiten sehr vorteilhaft anwenden. In den Panzerdivisionen wäre das nicht auf allen Stufen möglich, ohne dass der Verband zu gross und die Funkverbindung zu kompliziert würden. Aber es liesse sich auf zwei von den drei Verbänden anwenden, auf das Bataillon und die Kompanie oder auf die Kompanie und den Zug. Als ich zum ersten Male 1942 den Gedanken des Fünfersystems aussprach, stellte ich fest, dass er bei einigen der fähigsten und erfahrensten Panzerkommandeure sehr günstige Aufnahme fand und dass es ihnen nur schwer schien zu entscheiden, welche beiden von den drei Verbänden man nun wählen solle. Bei der Infanteriedivision könnte man das «Fünfersystem» durchgehend einführen, wenn die Zahl der Männer in der kleinsten Untereinheit – dem amerikanischen «squad», dem englischen «section» oder dem französischen «groupe de combat» – auch auf fünf reduziert würde.

Das müsste durchzuführen sein. Eine Gruppe von vier oder fünf Mann genügt zur Bedienung eines leichten Maschinengewehrs. Lawrence hat in Palästina sogar mit nur zwei Mann am Maschinengewehr gearbeitet. Gleichzeitig ist eine so kleine Gruppe weniger sichtbar als eine doppelt so grosse – wie in dem jetzigen amerikanischen «squad» oder dem englischen «section» – und damit dem feindlichen Feuer verhältnismässig weniger ausgesetzt. Die Erfahrung hat mehr als einmal gezeigt, dass oft die grössere Gruppe zu Anfang mehrere Mann verlor und dann, auf diese Weise verkleinert, mit wenigen oder ganz ohne weitere Verluste weiter unter Feuer vorgehen konnte. Wozu denn überflüssigerweise Menschen dem Feuer aussetzen, wenn sie doch bald ausfallen und nicht mehr zur Verfügung stehen, sobald sie gebraucht werden? Mehrere Ausfälle innerhalb einer Gruppe gleich zu Anfang schwächen ihren Angriffsgeist unverhältnismässig. Die Gefahr dieses Verlustes an Kampfmoral ist geringer, wenn von vornherein

Ausfälle vermieden werden, die dadurch entstehen, dass man ein zu grosses Ziel bietet. Ausserdem hat der Führer die Gruppe fester in der Hand und kann sie leichter vorwärtsbringen, wenn sie klein ist.

Die Neuartigkeit der Idee des Fünfersystems verhinderte seine Annahme, als es zuerst 1942 vorgeschlagen wurde. Daher war es um so wesentlicher, nach dem Kriege zu hören, dass die Erfahrung einen der fähigsten Generalstabsoffiziere der deutschen Wehrmacht dazu veranlasst hat, 1944 kurz vor der alliierten Landung in der Normandie einen ähnlichen Vorschlag zu machen. Das war General Westphal, der nacheinander Stabschef bei Rommel in Afrika, bei Kesselring in Italien und schliesslich bei Rundstedt im Westen war. Bei seinen Überlegungen über die Lehren des Krieges ist er noch entschiedener zu dem Schluss gekommen, dass viel gewonnen worden wäre durch die Einführung des Fünfersystems. Er weist darauf hin, dass «das traditionelle Dreiersystem viel zu unwirtschaftlich ist – wie aus dem ungeheueren Bedarf an Nachrichtenpersonal hervorgeht».

Die zunehmende Bedeutung des jüngeren Offizierkorps

Das letzte Kapitel behandelte das Problem der Befehlskette, besonders ihrer höheren Glieder. Dieses Kapitel ist den unteren Gliedern und ihrer Bedeutung in der Kette vorbehalten.

In Kriegszeiten widmen die Zeitungen ihre Aufmerksamkeit vornehmlich den Generalen, Admiralen und Generalen der Luftwaffe, soweit ihnen die Politiker noch Raum übrig lassen. Denn diese befriedigen zeitweilig das Verlangen des Volkes nach einem Übermenschen, dem es sein Schicksal und seine Zukunft anvertrauen kann. Es ist jedoch an der Zeit, dass der Einfluss des jüngeren Offiziers endlich genügende Anerkennung erfährt – nicht nur, weil er das grössere Opfer bringt, sondern weil er im kollektiven Sinne oft die gewichtigere Bedeutung im Kriegsgeschehen hat. Bei der Untersuchung der Geschichte des ersten Weltkrieges kann man rückblickend feststellen, dass die Leistungen des Oberkommandos von viel geringerem Belang waren – mit Ausnahme der Folgen, die ihre Fehler hatten – als die Leistungen der Kompanieoffiziere. Im letzten Kriege, in dem die Bewegungen weiterreichend und schneller waren, gewann die Generalität etwas von ihrem alten Einfluss zurück. Aber dadurch hat das erst spät an Bedeutung gewonnene jüngere Führerkorps nicht etwa an Gewicht eingebüsst, sondern dieses Gewicht ist in mancher Hinsicht sogar grösser geworden.

Es ist von aktuellem Wert und zugleich von historischem Interesse zu verfolgen, wie und warum die Bedeutung des jüngeren Offiziers mit den veränderten Waffen und der veränderten Taktik gewachsen ist.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts operierte eine Armee normalerweise als geschlossenes Ganzes, so dass überhaupt nur die Armeekommandeure einen eigenen Entscheidungsbereich für taktische und strategische Massnahmen hatten. Die untergeordneten Kommandeure, ob hoch, ob niedrig, konnten kaum mehr tun, als ihre Leute anspornen, sie wieder sammeln, wenn sie in Unordnung geraten waren, und ihnen ein Beispiel der Entschlossenheit geben. Nur in Scharmützeln zwischen abgesprengten Einheiten boten sich ihnen Möglichkeiten, taktische Geschicklichkeit zu entwickeln.

Kurz vor der Französischen Revolution wurde in Frankreich von Guibert und anderen Offizieren eine Welle militärischer Reformen in Bewegung gesetzt. Ein Ergebnis davon war, dass die Armee in selbständige Teile – Divisionen – neu gegliedert wurde. Als Napoleon diese elastische Gliederung für seinen «Blitzkrieg» auswertete, wurde eine Revolution in Strategie und Taktik ausgelöst.

Da diese Divisionen unabhängig voneinander in Quartier gelegt wurden und sich selbständig bewegten, erlangten ihre Kommandeure taktische Selbständigkeit. Zwar operierten sie alle nach einem gemeinsamen Plan unter der Führung des Armeekommandeurs, aber jede Division hatte doch ihren eigenen Operationsraum und konnte selbst wieder in Teile oder Glieder aufgespalten werden, die den Gegner gleichzeitig von vorn und in der Flanke angreifen konnten. Als Napoleons Armeen an Grösse zunahm, wurden die Divisionen in Armeekorps formiert, die in derselben flüssigen Art operierten: Sie wurden wie ein Netz ausgebreitet und dann schnell um die Flanken des Gegners wieder zusammengezogen, um ihn in der Falle zu fangen.

Die Infanterie jedoch bewegte sich und kämpfte weiter in eng verbundenen Formationen und bot dem Gegner eine geschlossene Front. Brigaden operierten normalerweise als geschlossene Einheiten, und die kleineren Einheiten waren einfach integrierende Bestandteile davon. Ausnahmen gab es höchstens in Vorpostengefechten, oder wenn die gegnerische Front

in Unordnung geriet. Ein Korps konnte den Feind in der Front fassen, während ein anderes ihn in der Flanke angriff. Aber die Infanterieeinheiten kämpften in beiden Korps im Wesentlichen direkt und frontal in Angriff und Verteidigung.

Diese Beschränkung bestand noch ein ganzes Jahrhundert lang bis in die späteren Stadien des Krieges von 1914/18 hinein. Zwar wurde die «geschlossene Ordnung» endlich – zu spät – von der «geöffneten Ordnung» abgelöst, als der Feuerbereich und die Wirkung der Feuerwaffen zunahmen. Aber das bedeutete nur, dass die Reihen sich öffneten und ein Zwischenraum von ein paar Metern zwischen jedem Mann und seinem Nachbarn entstand, um das entsetzlich verwundbare Ziel, das eine auf so engen Raum zusammengedrückte Gruppe Menschen im Vorgehen bot, zu verkleinern. Es bedeutete nicht, dass die Infanterieeinheiten manövrierfähiger wurden.

Die orthodoxe militärische Doktrin behauptete noch immer, dass die Wucht des Angriffes von seinem physischen Gewicht abhinge. Sie betrachtete die Staffelung nach der Tiefe – oder die aufeinander folgenden Linien von Männern – nur als ein Mittel, die Lücken, die die Kugeln in die Frontlinie gerissen hatten, zu füllen und diese vor dem Frontalsturm zu verstärken. Die Linien selbst waren ungegliedert und zu unelastisch zum Manövrieren. Die Fehler des Krimkrieges wurden im Südafrikanischen Krieg und noch einmal im ersten Weltkrieg wiederholt. In den mittleren Jahren des letztgenannten Krieges wurden schlechtere taktische Formationen eingesetzt als im Burenkrieg, und dementsprechend waren natürlich auch die Verluste grösser, als sie die Schützenkunst der Buren den englischen Armeen in den späteren Stadien des südafrikanischen Krieges beigebracht hatte.

Aber der gesunde Menschenverstand des Soldaten veränderte die Dogmen, die ihm von oben auferlegt wurden. Wenn die unnatürlichen Mechanismen starr aufgereihter Linien unter pfeifendem Maschinengewehrfeuer zusammenbrachen, for-

mierten sich die Überlebenden instinktiv zu kleinen Gruppen, und diese arbeiteten sich, oft unter einem jüngeren Führer, von Deckung zu Deckung vorwärts und drangen unter Umgehung ähnlich improvisierter Gruppen des Feindes tief in die feindliche Stellung ein.

Im letzten Jahre des Krieges 1914/18 wurde diese Infiltrationstaktik, die aus einer engen Verbindung mit der Frontwirklichkeit geboren war, endlich anerkannt und als grundlegende Methode aller beteiligten Heere festgelegt. Sie trug dazu bei, etwas Beweglichkeit in die festgefahrene Kampfform zu bringen. Hauptmann Lafargue von der französischen Armee hatte schon 1915 als erster diese neue Idee in einer Schrift behandelt, und Hauptmann Geyer vom Stabe Ludendorffs systematisierte sie in der neuen taktischen Theorie, die die deutsche Armee beim Durchbruch durch die englische Front 1918 anwandte. Diese Pioniere setzten in die Tat um, was die aufgeschlossenen Angehörigen ihrer Generation dachten und aus der Erfahrung gelernt hatten. Es war der «jüngere Offizier» im kollektiven Sinne, der die Notwendigkeit der Änderung begriff und ihre Annahme durchsetzte trotz des Widerstrebens der meisten älteren gegen etwas, das sich radikal von den Methoden unterschied, an die sie gewöhnt waren.

Die Entwicklung der Feuerwaffen zwang zur aufgelösten Schlachtordnung. Dadurch entstanden Situationen auf dem Schlachtfeld, die die Männer zwangen, von den vorgeschriebenen Linien abzugehen und unter einem Führer und mit Kameraden, die sie kannten, in natürlichen Gruppen zu arbeiten. Alle diese Faktoren führten zur Bildung der beweglichen Kette von kleinen Gruppen als taktische Formationen, die die fortlaufende ungegliederte Frontlinie allmählich ersetzten. Die Tatsache, dass zwischen diesen Gruppen notwendigerweise Zwischenräume entstanden, bot sowohl den angreifenden wie den verteidigenden Gruppen Gelegenheit zu manövrieren, feindliche Gruppen entweder zu umfassen oder sie in der Flanke anzugreifen. Da auch die hinteren Linien

sich in solche Ketten von Gruppen auflösten und in die Tiefe verteilten, waren sie in der Lage, die Gruppen am Feind zu unterstützen, indem sie indirekt an den Widerstandszentren ansetzten, anstatt die Feuerlinie direkt zu verstärken, was nur allzuoft bedeutet hatte, dass Menschen als Zielpunkte für das feindliche Feuer sich gerade dort zusammenballten, wo das Feuer am konzentriertesten und der Weg blockiert war. Nunmehr konnten die Reserven in kleinen oder grösseren Gruppen umgeleitet werden, um den erfolgreichen Einheiten unmittelbar zu folgen und dann von der Flanke her einzuschwenken und sich gegen die feindlichen Stellungen zu werfen, die die anderen Einheiten aufhielten. Indem so kleine Einbrüche, die ihren anführenden Untereinheiten gelungen waren, ausgenutzt wurden, konnten Zug-, Kompanie- und Bataillonskommandeure ihrerseits das Prinzip der Überraschung anwenden und von «einer unerwarteten Richtung her gegen eine ungeschützte Stelle» losschlagen. Sie konnten die «inneren» Flanken ausnutzen, die durch die allmählich erweiterten Einbrüche entstanden. Hierdurch verwandelte sich ihr Kampfabschnitt von einem bloss vorwärts gerichteten Stoss in ein Manövriefeld, das im Kleinen so viel Spielraum für taktisches Können und taktisches Kombinieren bot, wie es in der Vergangenheit nur die Generäle gehabt hatten.

Alle diese Faktoren gaben dem jüngeren Offizier viel mehr Chancen, erhöhten aber auch seine Verantwortung und dementsprechend das Niveau, das von ihm verlangt werden musste. Durch die Vielfalt der neuen Waffen, die eingeführt wurden, vervielfachten sich gleichzeitig die Anforderungen an seine geistigen Fähigkeiten in dem Masse, wie sich die Probleme komplizierten. 1914 brauchte der Kompanieführer nur das Gewehr zu kennen, und selbst das Bataillon hatte als zusätzliches Waffenelement nur ein paar Maschinengewehre, die oft genug als überflüssiges Zubehör behandelt wurden. Bis zum Ende des Krieges wurde die Infanteriebewaffnung auf leichte Maschinengewehre, Mörser, Handgranaten und Gewehrgranaten (Spreng- und Nebelgranaten) ausgedehnt.

Die Verschiedenheit der zu beachtenden Faktoren hat die Aufgabe des jüngeren Offiziers an sich komplizierter gemacht als die eines Infanterie-Brigadekommandeurs¹, der jetzt nur noch drei Bataillone zu handhaben hat. Einer der bekanntesten Armeekommandeure erklärte mir einige Jahre nach dem Kriege, er sei zu dem Schluss gekommen, dass die Aufgaben der Kompanie- und Bataillonskommandeure in ihren Anforderungen etwa gleich geblieben seien, während die aller höheren Dienstgrade – zum Beispiel des Brigade-, Divisions- und Korpskommandeurs – einfacher und leichter geworden wären bis hinauf zum Armeekommandeur, dessen Tätigkeit nach seiner Meinung an Schwierigkeit der des Bataillonskommandeurs vergleichbar sei.

Das bedeutet jedoch nicht, dass ein fähiger Kompanie- oder Bataillonsführer etwa den Platz eines Armeekommandeurs einnehmen und die dazwischenliegenden Dienstgrade so nebenbei mit ausfüllen könnte; denn mit jeder Erweiterung des Befehlsbereichs ergibt sich ein etwas anderes Arbeitsgebiet, das zu übersehen und zu bedenken ist, und es gibt Menschen, die sich nur langsam anpassen und andere, die leicht von der Verschiedenheit des Befehlsbereichs erdrückt werden. Ich meine vielmehr, dass ein wirklich leistungsfähiger dienstjüngerer Offizier viel rascher zu höheren Kommandos aufsteigen könnte, als im Allgemeinen angenommen oder zugegeben wird – wenn nicht durch überkommene Vorschriften, die auf Berufsinteressen und Altersvorrechten beruhen, künstlich Hindernisse dagegen aufgerichtet worden wären.

Dieser Schluss stützt sich weitgehend auf Erfahrungen, die aus der Geschichte des Militärs hervorgehen. Wenn wir die Lebensgeschichte der hervorragendsten Offiziere studieren – derjenigen, die bezeichnenderweise als die «Great Captains» bekannt sind – so finden wir, dass von den «ersten fünfzehn» nur vier eine längere Dienstzeit in den unteren Dienstgraden durchgemacht hatten, bevor sie ihre Fähigkeiten in höheren

¹ Bezieht sich auf die englische Armee – dem Brigadekommandeur entspricht in anderen Heeren der Regimentskommandeur.

Kommandos bewiesen. Fünf von diesen fünfzehn waren in den zwanziger und nur sechs in den dreissiger Jahren, als sie berühmt wurden. Wenn wir noch eine zweite Gruppe von weiteren fünfzehn uns ansehen – die zwar weniger bekannt sind, aber gleichfalls bedeutend waren – so finden wir, dass von den gesamten dreissig nur neun eine so lange Dienstzeit nachweisen konnten, wie sie heute als Mindestforderung gilt.

Die Erfahrungen aus der Gegenwart zeigen – innerhalb der Grenzen, die berufliche Interessen gezogen haben – dasselbe Ergebnis. In Friedenszeiten, die vergleichsweise nur geringe Anforderungen stellen, erhält ein Offizier ein Bataillonskommando selten vor seinem vierzigsten Lebensjahr und wird erst General, wenn er zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt ist. Im ersten Weltkrieg jedoch wurden Offiziere in den zwanziger Jahren schon Bataillonsführer und in den dreissiger Jahren Divisionskommandeur. Der einzige Grund, warum sie nicht noch schneller aufstiegen, lag in der Tatsache, dass der Aufstieg nicht von der Auswahl der unabhängig vom Alter am besten Geeigneten abhing, sondern von der Zahl der verfügbaren Stellen, die durch Ausfälle infolge Versagens frei wurden. Im zweiten Weltkrieg vollzog sich derselbe Prozess, nur etwas langsamer, weil die Verluste seltener waren. Aber selbst unter diesen Umständen wurden einige Offiziere unter fünfzig Jahren schon mit der Führung einer Armee betraut; andere erhielten ein Armeekorps, obwohl sie kaum vierzig waren; nur einige wenige wurden schon in den dreissiger Jahren Divisionskommandeure. Diese Männer hätten jedoch auch schneller und höher aufsteigen können, wenn nicht der Begriff des «stufenweisen Aufstiegs» für die Beförderung massgebend gewesen wäre. (Es ist bezeichnend, dass in der Roten Armee, die eine weit schärfere Auslese durchmachte, eine grosse Zahl von höheren Kommandeuren unter vierzig waren.)

Es ist jedoch festzustellen, dass die Beförderung der nicht-aktiven Soldaten mehr noch als im ersten Weltkrieg be-

schränkt wurde. Das ist eine sonderbare Tatsache, wenn man überlegt, dass die Armee die Besten der Nation eingezogen hat. Sie kann zum Teil erklärt werden durch die zusätzliche Verzögerung, die dadurch entsteht, dass jeder jeden Dienstgrad durchlaufen muss; ferner durch die Auffassung, dass der Krieg die Zeit des Aufstiegs in erster Linie für den Berufssoldaten sein sollte und drittens durch die zunehmende Kompliziertheit der Technik, die beherrscht werden muss, bevor der Soldat seine natürlichen Führeigenschaften erfolgreich ausüben kann. Im zweiten Weltkrieg wurden viele neue Waffen und technische Einrichtungen eingeführt, während gleichzeitig die Operationen beweglicher wurden als im ersten Weltkrieg.

Ein Vorteil, den der Berufssoldat gegenüber dem nichtaktiven Soldaten natürlich hat, ist die Tatsache, dass er an den militärischen Dienst gewöhnt ist, so dass er seine Obliegenheiten ohne besonderes Nachdenken ausführt, infolgedessen durch die «Reibung», die der Krieg mit sich bringt, weniger beeinflusst ist und sein Denken ganz dem taktischen Problem der Überlistung des Feindes widmen kann. Es ist deshalb geradezu paradox, wenn im «totalen Krieg» von den eingezogenen Zivilisten erwartet wird, dass sie die meisten technischen Funktionen des Soldatenhandwerks übernehmen, die dem Unterführer zufallen, während sie für die höheren Posten kaum in Betracht kommen, wo weit mehr von Kenntnissen, Weitblick und Unmittelbarkeit des Denkens abhängt als von technischer Routine.

Lange Ausbildung kann aus einem Mann einen Experten in der Durchführung bestimmter Aufgaben machen, aber solche Fachkenntnis kann möglicherweise erkaufte werden um den Preis des Einfallsreichtums, der Originalität und der Elastizität. Der Krieg aber ist das Reich des Unerwarteten und die Anpassungsfähigkeit an das Unerwartete ist eine natürliche Eigenschaft der Jugend.

Nach etwa vier Jahren Krieg sollten wir doch in der Lage sein, das grosse Reservoir an geistiger Kraft, das der Nation

zur Verfügung steht, besser auszunutzen! Was möglicherweise dabei hätte gewonnen werden können, zeigte sich im ersten Weltkrieg, wo der australische Reservist, Sir John Monash, der bis hinauf zum Brigadekommandeur nur wenig über den Durchschnitt hinausgeragt hatte, immer hervorragender wurde, je höher er aufstieg. Bezeichnend ist auch, wie viele der führenden Generale des ersten Weltkriegs ursprünglich als eingezogene Rekruten in die Armee eingetreten sind.

Vielleicht öffnet sich ein Weg für eine bessere und schnellere Ausnutzung von Begabungen in der Zukunft, wenn wir erkennen, wie ungeheuer sich der Aufgabenbereich des Unterführers entwickelt hat und bis zu welchem Ausmass die Kluft zwischen seinen Aufgaben und denen der höheren Kommandeure durch die modernen Verhältnisse bereits überbrückt worden ist. Eine solche Erkenntnis könnte auch dazu dienen, das Selbstvertrauen und die Führerqualitäten des jüngeren Offiziers noch zu steigern.

Seit die «geschlossene Ordnung» sich im Feuer der Schlacht und der Luftangriffe zur «aufgelösten Ordnung» entwickelt hat, hängt der Erfolg weitgehend von der sich steigenden Wirkung vieler örtlicher Zusammenbrüche auf der gegnerischen Front ab. Die Schlacht ist zu einer Aufeinanderfolge von zeitweilig bestehenden taktischen Möglichkeiten geworden und für die Ausnutzung dieser Möglichkeiten ist natürlich die allgemeine Überlegenheit der Kampftätigkeit von kleinen Verbänden unter ihren Unterführern wichtiger als die Taktik der Generale – abgesehen von der höchsten Stufe, wo man die Strategie braucht und wo eine schlechte strategische Entscheidung einen taktischen Vorteil zunichte machen kann.

Mit anderen Worten, eine Schlacht ist ein Mannschaftsspiel grössten Ausmasses geworden, in der die Unterführer Spieler sind und keine Schachfiguren. «Theirs not to reason why, Theirs but to do and die»¹ ist eine völlig überlebte Auffassung und es wird Zeit, dass wir die selbstverständlichen Fol-

¹ Aus Tennyson, «The Charge of the Light Brigade». «Sie haben nicht zu fragen warum, sie haben nur zu folgen und zu sterben.»

gerungen aus dieser Veränderung ziehen. Die Unterführer sind es, die den Hauptstoss des Krieges ausgehalten haben und ihn weiterhin aushalten werden; aber ihre geistige Initiative und deren Entwicklung sind nunmehr lebenswichtige Faktoren geworden, die den Ausgang bestimmen.

Die «unzeitgemässe» Reservearmee

Vor dem Kriege waren England und die Vereinigten Staaten die beiden einzigen Mächte, die sich auf stehende Heere freiwillig eingetretener Berufssoldaten stützten, um einen ersten Anprall im Kriegsfall abzuwehren. Alle anderen Staaten vertrauten auf die Allgemeine Wehrpflicht und auf das Massenhier kurzfristig dienender Zivilisten, das die natürliche Folge dieses Systems war.

Nach dem Kriege beschlossen die amerikanische und die englische Regierung dem Beispiel anderer Nationen zu folgen und die Allgemeine Wehrpflicht auch ihrerseits einzuführen. Amerika hob sie bald wieder auf in der Erkenntnis, durch Anwerbung von Freiwilligen wesentlich grössere Streitkräfte als vor dem Kriege aufstellen zu können – und zwar in einer den verfügbaren Mitteln entsprechenden Stärke. England dagegen hat die Allgemeine Wehrpflicht beibehalten, um auf diese Weise seine Streitkräfte in einer ähnlich erhöhten Friedensstärke aufrechtzuerhalten – einer Stärke, die allerdings die verfügbaren Mittel übersteigt.

Die veränderte Politik Englands in der Nachkriegszeit ist von seinen europäischen Nachbarn sehr begrüsst worden. Sind sie doch davon überzeugt, dass damit Englands Bereitschaft, an der gemeinsamen Verteidigung teilzunehmen, steigen wird. Derselbe Gedanke war offenbar bei der englischen Regierung und der Mehrheit der Öffentlichkeit vorherrschend. Nach einer Umfrage des Gallup-Instituts haben 60 Prozent der Escheidung zugestimmt!

«Besser vorbereitet sein» war in allen Ländern das Hauptargument für die Allgemeine Wehrpflicht. Ist dieser Gedanke richtig oder ist er falsch?

Zu dieser Frage ergibt sich als erste auffallende Tatsache, dass alle in den Jahren 1939, 40 und 41 unter den Schlägen des deutschen Blitzkrieges zusammengebrochenen Länder stehende Reservearmeen zu ihrer Verteidigung bereit hatten. Der einzige der anfänglichen Gegner Deutschlands, der der Eroberung entging, hatte die Allgemeine Wehrpflicht bis zum Ausbruch des Krieges abgelehnt und verliess sich in dieser seiner schwersten Prüfung hauptsächlich auf Freiwilligenverbände.

Die Anhänger der Allgemeinen Wehrpflicht werden natürlich erwidern, dass sich England von den meisten anderen Ländern unterscheidet, weil es vom Meer umgeben ist, und dass es sich nur vermöge dieses Schutzes halten konnte. Ist diese Erwidern völlig überzeugend?

Norwegen war von einem noch breiteren Meeresgürtel umgeben und hat sich doch nicht retten können. Und wenn das norwegische Heer auch klein war, so gilt diese Feststellung in gleicher Weise für den Teil der englischen Streitkräfte, der in den Monaten nach Dünkirchen ausgerüstet und kampfbereit zur Verfügung stand. Was die weit stärkere deutsche Wehrmacht von der Invasion Englands abhielt, war der aktive Widerstand der englischen Luftwaffe und die latente Bedrohung durch die englische Kriegsmarine.

Diese Überlegung führt zu einer weiteren. Auf dem Papier betrachtet, waren die Deutschland im Westen gegenüberstehenden Streitkräfte den deutschen zahlenmässig gleich. Was ihren Widerstand zu Lande lahm legte, war die vergleichsweise Schwäche ihrer Panzerverbände und ihrer Luftstreitkräfte. Auch die englischen Panzerverbände waren schwach – weshalb ja auch das englische Heer in das über die gesamten alliierten Streitkräfte hereinbrechende Unheil mit verwickelt wurde. Die englische Luftwaffe dagegen war im Vergleich zu der der anderen Länder verhältnismässig stark, deshalb konnte sie den Rückzug des englischen Heeres decken und die Deutschen von einem Nachsetzversuch über den Kanal abhalten.

Wäre England dem Beispiel seiner Nachbarn gefolgt und

hätte die Allgemeine Wehrpflicht früher eingeführt, so hätte es wahrscheinlich auch den unangebrachten Glauben an ein zahlenmässig starkes Landheer geteilt und so viel von den verfügbaren Mitteln für den Aufbau eines Massenheeres verwandt, dass der Ausbau der englischen Luftwaffe – und womöglich auch der Flotte – ebenso zurückgestellt worden wäre wie bei seinen Nachbarn. Diese Überlegung gibt zu denken. Das System der Allgemeinen Wehrpflicht hat von jeher zur Förderung der Quantität auf Kosten der Qualität geführt.

Nach der Niederlage von 1918 war es Deutschland durch den Versailler Vertrag verboten worden, die Allgemeine Wehrpflicht beizubehalten. Deutschland war infolgedessen sechs Jahre lang darauf angewiesen, sich auf die Schaffung einer berufsmässigen Elitetruppe, der Reichswehr, zu konzentrieren. Als Hitler dann die Allgemeine Wehrpflicht wieder einführte, hatte sich die deutsche Wehrmacht so daran gewöhnt, in Qualitätsbegriffen zu denken und hatte so grosse Fortschritte in der Entwicklung eines Spezialistentums gemacht, dass die Aufnahme einer grossen Zahl von Dienstpflichtigen die bis dahin vorherrschenden Grundsätze und Gepflogenheiten nicht mehr zu verändern vermochte. Die Wehrmacht hielt an dem Gedanken fest, innerhalb des Massenheeres einen Kern von Elitetruppen zu halten und opferte nicht – wie es gewöhnlich beim Militär der Fall ist – die Qualität der Gleichförmigkeit. Die neueren Waffen, die nur von Spezialisten bedient werden konnten, erhielten den Vorrang. Die Ergebnisse zeigten sich in den Siegen von 1940, die im Wesentlichen ein Triumph des Spezialisten waren.

Der Blitzkrieg wurde von verhältnismässig kleinen Stosstruppen geführt – Panzern und motorisierter Infanterie, unterstützt von Sturzkampfbombern sowie in einigen Fällen von Luftlandetruppen. Die Welt ist sich bis heute nicht völlig darüber klar, welcher unbedeutenden Teil des ganzen Heeres sie ausmachten. Daher verdient die Zusammensetzung dieser Stosstruppen eine über das an früherer Stelle Gesagte hinausgehende Untersuchung.

Der entscheidende Schlag in Holland war die Unterbrechung der rückwärtigen Verbindungen der holländischen Armee und der Nervenzentren des Landes am ersten Tag der Offensive, dem 10. Mai 1940. Er wurde geführt von fünf Fallschirmjäger-Bataillonen und einer Division Luftlandeinfanterie, die gegen die Schlüsselstädte Rotterdam und Den Haag angesetzt waren. Ihnen folgte eine Panzerdivision, die durch eine Lücke in der erschütterten Verteidigungslinie zu ihrer Unterstützung herankam. Die Truppen umfassten wenig mehr als 30'000 Mann. Ihre Wirkung in Verbindung mit der Luftwaffe genügte, um innerhalb von fünf Tagen die Kapitulation Hollands herbeizuführen, obwohl die holländische Hauptverteidigungslinie intakt geblieben war.

Wenn die Allgemeine Wehrpflicht einen ausreichenden Schutz darstellte, so hätten die Holländer zweifellos sicher sein müssen. Denn mit Hilfe der Allgemeinen Wehrpflicht hatten sie 400'000 Mann mobilisiert – eine Streitmacht, die der in Holland einfallenden 18. deutschen Armee zahlenmässig weit überlegen war. Sie konnten zwar dem Gros der Invasionsstreitkräfte widerstehen und den Erfolg für sich in Anspruch nehmen, bis zum Schluss einen Durchbruch durch ihre Front verhindert zu haben. Doch änderte dies nichts an der Tatsache, dass der Kampf gegen sie bereits entschieden war – durch die Bedrohung im Rücken.

Die Belgier besaßen eine Reservearmee von 650'000 Mann, die seit Herbst 1939 mobilisiert worden waren. Im Endstadium der Mobilisierung standen insgesamt 900'000 Mann unter Waffen. Das Gesamtaufgebot dieser Streitkräfte war der deutschen 6. Armee, die den Hauptzugang nach Belgien angriff, zahlenmässig weit überlegen. Aber dies nützte gar nichts. Denn die beherrschenden Schlüsselstellungen wurden von einer ganz kleinen Abteilung Fallschirmjäger genommen, die aus dem Nachthimmel landeten, nördlich von Maastricht die Brücken über den Albert-Kanal im Handstreich nahmen und die Geschütze des Forts Eben Emael kampfunfähig machten, das den Übergang über diese Wasserschanke sperren

sollte. Dieser Anfangserfolg wurde durch einige Panzerdivisionen ausgenutzt, die am folgenden Tag die eroberten Brücken überquerten und, durch Sturzkampfflieger abgeschirmt, die improvisierte Linie am anderen Ufer durchbrachen. Sobald diese 30'000 Mann starken schnellen Truppen sich über das mittelbelgische Flachland ergossen hatten, musste die gesamte Grenzbefestigungslinie aufgegeben werden. Von diesem Zeitpunkt an ging der Rückzug unaufhörlich weiter.

Die zwei Wochen später erfolgende Kapitulation der belgischen Armee war jedoch keine direkte Folge dieses Vorstosses, sondern die indirekte Folge davon, dass auch die französische Front am 13. Mai an der Maas zwischen Sedan und Namur durchstossen worden war.

In diesem Frontabschnitt stiessen insgesamt sieben Panzerdivisionen an drei Stellen durch die Ardennen vor. Sie wurden beim Übersetzen über die Maas von den gleichen Sturzkampffliegern gedeckt, die bereits vorher den Durchbruch bei Maastricht gedeckt hatten. An der französischen Front wurden von den Deutschen keine Luftlandetruppen eingesetzt, da keine mehr zur Verfügung standen.

Nach dem Durchbruch über die Ardennen stiessen diese Panzerdivisionen in raschem Vordringen nach Westen gegen die Kanalküste vor, wobei sie in einer Woche über 250 km zurücklegten. Indem sie die Küste so schnell erreichten, schnitten sie die gesamten alliierten Streitkräfte in Belgien ab – den dritten und zugleich besten Teil der französischen Armee, fast die gesamte englische Armee und die belgische Armee. Der Riegel durch das rückwärtige Gebiet der Alliierten wurde bald durch einige motorisierte Divisionen geschlossen, denen eine Anzahl Infanteriedivisionen folgten. Diese trafen ein, bevor sich die von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnittenen alliierten Streitkräfte wieder gefangen hatten. Nach dieser Niederlage zeigte sich der Rest der französischen Armee unfähig, die Eindringlinge aufzuhalten, als sie sich in der nächsten und endgültigen Phase ihrer Offensive nach Süden wandten.

Frankreichs Schicksal war im Wesentlichen mit dem ersten Schlage und der vollständigen Ausnützung des Durchbruchs entschieden. 900 Panzer erzwangen unter dem Schutz von rund 1'000 Flugzeugen den entscheidenden Durchbruch bei Sedan. Die Masse der deutschen Wehrmacht spielte nur eine «Statistenrolle» im Haupttakt und betrat die Szene nur, um das Ende zu bestätigen.

Das Gros der französischen Armee war nicht mehr in der Lage, den verhängnisvollen Ausgang abzuwenden. Auf Grund der Allgemeinen Wehrpflicht verfügte Frankreich über etwa fünf Millionen Mann an ausgebildeten Reserven und damit über eine weit grössere Zahl als Deutschland zur Verfügung standen. Die Zahl der militärisch ausgebildeten Franzosen war verhältnismässig, grösser und ihre Ausbildungszeit länger als in allen anderen europäischen Ländern. Aber all dies besagte wenig angesichts eines Schlages, den Streitkräfte geführt hatten, die im Vergleich dazu nur eine Handvoll waren, aber mehr auf der Höhe der Zeit standen.

Nach den Erfahrungen des zweiten Weltkrieges fällt es schwer noch eine Berechtigung für die uralte Vorstellung zu sehen, nach der Allgemeine Wehrpflicht gleichbedeutend ist mit Sicherheit. Vielmehr scheint es so, als ob sie ein falsches Gefühl von Sicherheit begünstigt und die Bereitschaft, neuartigen Gefahren zu begegnen, erschwert. Die Länder, die weniger Vertrauen auf dieses System setzten, passten sich schneller den tatsächlichen Erfordernissen an. Die Länder, die 1939, 1940 und 1941 so schnell überrannt wurden, wären möglicherweise weit besser und auf jeden Fall nicht schlechter gefahren, wenn sie sich stattdessen auf ein kleineres Berufsheer von höherer Qualität, besserer Ausbildung und Ausstattung verlassen hätten.

Wenn wir uns von der Vergangenheit zur Zukunft wenden, so erscheint der Wert von Reservearmeen noch zweifelhafter. Reservearmeen sind keine Waffe gegen Atombomben-Angriffe und Raketengeschosse. Sie sind eher eine Bedrohung für die Verteidigung, weil sie eine unnütze Masse von Nicht-

Spezialisten an strategisch wichtigen Punkten und Verbindungslinien anhäufen, die eine ausserordentliche Belastung für das Transport- und Nachschubwesen darstellen.

Der Gedanke, dass diese sogenannten «ausgebildeten» Reserven für eine Gegenoffensive gegen die feindlichen Atombomben- und Raketenstützpunkte von Wert sein könnten, ist die unsinnigste aller Illusionen. Monate, wenn nicht Jahre, würden vergehen, bevor sie imstande wären, eine solche Offensive durchzuführen.

Die Reservearmeen, die 1940 überrannt wurden, hatten nach der Mobilisierung neun Monate Zeit gehabt, bevor sie die leichtere Aufgabe der Verteidigung in Angriff nehmen mussten, aber selbst dann waren sie noch unzureichend ausgebildet. Es ist unwahrscheinlich, dass diejenigen, die einer zukünftigen Aggression entgegentreten, neun Monate Aufschub erhalten werden, bis der Angriff losbricht.

Ausser all diesen Nachteilen besteht der noch schlimmere, dass eine Gegenoffensive, die von einer Armee Monate nach Beginn des Atomkriegs eröffnet wird, die bereits angerichteten Verwüstungen nicht mehr ungeschehen machen kann. Ein derartig verspätetes Eingreifen könnte wenig oder nichts mehr vor der Zerstörung bewahren, die wahrscheinlich dann ein solches Ausmass erreicht hätte, dass jede militärische Massnahme sinnlos geworden wäre.

Selbst wenn die kriegführenden Mächte aus Angst vor einer allgemeinen Zerstörung von den Atomwaffen keinen Gebrauch machen, würde dies den Wert der Reservearmeen nicht erneuern. Denn die andere Möglichkeit der Aggression, die zu befürchten ist, liegt in einem plötzlichen Durchbruch motorisierter Truppen durch ein Grenzland oder in einem Einsickern getarnter Truppen in das betreffende Land zur Unterstützung eines politisch unzufriedenen Bevölkerungsteils.

Jeder dieser Gefahren kann man nur begegnen durch ein Berufsheer, das wie die Feuerwehr jederzeit einsatzbereit ist. Ein Reserveheer kann nur langsam mobilisiert werden und

erst dann, wenn die Gefahr da ist – und das ist zu spät. Ausserdem ist ein Reserveheer mehr der Gefahr der politischen Zersetzung in den eigenen Reihen ausgesetzt als ein Heer von Berufssoldaten. Wir leben heute mehr in einer Zeit der ideologischen als der Atom-Kriegführung. Ein geschickter Angreifer wird die Reihen des gegnerischen Reserveheers mit seinen Anhängern durchsetzen, um mit dieser Infiltration dessen Aktionskraft zu lähmen, bevor sein Angriff beginnt. Ein Heer von Berufssoldaten ist «reiner».

Alles in allem: je eingehender man das System der Allgemeinen Wehrpflicht unter dem Gesichtspunkt moderner Verhältnisse studiert, um so überholter erscheint es. Es ist auf militärischem Gebiet das Gegenstück zum prähistorischen Mammut. Die europäischen Nationen würden mehr gesunden Menschenverstand zeigen, wenn sie zum System des Berufsheers übergängen, als England gezeigt hat, indem es sich zuletzt noch zu einer veralteten Idee bekehrte.

FÜNFTER TEIL

ZEITLOS

*Einige grundlegende Probleme von gestern
und morgen*

Die grundlegenden Fragen der Allgemeinen Wehrpflicht

Die Allgemeine Wehrpflicht in ihrer jetzigen Form ist unter den verschiedensten Gesichtspunkten bereits in den früheren Kapiteln behandelt worden, aber es ist wichtig, auch die grundlegenden Faktoren einer Prüfung zu unterziehen.

In der folgenden Zusammenfassung des «Für» und «Wider» sind die Ergebnisse eines langen Studiums dieser Frage niedergelegt – Ergebnisse, die, gegeneinander abgewogen, meine anfängliche Neigung für das System der Allgemeinen Wehrpflicht geändert haben.

Die Allgemeine Wehrpflicht hat eine Reihe wesentlicher Vorzüge. Sie ist die *systematischste* Art, Armeen aufzustellen und lässt sich am leichtesten durchführen. Sie eignet sich deshalb besonders gut für Planungszwecke. Mit ihrer Hilfe lassen sich genaue Berechnungen vornehmen und Listen ohne grosses Kopfzerbrechen ausfüllen. Bei der Einberufung von Rekruten wie bei Verbesserungen bestehender Verhältnisse in der Armee braucht sich die Phantasie nicht anzustrengen. Die Leute haben dem Ruf Folge zu leisten, ob sie wollen oder nicht.

Es ist das *billigste* Verfahren – im Verhältnis zur Zahl der Einberufenen. Man holt sich auf diese Weise fähige und technisch bewanderte Leute, ohne sich um Besoldungsgruppen zu kümmern. Das ist unmöglich bei einer Armee aus freiwilligen Berufssoldaten.

Die Allgemeine Wehrpflicht hat auch den Anschein, das *demokratischste* System zu sein, da sie von allen das gleiche Ausmass an Dienst verlangt. Doch stellt sich diese Gerechtigkeit bei genauerer Untersuchung der sozialen und psychologischen

Faktoren als ziemlich zweifelhaft heraus, wenn man nämlich geistige und temperamentsmässige Verschiedenheiten wie auch das tatsächlich geübte Verfahren bei diesem System berücksichtigt. Es kann keine echte Gleichheit geben, wenn man Menschen, die sich von Natur zum Wehrdienst eignen, und solche, bei denen das nicht der Fall ist, einheitlich behandelt und es ist eine offensichtliche Wahrheit menschlicher Erfahrung, dass Menschen um so mehr an Kampfkraft verlieren, je zivilisierter sie werden. Trotzdem hat der Anschein der Gleichheit eine sichtliche Anziehungskraft in einem politischen System, das das Ideal der Gleichheit aller anstrebt.

Auch insofern trägt die Allgemeine Wehrpflicht den demokratischen Stempel, als sie die Macht, die in der Vertrautheit mit den Waffen liegt, gleichmässig auf die Staatsbürger eines Landes verteilt, anstatt sie auf eine Gruppe zu beschränken. Sie scheint damit dem Missbrauch solcher Macht durch eine Berufskaste zu steuern, deren Interessen zu denen der Gesamtheit in Widerspruch stehen können. Auch hier lehrt zwar die Erfahrung der Geschichte, wie trügerisch diese Annahme ist; dennoch wirkt der Anschein nun einmal oft beruhigend.

Ein anderer Gesichtspunkt, der für die Allgemeine Wehrpflicht spricht, ist der, dass sie der Jugend eines Volkes die notwendige Zucht beibringt und sie zum Dienst an der Gemeinschaft erzieht. Wenn dieses Argument auch nur allzuoft von kriegslüsternen Führern im Ausland gebraucht wurde und darum ziemlich anrühlich ist, so sollte es deshalb doch nicht leichtfertig von der Hand gewiesen werden. Ein Sinn für Zucht und Ordnung gehört nun einmal zum guten Staatsbürger, und der Mangel an Zucht hat sich nach dem Niedergang der elterlichen Autorität sehr ungünstig bemerkbar gemacht. Die üblen Folgen dieser Entwicklung nehmen allmählich überhand. Der Wehrdienst bewirkt häufig eine Besserung. Aber indem man auf einen solchen Ersatz zurückgreift, gesteht man gleichzeitig ein, dass die Erziehung im Elternhaus und in der Schule versagt hat. Besser wäre es, dieser Entwicklung durch

eine rechtzeitige Beachtung des Problems zu steuern, als es zurückzustellen in der Erwartung, dass es sich bei der Wehrausbildung so nebenbei mitlösen lassen wird. Allein die Tatsache, dass führende Soldaten den Gedanken der Allgemeinen Wehrpflicht unter Berufung auf ihren gemeinschaftsbildenden Wert vertreten haben, erweckt Zweifel über die dahinterstehenden Motive und auch Zweifel über die tatsächliche Notwendigkeit des Systems von rein militärischen Gesichtspunkten aus.

Die Allgemeine Wehrpflicht ist die einzige Möglichkeit zur Schaffung einer sehr grossen Armee. Das ist ihre hauptsächliche Rechtfertigung, die so lange eine Rolle spielt, wie die grundlegende Gewähr für die Sicherheit eines Volkes im Frieden und für den Sieg in Kriegszeiten in der Anzahl der einberufenen männlichen Bevölkerung gesehen wird. Vom militärischen Standpunkt aus bringt die zahlenmässige Stärke noch andere Vorzüge mit sich, über die sich die militärischen Berater jeder Regierung klar sind, wenn sie sie auch kaum in einer Auseinandersetzung anführen werden. Je grösser die Armee, um so grösser die Zahl hoher Dienststellungen und um so günstiger die Aussichten auf Beförderung – das erklärt auch auf natürliche Weise, warum die Berufssoldaten, die am meisten auf die «Zivilisten» herabschauen, deren Wehrpflicht guthessen, auch wenn dadurch der soldatische Geist verwässert wird. Es wäre töricht, ihnen die Wahrnehmung ihrer Belange zu verargen – denn das liegt nun einmal in der menschlichen Natur – aber wir sollten den unbewussten Beweggrund dabei verstehen und mit in Rechnung stellen.

Doch sogar vom militärischen Standpunkt aus birgt die Allgemeine Wehrpflicht eine Reihe *schwerwiegender Nachteile*, die es diesen offensichtlichen Vorzügen gegenüberzustellen gilt.

Zunächst einmal müssen wir ihre Wirkung auf die Schlagkraft der Truppe näher betrachten. Auch die längstmögliche Dienstzeit im Frieden ist noch nicht lang genug für den Stand des Könnens, wie er sich mit längerdienenden Freiwilligen erreichen lässt, und das erforderliche Mass an Ausbildungszeit

erhöht sich mit der technischen Kompliziertheit der Waffen. Doch hinter dem zeitlichen liegt ein psychologischer Gesichtspunkt. Begeisterung ist die hauptsächlichliche Triebfeder für die Schlagkraft einer Truppe und ist naturgemäss mit Zwang unvereinbar.

Das soll nun freilich nicht heissen, dass sich ein zwangsweise eingezogener Soldat nicht mit der Zeit für seine Aufgaben erwärmen, oder dass eine Freiwilligenarmee ohne Zwang auskommen kann. Auch lässt sich ein beachtliches Mass an Schlagkraft ohne sonderliche Begeisterung der Leute für ihren Dienst erzielen. Aber die grössere Schlagkraft erwächst eben doch aus einem kraftvollen inneren Schwung, der wesentlich eigenem Willensentschluss entspringt und sich wiederum seinerseits nur aus dem geringstmöglichen Gefühl von Zwang entwickelt.

Die Allgemeine Wehrpflicht untergräbt auch häufig die Zuverlässigkeit einer Armee, besonders in Zeiten der Bewährung. Ein unlustiger Soldat ist ein Bazillenträger der Zersetzung und kann in einer Weise ansteckend wirken, die in keinem Verhältnis zu seiner erzwungenen Leistung steht. Mit zunehmender Erfahrung im modernen Krieg sind die kämpfenden Verbände zu der Überzeugung gekommen, dass das Ausscheiden von Elementen mit zweifelhafter Kampfmoral (infolge von Veranlagung oder fortgesetzter Nervenbelastung) ihrem erzwungenen Einsatz, wie er früher üblich war, vorzuziehen ist. Nichts wirkt so ansteckend wie eine Panik. Unter den zunehmend individualistischen Bedingungen des modernen Krieges wird jedes schwache Element noch gefährlicher. Das Verfahren der zwangsweisen Einberufung erhöht natürlicherweise die Möglichkeit für solche Schwäche um ein Vielfaches.

Die Allgemeine Wehrpflicht läuft der Entwicklung zum *Fachlichen* in der modernen Kriegführung zuwider. Sie leistet dem Götzen «Zahl» Vorschub zu einer Zeit, da sich eine wirklich überlegene Stärke mehr und mehr auf fachliches Können und die Tatkraft des Einzelnen gründet. In diesem Zusammenhang ist es von Bedeutung, dass die deutschen Führer für alle

wichtigen Aufgaben in steigendem Masse Wert auf den Einsatz von Sonderverbänden legten. Die nationalsozialistische Bewegung selbst war wesentlich eine Freiwilligenbewegung, eher exklusiv als allumfassend, während sich die entscheidendsten Teile der deutschen Wehrmacht – die Luftwaffen-, Panzer-, Fallschirm- und SS-Verbände – auf halb freiwilliger Grundlage ergänzten. Es ist kaum anzunehmen, dass die grosse «Masse» der deutschen Wehrmacht von der gleichen Begeisterung beseelt gewesen ist, aber es lässt sich viel für die Behauptung anführen, dass sie ein entscheidendes Schwächemoment in Deutschlands scheinbarer Stärke bildete.

Eine auf der Allgemeinen Wehrpflicht aufgebaute Armee hat ferner den Nachteil der langsamen Mobilmachung, und in demokratischen Ländern besteht ohnehin ein natürlicher Hang zu solcher Verzögerung. Sie kann niemals die gleiche Einsatzbereitschaft besitzen wie eine Berufsarmee. Sie eignet sich darum viel weniger zum Schutz gegen eine Invasion nach Art des Blitzkrieges – und ist noch weniger gegen die Gefahren eines Atomangriffs gewappnet. Gleichzeitig leistet sie damit leicht der alten, längst überholten Ansicht Vorschub, dass die Stärke eines Landes in der grossen Zahl der Männer unter Waffen liegt und erzeugt so ein falsches Sicherheitsgefühl.

Über diese Nachteile allgemeiner Art hinaus eignet sich ein auf der Allgemeinen Wehrpflicht aufgebautes militärisches System besonders schlecht für Länder wie England und die Vereinigten Staaten, deren militärische Probleme hauptsächlich in Übersee liegen. England hat schon immer einen grossen Teil seiner Streitkräfte in Übersee stationieren müssen. Im Gegensatz zu den kontinentalen Staaten liegt die vordringlichste Aufgabe der englischen Armee in der Verteidigung von Gebieten ausserhalb des Mutterlandes und nicht innerhalb der eigenen Landesgrenzen. Dieser Notwendigkeit kann nur mit Hilfe einer freiwilligen Berufsarmee entsprochen werden, wie selbst die Vertreter der Wehrpflicht zugeben müssen. Bestenfalls kann hier die Allgemeine Wehrpflicht eine Ergänzung darstellen, ohne aber das Problem an sich zu lösen.

Wenn die Anhänger des Systems der Wehrpflicht sich für einen solchen zusätzlichen Verwendungszweck aussprechen, übersehen sie allerdings die Nachteile, die sich aus der Vermengung von Wehrdienstzwang mit freiwilliger Rekrutierung ergeben. Die Erfahrung gibt allen Anlass zu befürchten, dass die Wirkung hier auf militärischem Gebiet ähnlich sein würde, wie es das Sprichwort besagt: «Schlechtes Geld vertreibt das gute.» Zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg erkannten die Militärfachleute in Frankreich die Bedeutung einer motorisierten schlagbereiten Berufsarmee als Ergänzung zu den auf der Allgemeinen Wehrpflicht aufgebauten Streitkräften. Aber die Ergebnisse der Bemühungen, geeignete berufsmässige Verbände aufzustellen waren enttäuschend in einem Lande, das an den Gedanken der kurzfristigen Dienstzeit gewöhnt war. Das Fehlen einer solchen sofort einsatzbereiten Truppe trug jedoch entscheidend dazu bei, dass die Franzosen unfähig waren, Hitler 1936 an der Wiederbesetzung des Rheinlandes zu hindern.

Aus all dem wird ersichtlich, dass die militärischen Vorzüge des Systems von einer weit grösseren Zahl von Nachteilen begleitet sind, die wesentlich schwerer wiegen. Aber darüber hinaus muss man diese Nachteile noch in einem grösseren Zusammenhang sehen.

Zunächst einmal zieht die Allgemeine Wehrpflicht mehr Arbeitskräfte von der Industrie ab, als dies bei einer langdienenden berufsmässigen Truppe der Fall ist. Die Engländer beginnen jetzt die wirtschaftlichen Folgen der militärischen Einberufungen empfindlich zu spüren. In keinem Lande eignet sich das Wirtschaftsgefüge so wenig für eine zusätzliche Belastung durch Einberufungen zum Wehrdienst wie in England. Ein zweiter grundsätzlicher Nachteil der Allgemeinen Wehrpflicht ist der erhöhte Einfluss der Militärhierarchie und das grössere Interesse an allem, was zum Krieg gehört. In einem Lande wie England und den USA und in anderen Demokratien braucht die Gefahr, dass dadurch etwa aggressiven Neigungen Vorschub geleistet werden könnte, nicht in Betracht

gezogen werden, aber auch in einem friedliebenden Lande kann dieser verstärkte Einfluss zu grösseren militärischen Forderungen führen, als der Volkswirtschaft ohne Schaden zugemutet werden können.

Eine geringere Gefahr der Allgemeinen Wehrpflicht liegt darin, dass sie die Liebe zum Vaterland schwächt. Diese Schwächung ist nur natürlich, denn unter Zwang verkümmert die persönliche Verantwortung und gedeiht der Geist der Drückbergerei. Die Länder, die sich seit langem an die zwangsweise Aushebung gewöhnt haben, weisen auch einen hohen Prozentsatz an Deserteuren und an Mitgliedern der «Fünften Kolonne» auf und zeigen eine bemerkenswerte Disposition für plötzliche Zusammenbrüche.

Diese Überlegung führt uns nun zu der wichtigsten Folgerung aus allem bisher Gesagten. Die Allgemeine Wehrpflicht verstärkt die Macht des Staates über das Individuum. Sie ist in der Hand von Diktatoren ein wichtiges Werkzeug, um Menschen ihren eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Freiheitliebende Völker handeln deshalb töricht, wenn sie dazu beitragen, ein solches System wie etwas Natürliches und Selbstverständliches aufrechtzuerhalten. Denn die Allgemeine Wehrpflicht war und ist der Krebschaden der Zivilisation.

Das Problem einer internationalen Armee

Der Gedanke, eine internationale Armee als verlängerten «Arm» des Völkerbundes ins Leben zu rufen, wurde in den zehn Jahren nach dem ersten Weltkrieg viel besprochen. Er blieb das Thema fortgesetzter Erörterungen bis zum Scheitern des Bundes – als Folge von Japans ungehindertem Einfall in die Mandschurei, Hitlers Machtergreifung in Deutschland und Mussolinis noch offenerer Auflehnung gegen den Bund in der Abessinienfrage. Der zweite Weltkrieg hat jedoch den Gedanken wieder aufleben lassen und seine grundsätzliche Anerkennung durch die «Vereinten Nationen» bewirkt.

In der Konferenz von San Franzisko kamen die Siegermächte dahin überein, dass die Organisation der Vereinten Nationen eine eigene Armee erhalten sollte, um im Notfall «die Zähne zeigen» zu können. Anfang 1946 begann der in New York tagende Generalstabsausschuss (Military Staff Committee) der UNO sich mit dem Problem zu beschäftigen. Er setzte sich aus amtlichen Vertretern der sogenannten «Grossen Fünf» zusammen – Amerikanern, Russen, Engländern, Franzosen und Chinesen. Nach einjährigen Beratungen arbeiteten diese einen Bericht aus, in dem sie die Grundsätze zum Aufbau dieser internationalen Armee niederlegten.

Der Bericht umfasste 41 Punkte, und die Mitglieder des Generalstabsausschusses konnten weitgehende Einigung erzielen. Obwohl ihre Ansichten in einer Reihe von wichtigen Fragen auseinandergingen, empfahlen sie doch einstimmig, dass die Armee aus getrennten nationalen Kontingenten aufgestellt werden sollte und nicht als Truppe, die direkt von der UNO angeworben wird.

Seit diesem Zeitpunkt hat die immer deutlicher werdende Zwietracht unter den Siegern den Begriff «Vereinte Nationen» zu einem Synonym für bedenkliche Uneinigkeit gemacht und sich als natürliche Folge lähmend auf die Weiterführung der Pläne zur Schaffung einer «UNO-Armee» gelegt. Unter diesen Umständen scheint ein Eingehen auf das Problem eine rein theoretische Studie, ohne Beziehung zu dem gegenwärtigen Geschehen. Und trotzdem wäre früher oder später ein politischer Umschwung denkbar, der das Problem in ein neues Licht rücken würde. Darum lohnt es sich schon, einmal kritisch zu vergleichen, zu welchen Ergebnissen das Studium des Problems geführt hat. Auch nehmen die Ergebnisse Bezug auf das Problem – das weniger abwegig ist – der Schaffung einer «internationalen Armee», die keine vollständige «Weltarmee» in dem Sinne darstellt, wie sie von den optimistischen Förderern des UNO-Gedankens geplant war.

Das Problem einer internationalen Armee ist ein Thema, auf das ich einmal dank der Unterstützung der Leverhulme-Stiftung eine hinlängliche Zeit des Studiums verwandt habe. Ein grundlegendes Ergebnis, zu dem ich kam, war, dass der Aufbau nach nationalen Truppenkontingenten zwar der einfachste zu sein scheint und Aussicht auf Annahme von Seiten der Politiker hat, aber in technischer und praktischer Hinsicht der schwierigste ist. Dieser Weg würde sich als von Felsspalten durchrissen erweisen und von drohenden Lawinen Überhängen sein. Es handelt sich nämlich hier um das aus der Vergangenheit bekannte Problem verbündeter Armeen – nur in vielfältigster Form.

Die Geschichte kennt viele Fälle militärischen Zusammenwirkens verschiedener nationaler Verbände. Ihre Brauchbarkeit schwankte gewöhnlich mit der jeweiligen Anzahl der Partner. Streitkräfte nur zweier Völker haben sich oft mit Erfolg zu gemeinsamem Vorgehen zusammengeschlossen.

Das Bündnis zwischen England und Preussen in dem letzten Feldzug gegen Napoleon bewährte sich in der Krise von 1815 durchaus dank der guten Zusammenarbeit zwischen Welling-

ton und Blücher, wenn es auch zerfiel, sobald der Sieg errungen war. Noch bemerkenswerter war der Grad, den die Zusammenarbeit zwischen britischen und amerikanischen Streitkräften im zweiten Weltkrieg erreichte, dank des von beiden Seiten geübten Taktes und dank der Tatsache, dass ihre Vereinigung von einem Oberbefehlshaber wie Eisenhower gekrönt wurde, der eine aussergewöhnlich taktvolle Persönlichkeit war. Und doch gab es auch hier beträchtlich mehr Meinungsverschiedenheiten, als offen zutage traten.

Mit der Einbeziehung einer grösseren Zahl nationaler Truppenkontingente sind die Schwierigkeiten zu allen Zeiten gewachsen. Ein Schulbeispiel dafür waren die Reibereien im mazedonischen Feldzug von 1915-1918, als sechs nationale Verbände gemeinsam vorgingen – Franzosen, Engländer, Italiener, Serben, Russen und Griechen. Der zweite Weltkrieg kannte keine damit ganz vergleichbaren Verhältnisse. Zwar kam die Anzahl nationaler Verbände in einigen der späteren Feldzüge – besonders in Italien – fast an die in Mazedonien heran, aber andererseits waren sie, gemessen an den britischen und amerikanischen Truppen, nur klein und in Nachschubfragen auf ihre beiden grösseren Verbündeten angewiesen. Und trotzdem gab es Zeiten, in denen ihr Beitrag in keinem Verhältnis zu den dadurch verursachten Komplikationen stand.

Bei engerer Fühlungnahme werden leicht die Unterschiede zwischen den Partnern deutlich. Das ist erfahrungsgemäss eine weitere Lehre aus dem Verbündetenverhältnis – ähnlich den Zuständen, die sich entwickeln, wenn erwachsene Familienmitglieder unter einem Dach zusammenwohnen. Ein berühmtes Beispiel dafür liefert das Bündnis gegen den Herrschaftsanspruch Ludwigs XIV. in Europa. Engländer und Österreicher arbeiteten lange Zeit reibungslos zusammen, dank der Übereinstimmung zwischen Marlborough und Prinz Eugen, aber meist war es eben eine Zusammenarbeit auf weite Entfernung. Andererseits kam es zwischen Engländern und Holländern, die Schulter an Schulter kämpften, zu häufigen Aus-

einandersetzungen hinsichtlich ihrer Ziele und Entschlüsse. Die britischen Geschichtsbücher zeichnen das Bild eines weitblickenden Marlborough von einer wahren Engelsgeduld, dessen Vorhaben immer wieder angesichts der zum Verzweifeln bedächtigen und kurzsichtigen Holländer zunichte werden. Wenn man den holländischen Standpunkt besser verstehen lernt, begreift man schon, dass sie Anlass zu Besorgnis angesichts Marlboroughs Neigung hatten, in allen den Punkten ein gewagtes Spiel zu treiben, in denen sie viel zu verlieren hatten, er aber nur wenig. Ein Fehlentscheid hätte ihr Land der Gefahr einer Invasion ausgesetzt, wohingegen England ausserhalb der Gefahrenzone in Sicherheit lag.

Reibereien waren auch in dem Bündnis gegen Napoleon an der Tagesordnung. Das ist ein Grund dafür, warum das ungewöhnliche Mass an Zusammenarbeit zwischen Blücher und Wellington im Verlauf des kurzen Feldzugs von 1815 so grossen Beifall gefunden hat. Meinungsverschiedenheiten bilden auch die übliche Begleitmusik zu den meisten Schlachten des ersten Weltkrieges, soweit sie auf gemeinsamer Grundlage durchgeführt wurden.

Einander entgegengesetzte Zielsetzungen und gegenseitige Kritik waren immer dann vorherrschend, wenn Truppenverbände verschiedener Nationen Seite an Seite kämpften. Sie neigen dazu, ihre Alliierten für jeden Rückschlag verantwortlich zu machen und nehmen für sich das grösste Verdienst für jeden errungenen Erfolg in Anspruch.

Gegensätze können – bis zu einem gewissen Grade – durch die Einsetzung eines einzigen Oberbefehlshabers ausgeglichen werden. Eine solche Ernennung hat sich immer dann am besten bewährt, wenn eine der beteiligten Nationen den anderen zweifellos überlegen war. Zwischen mehr oder weniger gleichstarken Verbündeten hat sich ein einheitlicher Oberbefehl als schwieriger erwiesen. Im ersten Weltkrieg wurde er erst im vierten Kriegsjahr geschaffen, als die Krise vom März 1918 zu Fodis Berufung auf diesen Posten führte. Aber das Oberkommando blieb, nach einer Äusserung von

Foch selbst, nur ein Name. Seine Befehlsgewalt beschränkte sich in Wirklichkeit auf Koordinierungsaufgaben und Ausgleich von Gegensätzen. Er konnte seiner Mannschaft nur gut zureden, aber sie nicht antreiben. Wenn Eisenhowers Ernennung im zweiten Weltkrieg zu besseren Ergebnissen geführt hat, so war das weitgehend dem Umstand zuzuschreiben, dass er es nur mit zwei grösseren Nationalarmeen zu tun hatte, die noch dazu eine ähnliche Sprache redeten, und nicht mit dreien wie Foch.

Die «gemeinsam ausgearbeiteten» Vorschläge des Military Staff Committee (Generalstabsausschuss) der UNO nahmen von diesen Lehren der Vergangenheit anscheinend wenig Notiz. Die von ihnen vorgeschlagene internationale Armee sollte eine grössere Zahl nationaler Truppenkontingente auf der Basis der Gleichberechtigung umfassen, als es in irgendeinem der genannten Beispiele gemeinsamer Operationen je der Fall war. In der Geschichte kommt dem die internationale Armee am nächsten, die 1900 zum Vormarsch auf Peking aufgestellt wurde, um die aus dem Boxeraufstand in China erwachsende Bedrohung europäischer Belange abzuwenden. Acht Nationen stellten hierzu Kontingente zur Verfügung. Die Dinge entwickelten sich so, dass diese zeitlich begrenzte internationale Truppe von Glück reden konnte, dass sie bei der Durchführung ihrer Aufgabe auf keinen ernsthafteren bewaffneten Widerstand stiess. Darüber hinaus erzeugte hier das gemeinsame Vorgehen eine Missstimmung unter den Verbündeten, die weitere Kreise zog. Das gemeinsame Ziel war bald vergessen, und jede Nation war bestrebt, ihr Truppenkontingent dazu zu benutzen, sich bei der anschliessenden Neuordnung dieses Gebietes einen Vorteil zu sichern.

Der Plan, wie ihn das Military Staff Committee der UNO vorsah, wiederholte diese Fehler der Vergangenheit und fügte ein paar neue hinzu. Die Militärfachleute aller darin vertretenen Mächte waren sich in ihrem Bericht darüber einig, dass die verschiedenen nationalen Kontingente ihren «nationalen Charakter» beibehalten sollten, einschliesslich ihres be-

sonderen Befehlssystemen und ihrer besonderen Dienstvorschriften. Jedes sollte für eigene Verstärkungen und für eigenen Nachschub und Transport sorgen.

Auf den ersten Blick sehen solche Empfehlungen nach weiser Vorsicht aus. Aber wenn solche Grundsätze in die Praxis übertragen werden, ist das Kreischen der Maschine schon im Voraus zu hören – der Wettstreit um die jeweilige Benutzung von Häfen, Eisenbahnen und Strassen zwischen so vielen gleichberechtigten Partnern, besonders in Gegenden, wo nur wenige solcher Einrichtungen vorhanden sind. Der Verwaltungsbereich ist bei jeder solchen Truppe der schwächste Punkt. Diese Schwäche würde überall da noch um ein Vielfaches vergrößert werden, wo ihre zahlreichen Teile auf die Wahrung ihres «nationalen Charakters» bedacht sind-jeder würde verschiedene Rationen für seine Leute fordern; verschiedene Kaliber für die Waffen; verschiedene Ersatzteile und Werkzeuge; und jeder würde mit verschiedenen Führungsstäben arbeiten. Sie würden, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, verschiedene Sprachen sprechen. Und im Vergleich zu all diesen Verschiedenheiten würde das Sprachengewirr um den Turm von Babel noch wie eine Sinfonie klingen!

Audi die Punkte in dem Bericht des Military Staff Committee, in denen die Meinungen auseinandergingen, waren bezeichnend. Während sich die Mehrzahl der Vertreter dahingehend aussprach, dass jedes Mitglied «vergleichbare Anfangsbeiträge auf allen Gebieten» leisten solle, legten andere diese weite Formulierung so aus, dass jedes nationale Kontingent von gleicher Grösse und Zusammensetzung zu sein habe. Das würde aber bedeuten, dass bei einer sehr kleinen Panzerwaffe eines Mitgliedstaates der Anteil der Panzer in der gesamten Armee nur gering wäre; und dass, wenn einige Mitglieder über keine Flugzeugträger verfügten, auch die gesamte Streitmacht keine besässe. Eine internationale Flotte, die auf das Grössenverhältnis des chinesischen Flottenbeitrages beschränkt wäre, würde nicht sehr beachtlich wirken!

Eine praktischere Vorkehrung in einem Plan sähe so aus, dass

den Mitgliedstaaten die Beitragsleistung auf ihre Weise überlassen bliebe. Manche sind besser in der Lage, Landstreitkräfte zu stellen, andere Seestreitkräfte und wieder andere Luftstreitkräfte. Die Probleme der gemeinsamen Operationen wären vereinfacht, wenn auf jedem Gebiet – Land, Wasser, Luft – nicht mehr als zwei oder drei nationale Kontingente vertreten wären. Die kleineren Nationen sollten lieber zu den Kosten der Ausrüstung beitragen als zu der eigentlichen Armee. Die Mitwirkung an der Aufrechterhaltung der internationalen Gerechtigkeit durch einen Stellvertreter mag zwar den Grundsätzen von Gleichheit und Gleichberechtigung nicht ganz entsprechen, aber sie würde die verwirrende Vielfalt herabmindern.

Wie wohl zu erwarten war, kam es im Bericht des Military Staff Committee zu den peinlichsten Unstimmigkeiten über das Problem der Stützpunkte. Die Vertreter Frankreichs drängten auf den Ausbau eines Stützpunktnetzes, das im Bedarfsfalle der UNO-Armee sofort zur Verfügung gestellt werden könnte. Die Amerikaner, Engländer und Chinesen schlossen sich dem Grundsatz an, dass Stützpunkte überall bereitgestellt werden sollten, machten aber Einschränkungen hinsichtlich der praktischen Durchführung. Die Russen vertraten die Ansicht, dass die Stützpunkte jedes nationalen Kontingentes auf sein eigenes Hoheitsgebiet zu Lande oder zur See zu beschränken seien, mit Ausnahme ehemaliger Feindgebiete – eine Begrenzung, die offensichtlich die Beweglichkeit im strategischen Einsatz einer internationalen Armee weitgehend gelähmt hätte. So spiegelten sich die dahinterliegenden wahren Verhältnisse wider – die gegenseitigen Verdächtigungen, wie sie von Anfang an in den «Vereinten Nationen» an der Tagesordnung waren.

Sollte das Projekt einer internationalen Armee unter günstigeren Umständen oder auf einer weniger umfassenden Grundlage noch einmal aufgegriffen werden, so würde sich die Erörterung eines anderen Planes empfehlen. Auf Grund der Erkenntnis der zahlreichen Schwierigkeiten, die sich einer na-

tional-internationalen Armee in den Weg legen, wollen wir einmal die andere Form einer solchen Truppe näher betrachten – die sich nämlich aus Leuten zusammensetzt, die sich unmittelbar für den ständigen Dienst in der internationalen Armee verpflichtet haben. Es wären dies Angehörige aller Nationen, wenn auch wohl jede anteilmässig einer bestimmten Quote unterworfen bliebe.

In politischen Kreisen findet die Aufstellung einer solchen wirklich internationalen Armee schwerer Anklang, aber vom praktischen Standpunkt aus wäre sie der anderen Form in verschiedener Hinsicht überlegen. Sie könnte einheitlich aufgestellt und ausgebildet werden. Der Aufbau ihrer Führung, das Netz ihrer Verbindungen und ihres Nachschubs wären einheitlich, samt Ausrüstung und Bewaffnung.

Sie würde ratsamerweise eine einzige Sprache einführen. Auch wenn man aus politischen Gründen zwei beibehalten wollte, wäre die Schwierigkeit immer noch nicht erheblicher als in vielen Kolonialarmeen der Vergangenheit und Gegenwart. Ja, sie wäre geringer, denn die Truppe wäre intelligenter als die Eingeborenen, wie sie in den meisten Kolonialarmeen angeworben werden.

Was die Versorgung mit Waffen und Ausrüstung betrifft, so sollte diese um der Einheitlichkeit willen in der Hauptsache durch ein oder zwei Länder erfolgen; dadurch würden diese Länder jedoch im Hinblick auf ihre Produktion so im Vorteil sein, dass daraus auch ein möglicher militärischer Vorteil erwachsen könnte. Das wäre verhängnisvoll im Falle einer drohenden Spaltung. Dieser Missetand könnte dadurch behoben werden, dass bestimmte Erzeugnisse von bestimmten Nationen bezogen werden – Panzer von der einen, Artillerie von der anderen, Jäger von einer dritten, von einer weiteren Bomber, von wieder einer anderen Flakgeschütze und so weiter. Solch ein System würde jedenfalls für den Anfangsbedarf notwendig sein. Später könnte die internationale Armee über ihre eigene Entwicklungsabteilung verfügen, wobei die Entwürfe nach einem Quotensystem von verschiedenen Na-

tionen ausgeführt würden. Dies würde der internationalen Organisation die Wege zur eigenen Herstellung der wesentlichen Waffen ebnen – welches das sicherste System wäre.

Ein Einwand, der gewöhnlich gegen den Gedanken einer internationalen Armee gemacht wird, betrifft den Geist einer solchen Truppe. Es wird behauptet, ihr würde der Wille zum Sieg fehlen, wie er eine nationale Armee beseelt, und sie würde im Nachteil sein gegenüber den Truppen einer angriffslustigen Nation, die von dem Bewusstsein erfüllt sind, für die Sache ihres Landes zu kämpfen. Der Einwand ist meines Erachtens übertrieben – sowohl in Bezug auf die Kampfmoral wie auch in technischer Hinsicht. In den meisten Berufsarmeen ist die nationale Gesinnung gegenüber dem soldatischen Geist ein sekundärer Faktor gewesen. Dieser erwächst aus der Ausbildung, Disziplin und Kameradschaft und steigert sich zu dem Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einem mystischen Kult kriegerischen Gepräges. Die Losgelöstheit vom allgemeinen Leben der Nation dient dazu, diesen soldatischen Geist zu stärken. Ein Blick zurück in die Geschichte zeigt uns seine Kraft. In den römischen Legionen galt seit den Zeiten des Marius die Liebe zum eigenen Land nur wenig. Sie errangen ihre Siege auf Grund ihrer soldatischen Erziehung und ihres soldatischen Geistes. Caesar brauchte seine Leute nur mit «*quirites*», «Bürger», anzusprechen, um eine Meuterei zu unterdrücken. Dieselben Kräfte waren bei den schweizerischen, schottischen und irischen Söldnern bestimmend, die lange Zeit das *corps d'élite* in den europäischen Armeen bildeten.

Die Verschiedenheit der Nationalität hat dabei eine geringe Rolle gespielt. Die französische Fremdenlegion hat trotzdem Grosses an Tapferkeit und Ausdauer geleistet. Verschiedenheit nationaler Herkunft sollte eine internationale Armee um so weniger kümmern, als ihre Mitglieder ja nicht unter der Fahne eines fremden Volkes zu kämpfen hätten. Bei einer militärischen Aktion gegen einen Mitgliedstaat würde natürlich die Abteilung, die zu der angreifenden Nation gehört, vom Einsatz befreit sein.

Um die Kampfmoral einer echten internationalen Armee brauchen wir nicht besorgt zu sein. Der «esprit de corps» würde sich bald einstellen. Wer darüber noch Zweifel hegt, sollte sich überlegen, dass die Kampflust in der modernen Armee an Bedeutung verliert; an ihre Stelle tritt die leidenschaftslose Entschlossenheit, die sich mit dem Stolz auf das technische Können verbindet. Kämpferische Haltung ist bei einem Panzerschützen weniger entscheidend als bei einem Infanteristen.

Für einen Artilleristen ist sie gar nicht erforderlich. Sie kann dem Flieger helfen, wenn er beschossen wird, aber wenn es sich nicht gerade darum handelt, eine andere Maschine zu bekämpfen, hat Kampflust in seiner Tätigkeit wenig zu suchen. Die Mannschaft an den Bordkanonen sowie die Bombenwerfer lösen ihre Geschosse in einer vorwiegend unpersönlichen Geisteshaltung. Mit flammender Vaterlandsliebe werden sie kaum besser treffen.

Je mechanischer die Waffen werden, um so weniger wird man die nationale Gesinnung vermissen. Damit ergibt sich eine weitere Folgerung, dass nämlich eine internationale Armee vielen Schwierigkeiten aus dem Weg geht, wenn sie hauptsächlich weittragende Waffen verwendet, Schwierigkeiten, die jetzt noch sehr schwer ins Gewicht fallen.

Alle Völker der Erde würden sich sicherer fühlen, wenn gewisse furchtbare Angriffswaffen, besonders von grosser Reichweite, einzig einer internationalen Armee anvertraut würden. In jedem Fall müsste eine solche Armee in diesen Waffen überlegen sein, wenn sie Aussicht haben soll, Entschlüsse der internationalen Organisation erfolgreich durchzusetzen. Wenn auch die verschiedenen nationalen Armeen diese Waffen in Besitz behalten, dann würde das für die internationale Armee eine dementsprechende Erhöhung ihrer Sollstärke nach sich ziehen müssen, und je grösser die Armee wird, um so schwieriger wird sich ihr Aufbau gestalten.

Ein ähnliches Problem enthält jeder Plan, eine internationale Armee in gleichem Umfang wie die nationalen Armeen aufzustellen. Mit grossen infanteristischen Bestandteilen zum

Beispiel würde sie einen derartigen Umfang annehmen, dass damit die Hindernisse bei ihrem Aufbau und bei ihrem Einsatz ungeheuer würden.

Eine mögliche Lösung für beide Fragen wäre vielleicht, die internationale Armee stärker zu spezialisieren. So sollte sie neben Luft- und Marineeinheiten nur die schlagkräftigeren Waffengattungen der Landstreitkräfte umfassen – motorisierte und Luftlandedivisionen, weittragende Artillerie und Raketenverbände – und nur das für ihre eigene Sicherung notwendige Mindestmass an Infanterie. Die erforderliche Infanterie zum Nachrücken und Besetzen von Unruhegebieten könnte von den Kommandos der verschiedenen nationalen Armeen gestellt werden.

Wie immer auch der Aufbau der Armee aussehen mag – die Frage geeigneter und ausreichender Stützpunkte wird das Hauptproblem bleiben. Der Eigentumsstandpunkt, der in dem hartnäckigen Bestehen auf nationalen Hoheitsrechten seinen Ausdruck findet, ist hier ein Haupthindernis. Doch mit der Abtretung von Stützpunkten auf nationalem Hoheitsgebiet wäre es noch nicht eigentlich getan. Sie wären einem möglichen Zugriff noch zu stark ausgesetzt. Zum eigenen Schutz braucht ein Stützpunkt einen Sicherheitsgürtel, der sich nicht leicht beherrschen oder verletzen lässt. Diese Notwendigkeit bedingt die Schaffung internationaler Territorien in verschiedenen Teilen der Welt – einer Kette von Territorien nach dem Muster von Tanger.

Dies liesse sich bis zu einem gewissen Grade durch die Internationalisierung von Teilen ehemaliger Feindgebiete und Mandatsgebiete erreichen. Aber um diese Gebiete zu ergänzen, müssen die Mitgliedstaaten auch Teile ihres eigenen Gebietes in verschiedenen Gegenden abtreten. Die Einwände von politischer Seite liegen auf der Hand. Aber es gilt, als Schlussfolgerung ins Auge zu fassen, dass es für keine Nation Sicherheit geben kann, ohne eine teilweise Überantwortung nationaler Hoheitsrechte an eine übergeordnete Instanz, an der jeder teil hat.

Abrüsten – und doch verteidigungsbereit sein

Die Abrüstungsfrage kam spät zum Start in dem Wettlauf – im Schnecken tempo – um die internationale Sicherheit nach dem ersten Weltkrieg. Nach den sich lang hinziehenden Vorbesprechungen trat die Weltabrüstungskonferenz endlich 1932 in Genf zusammen. Wenige Monate vorher hatte Japan versuchsweise sein langes Angriffsrennen im Fernen Osten eröffnet. In Deutschland schwang sich Hitler Anfang 1933 in den Sattel, und die Hoffnungen auf ein allgemeines Abrüstungsabkommen schwanden dahin – wie die Konferenz selbst.

Im zweiten Jahr nach Beendigung des zweiten Weltkriegs wurde der Plan wieder aufgegriffen. In den Verhandlungen der Vereinten Nationen trat das Abrüstungsproblem plötzlich in den Vordergrund, obwohl es zu Beginn der Konferenz im Herbst 1946 in New York nicht auf der Tagesordnung gestanden hatte.

Die Wiederaufnahme des Problems geschah auf indirektem Wege, und zwar als Ergebnis eines sowjetischen Vorschlags, die Truppenstärke festzustellen, die jede Nation ausserhalb ihrer Grenzen unterhält. Das führte zunächst zu einer Reihe von Streitigkeiten, später jedoch zu der überraschenden Resolution über eine allgemeine Rüstungsbegrenzung und, völlig unerwartet, zur grundsätzlichen Billigung einer internationalen Untersuchung, die vorher als ein Eingriff in die nationalen Hoheitsrechte abgelehnt worden war. Gleichzeitig wurde der Antrag auf Abschaffung der Atombombe derart erweitert, dass er jede andere Waffe zur «Massenvernichtung» mit einbezog.

Es war und ist auch jetzt noch leicht, über derartig weitreichende Vorschläge zu spotten. Die Versuchung und der Anreiz dazu waren um so stärker, als die Regelung des «Friedens» durch die Siegernationen einer Bereitstellung der Kräfte zum Kampf mehr und mehr ähnlich sah. Zynismus und politische Intrigen verbanden sich mit gegenseitigem Misstrauen, um den Plan eines Abkommens über eine allgemeine Abrüstung zunichte zu machen.

Doch mit der Zeit ändern sich die Dinge, und eines Tages kann durchaus die Gelegenheit wiederkehren und damit die Idee – in einer aufgeschlosseneren Atmosphäre und unter günstigeren Bedingungen – wieder aufgegriffen werden. So mag in der Zwischenzeit eine sachliche Untersuchung des Abrüstungsproblems durchaus ihre Berechtigung haben, samt einer kritischen Betrachtung der Lehren aus der Vergangenheit, soweit sie dies Problem berühren.

Der Gedanke einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung leuchtet als selbstverständlich ein, aber mit zahlenmässigen Begrenzungen lässt sich das Problem am allerschwierigsten bewältigen. Wenn man erst einmal mit Zahlen zu rechnen anfängt, lässt sich nur mit Mühe eine allgemeine Übereinkunft hinsichtlich der Sollstärken treffen, welche die verschiedenen Länder für ihre Sicherheit in Anspruch nehmen. Jedes Land neigt ganz natürlich zur Übertreibung seiner besonderen Schwierigkeiten und zur Überschätzung seiner unbedingt notwendigen Bedürfnisse, während es ihm andererseits an Verständnis für die berechtigten Forderungen anderer fehlt.

Die Erörterung des jeweiligen *Umfangs* nationaler Streitkräfte führt im Allgemeinen zu einem endlosen Tauziehen und damit zu keiner endgültigen Lösung. Der Gedanke relativer Massstäbe für die jeweiligen *Militärbudgets* lässt sich ebenso schwer verwirklichen, obwohl damit noch nicht einmal ein befriedigendes Abrüstungsverfahren erzielt wäre. Denn dieser Gedanke berührt nicht den Kern der Sache – die Beschränkung der Möglichkeiten für einen erfolgreichen Angriff.

Die Beschäftigung mit der Frage der Waffen hingegen erscheint schon aussichtsreicher. Wenn es gelänge, auf Grund gemeinsamer Abmachungen gewisse Waffengattungen in allen Ländern abzuschaffen und mit Hilfe eines von allen Ländern anerkannten internationalen Überwachungssystems ihre Herstellung wirkungsvoll zu verhindern, dann wäre das eine wirkliche *Abrüstungsmassnahme*.

Eine weitere Sicherheitsmassnahme wäre die Schaffung einer gemeinsamen Organisation, wie sie etwa die vorgeschlagene Internationale Atomkontrolle darstellt, die die Erforschung und experimentelle Entwicklung der Waffenarten weiterführen könnte, auf die die einzelnen Staaten verzichten wollen. Wenn eine nach den im vorigen Kapitel erläuterten Grundsätzen unmittelbar angeworbene Internationale Truppe geschaffen würde, liessen sich mit ihrer Hilfe die notwendigen praktischen Versuche durchführen.

Sollte dann die Internationale Überwachungskommission jemals begründeten Verdacht haben, dass ein einzelner Staat heimlich verbotene Waffen entwickelt, dann wären die übrigen natürlich von ihren Verpflichtungen entbunden. Wenn auch der Staat, der die Vereinbarungen verletzt, einen Vorsprung gewinnen mag, so braucht doch jede neue Entwicklung eine gewisse Zeit, bis sie anwendungsfähig ist. Ausserdem wäre es nicht leicht für ihn, den experimentellen Vorsprung der Internationalen Kommission wettzumachen – mit ihren grosszügigeren Forschungsmitteln, ihrem Zugang zu den Rohstoffen und ihrer Beherrschung der bestehenden Rüstungswerke.

Es wäre wahrscheinlich klüger, den Gedanken an «Sanktionen» – ein höflicherer Ausdruck für Bestrafung – fallen zu lassen, die im Programm des Völkerbundes eine grosse Rolle gespielt und sich in ihrer Anwendung als so schwierig herausgestellt haben. Wenn es sich um ein bedeutendes Land handelt, führen Versuche zu einer Bestrafung eher zum Kriege, als dass sie ihn verhindern – und eine solche Massnahme kann schwerwiegendere Folgen haben als jeder miss-

glückte Versuch, eine Umgehung der Abmachungen zu verhindern. Viel wichtiger ist die rechtzeitige Erkenntnis jedes Umgehungsversuchs. Diese müsste durch ein wirkungsvolles Überwachungssystem gewährleistet werden – dessen Anerkennung als Voraussetzung für jeden Abrüstungsvertrag zwischen Nationen zu gelten hätte.

Das beste Mittel gegen jegliche Wiedereinführung verbotener Waffen sind nicht Sanktionen, sondern ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich in einen Bumerang verwandeln werden. Sanktionen haben weder Italiens Einmarsch in Abessinien verhindert, noch die Anwendung von Giftgas. Doch während der sechs Jahre des zweiten Weltkriegs hat keine Seite die Verwendung von Gas gewagt – weil sie alle wussten, dass die anderen mit gleicher Münze zurückzahlen könnten und deshalb die Folgen von Gasangriffen fürchteten, bei denen einer den anderen zu überbieten trachtet.

Im Luftkrieg war eine Seite zu Beginn des Krieges klar überlegen und später die andere, so dass an sich keine Hemmung gegeben war. Ein ähnlich einseitiger Vorteil lag 1944 bei den V-Waffen und 1945 bei der Atombombe vor. Aber was das Gas anbelangt, so bestand immer ein Zustand des Gleichgewichtes – der seinen Grund in der Gewissheit hatte, dass beide Seiten Gasvorräte hatten; dazu kam noch die Ungewissheit in beiden Lagern hinsichtlich der Wirkungskraft. Darum wurde die beiderseitige Zurückhaltung niemals aufgegeben.

Von einem neuen Gesichtspunkt aus war dies eine bedeutsame Lehre über den einschränkenden Wert des «Gleichgewichtes der Kräfte». Dieser politische Grundsatz ist in letzter Zeit zu Unrecht kritisiert worden. Weil er von Staatsmännern im 19. Jahrhundert vertreten worden war und der erste Weltkrieg trotzdem ausbrach, drängte sich den meisten Leuten vor schnell der Schluss auf, es handele sich dabei um eine Täuschung. Doch eine tiefergehende Untersuchung stellt solche voreiligen Behauptungen richtig. Nicht der Grundsatz, sondern das Gleichgewicht selbst erwies sich als falsch – es wurde so ungleich, dass die deutschen Hoffnungen auf einen schnell-

len Sieg dadurch ermutigt wurden. Und trotz alledem bewies der Ausgang, wie unbegründet solche Hoffnungen waren. Dieselbe Gleichgewichtsstörung hatte sich 1939 herausgebildet – mit ähnlichem Ergebnis.

Aus dieser Folge von Erfahrungen geht hervor, dass wir uns mit dem praktischen Problem eines Gleichgewichts der Kräfte lieber mehr als weniger beschäftigen sollten. Es wird mit der Zeit immer törichter, auf einen endgültigen Sieg zu rechnen. Wir sollten uns eingehend mit dem Problem befassen, jegliche Aussicht auf einen schnellen Sieg unmöglich zu machen. Keiner wird wagen loszuschlagen ohne diese Aussicht.

Aus diesem Grunde sollte sich eine Abrüstung nicht mit der Abschaffung von Atombomben und anderen Massenvernichtungswaffen begnügen. Mit ihrer Beseitigung wäre die Möglichkeit von Massenvernichtungen grösseren Umfangs zwar eingeschränkt und dem Kriege wahrscheinlich die Möglichkeit der Zerstörung der Zivilisation genommen, aber damit wäre der Krieg selbst noch nicht aus der Welt geschafft. Immer noch könnten Armeen das Gebiet anderer Nationen überfallen, wahrscheinlich sogar mit noch grösserer Aussicht auf Erfolg. Darum müsste sich ein Abrüstungsplan auf die Waffen erstrecken, von denen der Anfangserfolg bei einer Offensive zu Lande abhängt. Die Offensivkraft lähmen heisst, die Möglichkeit zum bewaffneten Überfall und damit zum Kriege einengen.

Die Wurzel der Frage ist, wie man Armeen angriffsunfähig machen kann – unfähig zum erfolgreichen Einbruch in fremdes Gebiet. Wenn wir das erreichen könnten, dann würden Armeen, den tatsächlichen Umständen wie dem Namen nach, ein Werkzeug zur Landesverteidigung werden und nicht mehr.

Die Lösung dieses Problems ist viel einfacher als es aussieht. Dazu brauchen wir nur einen Blick zurück auf die Abrüstungskonferenz von 1932 und auf ihren Ausgang zu werfen.

Es waren des längeren und breiteren die verschiedenen Methoden einer quantitativen Abrüstung erörtert worden – die

Herabsetzung der Truppenstärke, der Zahl der Waffen, des Umfangs der Militärbudgets usw. Dann tauchte auf der Konferenz der Gedanke einer qualitativen Abrüstung auf – der Grundsatz der Einschränkung bestimmter Waffen. Für einen jeden, der einmal die Erfahrungen des ersten Weltkrieges durchdacht hatte, war es nicht schwer, die für die nationale Sicherheit gefährlichsten Waffen zu bezeichnen.

1914 hatten die Deutschen die Grenzen ihrer Nachbarländer nur mit Hilfe von besonders schweren Geschützen zum «Knacken» der Festungen überschreiten können, die ihnen die Haupteinmarschwege verlegten. Darauf trat von 1915 an ein Stillstand ein durch eine neue *leichte* Waffe, das Maschinengewehr, das jeden Angriffsweg mit derartigen Geschossgarben bestreichen konnte, dass die Zeit der Angriffe vorüber war.

Die Verteidigung hatte endgültig gesiegt. Gewöhnliche Feldartillerie richtete gegen Maschinengewehrstellungen nur wenig aus. Nur durch massen weises Heranführen von schweren Geschützen zum Einebnen der Gräben kamen Angriffe überhaupt noch vorwärts. Doch auch dann war das ganze Verfahren noch so umständlich, dass, während noch die ersten Stellungen durchstossen wurden, bereits weiter hinten neue ausgehoben werden konnten. Im späteren Verlauf des Krieges kam dann mit der Erfindung des Panzers der Angriff besser in Fluss. Nach dem Krieg wurde die Vervollkommnung dieser Waffe weiter vorangetrieben und eine neue Theorie vom Panzerkrieg zuerst in England entwickelt. Diese versprach für die Zukunft den raschen Durchbruch, der während des ganzen ersten Weltkrieges nie völlig erreicht worden war.

Daraus schien klar hervorzugehen, dass mit einer Einschränkung der Entwicklung dieser besonderen Waffen der Abrüstung am besten gedient wäre. Das würde auch das einfachste Verfahren darstellen. Es würde auf diese Weise mit den mathematischen Spitzfindigkeiten und Streitereien Schluss gemacht, in die jede Konferenz mit der quantitativen Methode – also der Festsetzung von zahlenmässigen Quoten für jedes Land – unweigerlich hineingeraten muss.

Der Vorschlag zur Abschaffung aller Panzer und Geschütze wäre den Nationen zu weit gegangen, ausserdem wäre er auch vom praktischen Standpunkt aus nicht notwendig. Die leichteren Typen gepanzerter Raupenfahrzeuge lassen sich mühelos auf Antrieb aus Teilen gewöhnlicher Motorfahrzeuge zusammenbauen; darum wäre es unklug, sie in das Verbot mit einzu-beziehen; aber weder damit noch mit gewöhnlicher Feld-artillerie lassen sich moderne Verteidigungsanlagen brechen. Letzten Endes haben diese Fahrzeuge für den Verteidiger sich vorteilhafter erwiesen als für den Angreifer.

Worauf es wirklich ankam, war die Einstellung der Produk-tion von schweren Panzern und Geschützen. Selbst wenn sich die Herstellung solcher grossen Waffen verheimlichen liesse, müssten sie doch zum Zwecke der Prüfung, zur Ausbildung der Besatzung und zur Erprobung ihres wirksamen Einsatzes in taktischen Übungen an die Öffentlichkeit kommen. Dieser vielfältige und langwierige Prozess wäre fast unmöglich zu verheimlichen. Auf diese Weise wäre in Bezug auf diese Waf-fen die Unmöglichkeit einer Umgehung des Verbots gegeben. Eine solche Umgehung liesse sich weit schwieriger bewerkstel-ligen als bei dem quantitativen Abrüstungsverfahren. Aus-gaben im Staatshaushalt lassen sich vertuschen, und die An-zahl der Truppenverbände kann heimlich vermehrt werden. Für jemanden, der schon frühzeitig für die Motorisierung ein-getreten war, war es nicht gerade erfreulich, sich für ein Ver-bot einzusetzen, welches das Ende der so lange Zeit vertrete-nen Gedanken bedeuten musste. Als Militärwissenschaftler hatte man ja in der beweglichen Panzerwaffe die Lösung des militärischen Problems gesehen, wie die Kraft der Offensive wieder belebt werden könnte. Doch wenn man von dem höheren Standpunkt – dem der friedliebenden Völker und ihres Verlangens nach Sicherheit vor Angriffen – aus an das Problem heranging, lautete die vernünftige Lösung, solch eine Wiedergeburt unmöglich zu machen, indem man die Mittel hierzu abschaffte.

Diese Lösung musste sich natürlicherweise nachteilig auf viele

Berufsinteressen auswirken; schon der blosser Gedanke an eine Ausschaltung der eigentlichen Angriffswaffen war den meisten soldatischen Gemütern zuwider. Sie liessen mit ihrer Antwort denn auch nicht lange auf sich warten. Mit zahllosen Haarspaltereien suchten sie die inzwischen erreichte Übereinkunft der Regierungen hinsichtlich des Grundsatzes von der qualitativen Abrüstung zu untergraben.

Sie klammerten sich also an die wörtliche statt an die sinn-gemässe Auslegung des Begriffes «Angriffswaffen» und machten geltend, dass sich keine klare Grenze zwischen Angriffs- und Verteidigungswaffen ziehen lasse. Damit liessen sie den wesentlichen Punkt unberührt. Selbstverständlich dienen alle Waffen dem Angriff insofern, als sie Schaden zufügen; und alle können sie genau so gut im Dienst des Angreifers wie des Verteidigers stehen. Diese Tatsache war so klar, dass das auf ihre Erörterung verwandte Mass an Atem ganz offensichtlich einen Wortnebel um das eigentliche Problem hüllen sollte – nämlich dass der Erfolg der Offensive schlechthin vor allem an ganz bestimmte Waffen gebunden ist, ohne die er nicht möglich ist.

Auch wurde geltend gemacht, dass ein Land zu seiner Verteidigung, zur Vertreibung des eingedrungenen Feindes, diese Waffen brauche – wobei übersehen wurde, dass bei einem Verbot dieser Waffen gar kein Überfall stattfinden könnte und darum eben auch kein Bedarf an solchen Mitteln zur Durchführung eines Gegenangriffs bestünde.

Als das Verschwinden der schweren Panzer drohte, legten die europäischen Generalstäbe augenblicklich eine Wertschätzung dieser Waffen an den Tag, die in auffallendem Gegensatz zu ihrer Einstellung vorher und nachher stand. Das britische Kriegsministerium hatte vor kurzem ein blosses Halbdutzend mittelschwerer Panzer von je 16 Tonnen gebaut. Es war so ängstlich auf die Erhaltung dieser Handvoll bedacht, dass seine militärischen Vertreter auf der Abrüstungskonferenz die Weisung erhielten, nur Panzer über 20 Tonnen als «Angriffswaffe» zu bezeichnen. Daraufhin beantragten die Franzosen,

die für Übungszwecke ein paar Ungetüme von 70 Tonnen besaßen, die Heraufsetzung der Grenze über diese Zahl hinaus! Damit war der Grundsatz, alle Fahrzeuge von über handelsüblicher Grösse, das heisst von höchstens 6 bis 8 Tonnen, zu verbieten, zu einer blossen Farce geworden.

Das Schlimmste an solchen technischen Wortfechtereien war, dass sie den Fortgang der Konferenz gerade zu einem Zeitpunkt hemmten, als die politische Lage in Europa zum raschen Abschluss eines endgültigen Abkommens drängte. Ehe diese Frage noch geklärt war, kam das nationalsozialistische Regime zur Macht, die Konferenz löste sich auf, und die neuen Herren in Deutschland durften sich wieder mit Waffen neu ausrüsten, so wie die übrigen Mächte sie behalten durften.

Es wäre aber ungerecht, allein die Militärs für dies Hinauszögern verantwortlich zu machen. Ihre Einwände wurden von vielen kurzsichtigen Politikern gestützt, auch wenn diese das Beste im Sinn hatten. Sogar Churchill griff den Grundsatz einer qualitativen Abrüstung als ein «törichtes Mittel» an mit der Behauptung, dass der Versuch einer Definition der «Angriffswaffen» undurchführbar sei.

Hitler gab, wie wir nun wissen, auf diese Ansicht die klarste Antwort mit seinem Befehl, dass sich das deutsche Wiederaufrüstungsprogramm «hauptsächlich mit Angriffswaffen, vor allem schwerer Artillerie und schweren Panzern befassen» sollte.

Eine Ironie der Geschichte war das Nachspiel zur Auflösung der Abrüstungskonferenz: obwohl allen Nationen der Bau von Panzern freigestellt war, wurde diese Möglichkeit allein von den Deutschen voll ausgenützt. Als das Jahr 1939 herannahte, hatten die verantwortlichen britischen Stellen noch keine weiteren mittelschweren Panzer über die Handvoll hinaus gebaut, die sie vor sieben Jahren so zäh verteidigt hatten! Die Franzosen verfügten über eine grössere Anzahl, waren aber mehr mit veralteten Typen belastet, so dass sie einen falschen Eindruck von ihrer tatsächlichen Stärke im Vergleich zu den stärker motorisierten Deutschen erweckten. Sie

hätten nichts verloren, ja unter Umständen viel gewonnen, wenn 1932 auf Grund einer Vereinbarung eine allgemeine Verschrottung von Panzern stattgefunden hätte. Deutschland wäre dann mit einer Entwicklung auf diesem Gebiet schwieriger dran gewesen; und selbst wenn es moderne Panzer gebaut hätte, hätten die Franzosen mehr Aussicht gehabt, mit dieser Entwicklung Schritt zu halten, weil auch sie von Grund auf neu angefangen hätten, ohne von allerlei Vorstellungen und alten Typen gehemmt zu sein.

Im Rückblick auf die Ereignisse von 1939 bis 1941 wird deutlich, dass alle hauptsächlichen Erfolge des Angreifers auf genau dieselben Waffen zurückgingen, die nach dem Plan von 1932 abgeschafft werden sollten. Es ist klar, dass der Angriff – und damit der Überfall-ohne diese «Büchsenöffner» keine Aussicht auf Gelingen gehabt hätte. Der Einmarsch in Polen, Holland, Belgien, Frankreich, auf dem Balkan und in Russland erfolgte mit eben diesen Mitteln, und nur Russland entging der entscheidenden Niederlage.

Die Bedeutung der hauptsächlichsten Angriffswaffen ist in das Erlebnis zweier Weltkriege eingegraben. Im Lichte dieser Erfahrung, zusammen mit einer wissenschaftlichen Vorschau auf neue Entwicklungsmöglichkeiten, sollte ein erneuter und umfassender Plan für eine qualitative Abrüstung entworfen werden können, der einem bewaffneten Angriff jede Aussicht auf Erfolg nimmt – wobei den Nationen weiterhin die Sicherheit erhalten bliebe, die aus den Verteidigungswaffen im eigentlichen Sinne erwächst. Die Hindernisse sind eher politischer als technischer Art.

Der Ausbau des Befestigungswesens war es, der im 18. Jahrhundert dem Angriff ein strategisches Hemmnis in den Weg legte. Die Vervollkommnung leichter Waffen war es, die im 19., und in stärkerem Masse noch im 20. Jahrhundert, die taktische Verteidigung die Oberhand gewinnen liess. Gerade so wie der Bau von Festungswerken keine Bedrohung darstellt, so bildet auch die zahlenmässige Erhöhung der leichten automatischen Waffen keine solche. Je mehr ihre Anzahl wächst,

um so mehr gehen die Erfolgsaussichten für einen Angriff zurück – und um so eher wird ein möglicher Angreifer abgeschreckt.

Der Idealist mag das Bestehen von Armeen und die dafür verausgabten Gelder beklagen, aber der Praktiker muss sich darüber im Klaren sein, wie sehr diese Massnahmen vom Selbsterhaltungstrieb bestimmt sind. Der Staatsmann muss mit der menschlichen Natur rechnen, wie sie nun einmal ist; nur erhabene Gemüter können sich über den Drang nach materieller Sicherheit erheben. Aber selbst wenn man diesen Trieb als unvermeidlich hinnimmt, so könnte doch das Verlangen nach Sicherheit seines Angriffscharakters beraubt werden durch ein Abkommen zur Verschrottung derjenigen Waffen, auf denen in der Hauptsache die Erfolgsaussichten bei einem Angriff beruhen, und mit Hilfe eines Überwachungsplanes, der ihr Wiederauftauchen verhindert.

Wenn diese Bedingungen allgemein anerkannt würden, wäre das Problem der Herabsetzung von Heeresstärken, Reserven und Geldern dafür bald so gegenstandslos, wie es unlösbar ist – obwohl die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass die Nationen ihrerseits ihre Streitkräfte herabsetzen werden, um Steuern zu sparen, wenn sich erst einmal ein Gefühl der Sicherheit entwickelt hat.

Der Kern des gesamten Abrüstungsproblems ist der: der Angreifer muss davon überzeugt werden, dass ein Sieg von Anfang an unerreichbar ist. Das wirksamste Mittel dazu lautet: Ausschaltung der Möglichkeiten für einen erfolgreichen Angriff. Die Angriffskraft sterilisieren heisst, den Krieg selbst sterilisieren.

Kann die Kriegführung in Schranken gehalten werden?

Die *Logik* sagt: «Nein! Der Krieg ist nun einmal das Feld der Gewalt, und es wäre unlogisch, vor der Anwendung auch der äussersten Gewalt zurückzuschrecken, wenn sie mit zum Endsieg beiträgt.»

Die *Geschichte* antwortet: «Solche Logik ist unsinnig. Die Menschen ziehen in den Krieg, um den Frieden zu gewinnen, nicht um des blossen Kampfes willen. Die Anwendung äusserster Gewalt kann Dein Ziel zunichte machen, so dass der Sieg zum Bumerang wird. Ausserdem ist es eine geschichtliche Tatsache, dass der Schrecken des Krieges schon auf mancherlei Weise in Schranken gehalten worden ist.»

Wenn es in unserer Zeit auch einen bösen Rückfall gegeben hat, so war er doch nicht so schlimm wie die üblichen Kriegsbräuche früherer Zeiten, die wir als hoch zivilisiert ansehen. So abstossend die deutsche Behandlung besiegtter Völker auch gewesen ist, so haben die Deutschen doch nicht die Bevölkerung eingenommener Städte hingemetzelt, wie es bei den Griechen und Römern oft der Fall war. Ihre Verschleppung von Zivilisten zur Zwangsarbeit war nicht so barbarisch wie das Verfahren, in dem die Griechen und Römer die gnädigere Alternative zum Gesetz «Tod den Besiegten» erblickten: der massenweise Verkauf von Männern, Frauen und Kindern in die Sklaverei. Ebenso wenig haben die Deutschen die besiegten Heere abgeschlachtet, wie es in Griechenland und Rom allgemeiner Kriegsbrauch war.

Man lese nur Julius Caesars eigenhändigen Bericht seiner Feldzüge in Gallien, und man wird feststellen, dass Hitler ein recht sanfter Mensch war gegenüber diesem vielgepriesenen

Sendboten römischer Kultur, dem so viele Kenner des klassischen Altertums Verehrung zollen.

Und doch waren die Römer auch in ihrem schlimmsten Tun mild im Vergleich zu den Vorfahren aller westeuropäischen Völker während der düsteren Zeiten nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreichs – und damit der *Pax Romana*. Es war bei den Sachsen und Franken Brauch, jeden totzuschlagen, der ihnen in den Weg lief – Männer, Frauen und Kinder – und sich in der rücksichtslosen Zerstörung von Städten und Lckern auf das Wüsteste auszutoben.

Es ist wesentlich zu verstehen, wie die «totale Kriegführung» jener Zeiten sich allmählich gewandelt hat und nach und nach humaner geworden ist. Die Geschichte dieser Entwicklung geht wechselnd aufwärts und abwärts, aber weit mehr aufwärts als abwärts.

Der erste Einfluss zur Rettung der Menschlichkeit ging von der christlichen Kirche aus. Noch vor der Bekehrung der heidnischen Eroberer des Westens konnte sie deren Wildheit oft durch die Ausnutzung ihres Aberglaubens zähmen. Wer an ihren heiligen Stätten Zuflucht suchte, entging häufig dem allgemeinen Gemetzel. Nach der Bekehrung der Barbaren konnte die Kirche langsam zunehmend einen zügelnden Einfluss ausüben. Eine ihrer wichtigsten Bemühungen galt dem «Gottesfrieden» mit seinen beiden Auswirkungen. Die im 10. Jahrhundert eingeführte *Pax Dei* betraf die Schonung der nicht kämpfenden Bevölkerung und ihres Eigentums. Ihr folgte die *Treuga Dei*, die durch die Einführung bestimmter Zeiten der Waffenruhe die Anzahl der Tage einzuschränken suchte, an denen gekämpft werden durfte.

Diese kirchlichen Bemühungen wurden durch die wachsende Macht der Könige über die kleineren Lehensherren unterstützt. Damit ging die Zahl der Kriege zurück.

Ein weiterer Einfluss ging vom Ehrenkodex des Rittertums aus. Seinen Ursprung scheint er im Arabischen gehabt zu haben. Wir müssen zugeben, dass die Anhänger Mohameds schneller als Christi Anhänger im Westen menschlichere

Sitten entwickelten – wenn auch Mohammed selbst viel vom Geist des Alten Testaments hatte, wie ihn Moses verkörperte. In den Kreuzzügen benahmen sich die Mohammedaner wie «Gentlemen» im Vergleich zu den Christen. Der Unterschied mag sich daraus erklären, dass sie tiefer in der Zivilisation verwurzelt waren als die noch nicht lange bekehrten Heiden des Westens.

Die Berührung mit dem Osten trug dazu bei, dass sich der Geist des Rittertums im Westen ausbreitete. Das ungeschriebene Gesetz des Rittertums diente trotz seiner Mängel dazu, den Krieg humaner zu machen, indem er bestimmten Regeln unterworfen wurde. Wirtschaftliche Faktoren kamen hinzu. Die Sitte, Gefangene gegen Lösegeld auszutauschen, mag mehr geschäftlichen Beweggründen als einem Sinn für ritterliches Verhalten entsprungen sein, aber sie war dennoch gut, denn sie bewirkte Gutes. Zunächst galt die Sitte nur für den, der das Lösegeld aufbringen konnte. Aber sie zog weitere Kreise, wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, und daraus entwickelte sich ein allgemeiner Brauch, das Leben von Besiegten zu schonen. Dies war ein ungeheurer Schritt vorwärts.

Dieser Fortschritt zu einem zivilisierten Verhalten erreichte in Italien im 15. Jahrhundert seinen Höhepunkt. Machiavelli schreibt darüber: «Die Besiegten sind fast immer ihres Lebens sicher. Sie bleiben nicht lange gefangen, und ihre Freilassung macht gar keine Schwierigkeiten. Eine Stadt kann sich hundertmal auflehnen; sie wird nie zerstört. Die Einwohner behalten ihr gesamtes Eigentum; sie haben lediglich die Zahlung einer Steuer zu fürchten.»

Diesem zunehmenden Brauch, die Schrecken des Krieges zu beschränken, kam das Aufkommen von Söldnerheeren – das heisst von Berufssoldaten – entgegen. Zunächst einmal begriffen sie selbst den Segen gegenseitiger Zurückhaltung im Kampfe. Dann wurde auch ihren Herren klar, dass es nützlicher ist, den Hang zur Ausplünderung der Zivilbevölkerung auf beiden Seiten einzudämmen. Im Gegensatz dazu hatte man feststellen können, dass auch in den angeblich idealen

Demokratien Griechenlands die Bürgerwehren für gewöhnlich ihren Leidenschaften viel mehr freien Lauf liessen und sich viel rücksichtsloser auf führten.

Im späten Mittelalter hatte die wachsende Tendenz der Zeit, Gewalttätigkeiten zum beiderseitigen Besten einzudämmen, eine tiefe psychologische Wirkung. Die Leidenschaften wurden zwar nicht beseitigt, aber sie wurden mehr im Zaum gehalten. Das Ende der Kriege war zwar nicht gekommen, aber ihre Verheerungen wurden verringert. Immer mehr setzte sich der Sinn für das Gute durch.

Unglücklicherweise bedeuteten die Religionskriege, die sich aus der Reformation entwickelten, einen schweren Rückfall. Aus religiösem Eifer entstand ein barbarisches Verhalten. Die Spaltung innerhalb der Kirche zerstörte ihre moralische Autorität, wobei sich zugleich ihr zügelnder Einfluss in eine antreibende Kraft verwandelte. Sie schürte die Flammen des Hasses und entzündete die kriegerischen Leidenschaften.

Den Höhepunkt dieser Periode bildete der Dreissigjährige Krieg, in dem über die Hälfte der Bevölkerung der deutschen Staaten mittelbar oder unmittelbar an den Folgen des Krieges zugrunde ging. Diese schreckliche Zeit hatte eine nachhaltige Wirkung auf die deutsche kulturelle Entwicklung – einige Geschichtsforscher sind der Ansicht, dass Deutschland dadurch um zwei Jahrhunderte zurückgeworfen wurde. Und doch war diese Kriegführung nicht so grausam wie die des frühen Mittelalters!

Ausserdem führte dies Übermass an Gewalttat weithin zu einem Umschwung – der seinerseits zu einem grossen Fortschritt wurde – einem grösseren als je zuvor.

Die Vernunft trat an die Stelle, wo die Religion versagt hatte. Sie zeigte den Menschen, dass der Hang zu Gewalttätigkeiten, wenn er zum Äussersten getrieben wird, nur zur gegenseitigen Vernichtung führt. Sie machte ihnen klar, welche Gefahren in einer zu starken Überzeugung vom Recht der eigenen Sache liegen. Im Kriege bis zum Äussersten zu gehen, mochte wohl *logisch* sein, aber es war nicht *'vernünftig'*.

Ein weiterer wichtiger Einfluss ging aus von der Entwicklung gesitteter Umgangsformen im Gemeinschaftsleben. Dieses ungeschriebene Gesetz der Verhaltensweisen griff auf das Gebiet der internationalen Beziehungen über.

Die beiden Kräfte, Vernunft und Gesittung, retteten die Zivilisation dicht vor ihrem Zusammenbruch. Die Menschen kamen zu der Einsicht, dass es mehr auf das Verhalten als auf den Glauben ankommt und mehr auf die Sitten als auf die Glaubensbekenntnisse, wenn es darum geht, das Leben auf der Erde erträglicher und die Beziehungen der Menschen zu einander brauchbarer zu gestalten.

Am Ausgang des 17. und mehr noch im 18. Jahrhundert wurden auf Grund gegenseitiger Abmachungen Gewalttätigkeiten im Kriege mehr und mehr eingedämmt. Dieser auffallende Wandel geht aus der allgemeinen Reaktion hervor, den eine der seltenen Ausnahmen von der neuen menschlicheren Kriegführung fand: als Marlborough 1704 die Dörfer und die gesamte Ernte in Bayern verbrannte, um so den Herzog von Bayern zum Friedensschluss zu zwingen, erhoben selbst Englands Verbündete gegen die Rohheit eines solchen Verfahrens Einspruch.

Die Verbesserung der Kriegssitten im 18. Jahrhundert bildet eine der grossen Leistungen der Zivilisation. Sie eröffnete die Aussicht, dass die zunehmende Einschränkung des Krieges durch kriegsrechtliche Vorschriften zur Beseitigung des Krieges überhaupt führen werde.

Dieser Besserung kam der Umstand zustatten, dass sich während dieser ganzen Zeit in den Mitteln der Kriegführung nichts Grundlegendes geändert hatte. Lehrt doch die Erfahrung, dass eine zunehmende Rohheit in der Kriegführung leicht als Folge neuer Entwicklungen – technischer oder politischer Art – auftreten kann, welche die bestehende Ordnung aufheben.

Die schlimme Wirkung eines grossen politischen Umschwungs zeigte sich am Ende des 18. Jahrhunderts, als in der französischen Revolution das ungeschriebene Gesetz von der Eindäm-

mung der Gewalttätigkeiten im Kriege durchbrochen wurde. Die neue Republik sah sich von feindlichen Nachbarn umgeben und zog teils zur Selbstverteidigung, teils als Sendbote zur Ausbreitung der «Freiheit» in den Krieg. Daraus entwickelte sich jedoch mehr und mehr ein Angriffskrieg – zur Unterwerfung aller Völker unter den französischen Imperialismus.

Die neue Zwangsaushebung von Bürgern steigerte Leidenschaft und Gewalttat um ein Vielfaches – genau so wie einst im klassischen Griechenland. Wenn auch die Neigung, «kein Pardon» zu geben, nur von kurzer Dauer war, so kam man doch erneut auf die Misshandlung der nicht kriegführenden Bevölkerung und auf die Gewohnheit des Plünderns zurück. Gefährliche Breschen wurden so in die Dämme geschlagen, die im 18. Jahrhundert zum Schutz der Zivilisation vor den Fluten kriegerischer Leidenschaften errichtet worden waren.

Aber auch im schlimmsten Falle nahmen die Kriege im Gefolge der Französischen Revolution niemals die schrecklichen Formen der Religionskämpfe des 17. Jahrhunderts an. Die Wiederherstellung zivilisierter Verhältnisse wurde erleichtert durch die kluge Mässigung bei den Friedensbedingungen, die Frankreich nach dem Sturz Napoleons auferlegt wurden – besonders dank des englischen Einflusses, der von Wellington und Castlereagh ausging. Das beste Zeugnis dafür war, dass ein halbes Jahrhundert vorüberging, bevor es zu einem neuen ernsthaften Krieg in Europa kam.

Das 19. Jahrhundert brachte im Ganzen eine weitere Entwicklung zu einer humaneren Kriegführung. Die Bestimmungen hierüber wurden festgelegt in den Genfer Konventionen von 1864 und 1906, die in der Hauptsache den Schutz Verwundeter betreffen, und in den Haager Abkommen von 1899 und 1907, die noch weitere Gebiete einbeziehen.

Aber dieser Fortschritt zur Menschlichkeit wurde durch drei Faktoren gefährdet. Einer dieser Faktoren war das Fortbestehen der Allgemeinen Wehrpflicht. Während die Fran-

zosen froh waren, von der Wehrpflicht befreit zu sein, entschied sich einer der siegreichen Staaten für ihre Beibehaltung, und das war Preussen. Indem es das napoleonische Joch abschüttelte, machte es sich so gleichzeitig zum Sklaven des Krieges.

Der zweite Faktor war das Entstehen einer neuen Theorie vom Kriege, die alle die höchst gefährlichen Merkmale der Kriegführung aus der Zeit der Französischen Revolution und Napoleons in sich verkörperte. Diese Theorie wurde ebenfalls in Preussen geboren, nämlich von Clausewitz. Er trieb die Logik bis zum Äussersten, und legte dar, dass Mässigung im Kriege fehl am Platze sei – «Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenzen». Beim weiteren Durchdenken der Frage ging ihm der Trugschluss solcher Logik auf. Unglücklicherweise starb er jedoch, bevor er seine Schriften nochmals überarbeiten konnte – und seine Schüler behielten lediglich seinen extremen Ausgangspunkt im Gedächtnis. Als sie 1866 Österreich und 1870 Frankreich besiegten, gelangte alle Welt zu der Überzeugung, dass die ursprüngliche Theorie von Clausewitz richtig wäre – obwohl beide Kriege durch Mässigung sowohl in der Kriegführung als auch beim Friedensschluss gekennzeichnet waren. Die Ergebnisse der raschen Eroberung vergifteten aber die nächste Generation.

Jetzt ergab sich ein neuer gefährlicher Faktor, nämlich die wissenschaftliche Entwicklung furchtbarer Kriegswaifen. Da ihre Zerstörungskraft beträchtlich zunahm, wurde es gleichzeitig schwerer, die Gewalt darüber zu behalten. Darüber hinaus sprengte das Aufkommen von U-Booten und Flugzeugen die einschränkenden Grundsätze der Kriegführung, die sich entwickelt hatten – und lief deshalb auf ein Niederreißen jener Einschränkungen hinaus.

Infolge des Zusammenwirkens dieser drei Faktoren nahm der Krieg von 1914-1918 einen schlechten Anfang und verschlimmerte sich mehr und mehr. Übertriebene Logik führte die Deutschen zu dem Schluss, dass Unbarmherzigkeit die beste

Politik sei. Ihre Gegner antworteten in gleicher Weise. Die neu entwickelte Propaganda nutzte jede unmenschliche Regung weidlich aus und verheimlichte jedes noch vorhandene Beispiel humaner Haltung. Der Krieg selbst wurde bis zum bitteren Ende durchgefochten unter dem Einfluss der falsch verstandenen Clausewitzschen Theorie vom «absoluten» Kriegsziel.

Die üblen Auswirkungen des Krieges wurden durch die Art des Friedensschlusses noch verschlimmert – der so weit entfernt war von der klugen Mässigung, die man nach der napoleonischen Niederlage Frankreich gegenüber bewiesen hatte. Jedes Volk, das nicht für immer gebrochen war, hätte nach Umgehung derart lähmender und erniedrigender Bedingungen getrachtet. Die Männer, die diesen Frieden diktierten, bewiesen weder Verständnis für geschichtliche Vorgänge noch für menschliche Eigenart. Das Dümme aber war die Art und Weise, in der die neue republikanische deutsche Regierung zur Annahme und Erfüllung dieser Bedingungen gezwungen wurde. Das trug dazu bei, ihren Sturz und Hitlers Aufstieg zu sichern.

Die Aussichten für die Zukunft wurden noch mehr verdüstert durch den Erschöpfungszustand und das Chaos, in das Europa zurzeit des Friedensschlusses gesunken war und durch den allgemeinen Verlust der sittlichen Massstäbe nach den Jahren unbegrenzter Gewalt. Der europäische Boden war nur zu gut gedüngt für eine Saat von Revolutionen, die zu Tyrannen ausreifen sollten.

Der zweite Weltkrieg

Das Wesen solcher Revolutionen wie der französischen wirkte früheren Formen zivilisierten Verhaltens entgegen. Zusammen mit der weiteren Entwicklung der Waffen führte es dazu, den Krieg in jeder Beziehung zu einem «totalen Krieg» zu machen.

Die erste Folge davon wurde noch vor Anfang des Krieges deutlich in der vollständigen Erfassung des Volkes für den Dienst am Staate. Die zweite Folge wurde sichtbar in der rücksichtsloseren und oft grausamen Behandlung der besiegten Völker während des Krieges.

Wichtig ist nun die Erkenntnis, dass es sich hierbei lediglich um die äussere Anwendung einer Denkart und Verhaltensweise handelte, die bereits vorher aus einer inneren Umwandlung entstanden waren. Die Kriegsverhältnisse bewirkten nur zwangsläufig eine Zunahme jener schlimmen Erscheinungen, an denen Europa in den vergangenen Jahren gelitten hat. Es handelte sich jedoch hierbei um eine zivile Entwicklung, die in den Händen von Organisationen nach Art der «politischen Polizei» lag. Man sollte sie von militärischen Entwicklungen sorgfältig unterscheiden. Wenn man jener Entwicklung entgegentreten will, so muss das auf politischem Gebiet geschehen.

Auf militärischer Seite war das Verhalten in mancher Hinsicht besser als im ersten Weltkrieg. Auch in den schlimmsten Fällen sank es niemals auf die Stufe von vor 1700 zurück. Die Armee beobachtete im Allgemeinen auch weiterhin viele der Regeln, wie sie im Kriegsrecht festgelegt waren. Tatsächlich sind militärische Grausamkeiten seltener gewesen als im ersten Weltkrieg. Das ist ein bedeutsames Kennzeichen, das gewisse Hoffnungen für die Zukunft zulässt. Es könnte darauf weiter aufgebaut werden.

Unglücklicherweise stand diesem Gewinn für die Zivilisation die Entwicklung neuer Waffen entgegen, für die noch keine eindeutigen Beschränkungen erdacht worden waren und noch kein Kriegsrecht bestand. Demzufolge führte das ungeheure Wachstum der Luftwaffe zu einer allgemeinen Missachtung von Gesichtspunkten der Menschlichkeit bei Fliegerangriffen. Diese Umstände bewirkten ein Ausmass der Verwüstung und ein Absinken der Lebensbedingungen in vielen Gebieten, die alles seit dem Dreissigjährigen Krieg Dagewesene in den Schatten stellten. Ja, in der Zerstörung von Städten übertrifft

dieser Krieg alles seit den Feldzügen Dschingis Khans und Tamerlans!

Doch diese furchtbare Entwicklung des uneingeschränkten Krieges geht nicht auf dieselbe Wurzel zurück wie die Versklavung der Nationen im Dienst des Krieges und die brutale Behandlung besiegter Völker. Die hauptsächlichsten Verwüstungen aus der Luft wurden nämlich nicht von den ursprünglichen Angreifern, sondern von den Gegnern der Aggression verursacht, als sie mit der Zeit die Oberhand gewannen. Das ist eine unangenehme Tatsache, die wir ehrlich zugeben müssen. Doch diese Überlegung birgt wenigstens die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in sich, wenn wir an den Tatsachen nicht vorbeisehen.

Der Bombenkrieg, wie ihn die Alliierten führten, war das Ergebnis einer Theorie, die nach 1918 aufkam, als England führend in der Schaffung einer Luftwaffe war, die selbständig neben den älteren Wehrmachtteilen stand. Statt der Beschränkung auf rein militärische Ziele wurde die Ansicht vertreten, dass die Luftwaffe selbständig eingesetzt werden sollte, um die feindliche Kriegsindustrie zu zerschlagen. Das war eine logische Weiterentwicklung von Englands alter Tradition in der Seekriegführung, wobei die Flotte als wirtschaftliches Druckmittel verwandt worden war und häufig verheerende Angriffe auf feindliche Küstenstädte durchgeführt hatte. Bezeichnenderweise verwarf das British Manual über die Regeln der Kriegführung die allgemein auf dem Kontinent vertretene Ansicht, dass der Luftkrieg auf militärische Ziele beschränkt werden sollte. Es behauptete, dass «die Zerstörung öffentlicher und privater Gebäude durch Bomben» ein vertretbares Mittel sei, um den zivilen Behörden «die Ratsamkeit einer Kapitulation» zu verdeutlichen.

Das einzige «Manual», das eine ähnliche Freiheit von Beschränkungen forderte, war das amerikanische. Als die britische Luftwaffe 1942 durch die amerikanische verstärkt wurde, war es daher um so gewisser, dass die Bombenangriffe bis zur äussersten Zerstörung durchgeführt werden würden.

Ursprünglich hatten die Chefs der Luftwaffe die Zerstörung industrieller Ziele durch Präzisions-Bombenabwürfe ohne Schädigung der Zivilbevölkerung vorgeschlagen. Aber bei jedem Einschränkungsversuch zur Wahrung der Menschlichkeit nach diesen Richtlinien war die Fehlergrenze ausserordentlich weit, was dann wieder zu Racheakten führte, und so lag es nahe, diese Versuche aufzugeben, sobald sich die Kriegsstimmung versteifte.

Die deutsche Theorie vom Luftkrieg bewegte sich in anderen Bahnen; nicht auf Grund menschenfreundlicher Gesinnung, sondern aus anderen militärischen Überlegungen heraus. Obgleich sich eine Anzahl Luftwaffengenerale für die englische Theorie aussprachen, behielt doch der Generalstab in Deutschland den beherrschenden Einfluss. Seiner Ansicht nach sollten Bomberverbände hauptsächlich zur Unterstützung des Heeres in der Schlacht dienen, statt selbständige Einsätze gegen das Innere und die Industrie des feindlichen Landes zu fliegen. Sein Standpunkt drang durch, sogar bei Hitler.

Die Richtung der deutschen Vorstellungen ging aus Hitlers Vorschlag von 1935 (den er 1936 wiederholte) für ein umfassendes Abkommen hervor, nach dem Luftangriffe auf das Kampfgebiet beschränkt werden sollten. Er schlug vor, dass darunter ein Streifen bis zu hundert Kilometer hinter der Front verstanden werden sollte.

Wenn wir die deutschen Luftoperationen zu Anfang des Krieges untersuchen, müssen wir zugeben, dass sie sich in der Praxis eng an diesen Vorschlag und an die dementsprechende Theorie hielten. Die Bombenangriffe auf Warschau und Rotterdam jagten der Welt Entsetzen ein, aber sie fanden erst statt, als die deutschen Truppen sich den Weg in diese Städte erkämpften. Das stand mit der Definition von 1935 in Einklang, wie auch mit den alten Regeln der Beschiessung von Städten durch einen Belagerer. Im Jahre 1940 verfügten die Deutschen jedoch über eine so ungeheuer überlegene Luftwaffe, dass sie sie nach Gutdünken hätten einsetzen können.

Die erste eindeutige Abweichung von dieser Regel erfolgte

bei den Angriffen auf London. Sie geschah nach sechs aufeinanderfolgenden Angriffen auf Berlin durch die Royal Air Force. Die Deutschen waren also durchaus gerechtfertigt, wenn sie für ihre Handlung das Recht der Vergeltung in Anspruch nahmen. Darüber hinaus ergriffen sie ein paar Wochen später selbst die Initiative und schlugen ein gegenseitiges Abkommen zur Einschränkung derartiger Städtebombardierungen vor – obwohl sie immer noch eine ungeheure Luftüberlegenheit besaßen. Das beweist noch nicht, dass sie human waren, wohl aber, dass sie auf lange Sicht realistisch dachten. Da sie sich eingehender mit dem Krieg beschäftigt hatten als wir, waren sie sich der unausweichlichen Nachteile der Zerstörung von Städten und Industrie – selbst für den Sieger – klar bewusst.

Ihr damaliges Verhalten stimmte mit anderen Beispielen aus der Geschichte überein, die zeigen, dass ein berechnender Angreifer leichter die Weisheit sieht, die in der Einschränkung der Zerstörung liegt, als die Nation, die sich gegen eine Aggression wehren muss. Man wird dabei an das Sprichwort erinnert, dass «ein Dieb keinen Mord begeht, wenn er nicht in die Enge getrieben wird». Er möchte seine Beute unversehrt in die Hand bekommen und mit der geringsten Gefahr für sich selbst. Diese berechnende Tendenz könnten sich die Gegner der Aggression vielleicht zunutze machen – wenn sie einen klaren Kopf behielten. Es lohnt, sich daran zu erinnern, wenn wir versuchen, Methoden zur Einschränkung der zerstörenden Gewalt des Krieges auszuarbeiten.

Im Gegensatz dazu müssen wir zugeben, dass klar überlegte und weitreichende Massnahmen zur Abwehr einer Aggression unter einer demokratischen Regierung äusserst schwierig sind. Die Demokratie ist ein System, das Kriegsvorbereitungen abremst und zwar sowohl zum Zweck des Angriffs wie zum Zweck der Verteidigung, aber sie führt weder zur Einschränkung der Brutalität in der Kriegführung noch zu Aussichten auf einen wirklichen Frieden. Wie die Geschichte des alten Griechenland zeigt, lässt kein politisches System leichter die

Zügel schiessen, wenn einmal die Leidenschaften entflammt sind. Dieser Mangel ist in den modernen Demokratien vielfacht worden, da ihre grössere Bevölkerung ein stärkeres Ausmass an emotionalem Druck hervorbringt. Nur allzuoft überwältigt er die Vernunft und treibt die Führer des Staates zum Äussersten, weil sie die Führung behalten wollen. Das zeigte die Kriegführung sowohl des ersten als auch des zweiten Weltkrieges und die Art des Friedensschlusses nach den Kriegen.

1940 trieben diese emotional bedingten «Gase» die englische Regierung zu dem Versuch, unter Einsatz schwacher Bomberverbände das sogenannte Unternehmen «master», die Bombardierung von Brennpunkten der deutschen Industrie, durchzuführen – man hätte genau so gut eine Handvoll Kieselsteine gegen einen Gegner werfen können, der mit Felsblöcken zurückschleudern konnte. Es führte nur dazu, den «Blitz» auf Englands eigene Städte und damit einen ungleich grösseren Schaden für England selbst heraufzubeschwören. Ein derart ungleiches Wettzerstören hätte für England nichts anderes als langsamen Selbstmord bedeutet, wenn es nicht gerettet worden wäre durch Hitlers Entschluss, in Russland einzumarschieren, anstatt sich auf den Aufbau von Bombergeschwadern zu konzentrieren, die ausgereicht hätten, um England den Rest zu geben.

Auf Grund des gleichen emotionalen Druckes wurde dann der Grundsatz der Bombardierung von Einzelzielen zugunsten des Bombenteppichs aufgegeben – eines hemmungslosen Angriffs auf die nicht kriegführende Bevölkerung, der die Schrecken alter Zeiten wieder aufleben liess. Den Höhepunkt dieser Entwicklung bildete schliesslich die Anwendung der Atombombe gegen Hiroshima und Nagasaki. Selbst Dschingis Khan und Tamerlan hätten sich nicht vorstellen können, dass so viele in so kurzer Zeit von so wenigen vernichtet werden könnten.

Es war eine Ironie des Schicksals, dass die Völker, die zur Rettung der Zivilisation in den Krieg gezogen waren, zu den

zivilisationsfeindlichsten Mitteln griffen, die die Welt seit eben jenen Tagen des mongolischen Massenmordes gesehen hatte.

Die Atomwaffen und die Zukunft

Nun, da die Atomenergie in der Kriegführung entfesselt worden ist, sieht die Zukunft für die Welt düster aus. Vielen erscheint sie hoffnungslos. Viele Wissenschaftler bestätigen diese pessimistische Ansicht mit dem Hinweis, dass ein Schutz gegen Atomenergie ausgeschlossen sei.

Auch wenn sich dies als falsch erweisen sollte, ist es schwer zu erkennen, wie vor Ausbruch der Feindseligkeiten ein Gegengift zur Anwendung gebracht werden könnte. Darin liegt ein schwerer Nachteil für die Verteidigung. Denn ein Angriff mit Atombomben könnte möglicherweise auch ohne Kriegserklärung, ohne Anzeichen für einen Krieg hereinbrechen – von Verkehrsflugzeugen, mit V-Geschossen oder auf andere Weise. So mag es scheinen, als ob alle Menschen dieser Zeit ihr ferneres Leben nur noch unter dem kalten Schauer einer plötzlichen «Atomisierung» zubringen müssten.

Doch wenn wir näher zusehen, entdecken wir auch einige Lichtstrahlen, die durch die Wolkendecke dringen.

Der «totale Krieg», wie wir ihn bis jetzt erlebt haben, verträgt sich nämlich nicht mit dem Atomzeitalter. Totaler Krieg – das will besagen, dass Kriegsziel, Kriegsanstrengungen und Gewalttat keine Grenzen kennen. Es wird ohne Rücksicht auf die Folgen um den Sieg gekämpft. Erst mitten in den chaotischen Folgen des zweiten Weltkrieges beginnen wir zu begreifen, wie der Mangel an Beschränkungen in der Kriegführung den Sieg zum Wahnsinn gemacht hat. Ein hemmungsloser Atomkrieg aber wäre schlimmer als Wahnsinn – er wäre für beide Seiten Selbstmord.

Diese Einsicht dürfte sich hemmend auf die im Allgemeinen angenommene, schrankenlose Anwendung derartiger Waffen auswirken. Wenn erst einmal beide Seiten diese vernichtenden

Waffen besitzen, werden sie sich eher zu viel als zu wenig Gedanken darüber machen, ob sie sie einsetzen sollen – so wie es im vorigen Krieg beim Giftgas der Fall war. Der Angreifer würde zögern, sie anzuwenden, aus der Ungewissheit heraus, ob sich damit wirklich ein rascher Sieg erringen liesse. Angreifer sind im Allgemeinen berechnender als ihre Opfer. Wenn sich auch eine Anzahl Städte rasch zerstören liesse, würde ihr Schicksal doch noch nicht notwendigerweise die Kapitulation des ganzen Volkes bedeuten. Die Abhängigkeit der Völker von ihren Städten ist nicht gleich. Alle Völker aber sollten bereits eine beträchtliche Erfahrung in der Dezentralisation und in der «Erdung» ihrer lebenswichtigen Industrie gesammelt haben, so dass auf diese Weise ihre Widerstandskraft erhalten bliebe. Andererseits würde wohl die Gegenseite ebenfalls mit der Eröffnung des Atomkrieges zögern, wenn der Angreifer sich zurückhielte, denn der Verteidiger hätte selbst zu viel auszustehen, ehe er die Oberhand gewinnen könnte. In der hemmungslosen Zerstörungskraft der Waffe liegt praktisch auch ihre eigene Beschränkung. Ihr Einsatz lässt sich nicht den jeweiligen Umständen anpassen, wie der eines Truppenverbandes. Darum bilden Truppen in einer Grenzstreitigkeit die wirksamere Waffe. Die Anwendung der Atombombe hingegen läuft immer gleich auf Sein oder Nichtsein hinaus. Das Atomzeitalter wird möglicherweise mit vielen volkstümlichen Anschauungen aufräumen. Im Augenblick scheint die Atombombe die Machtposition der Grossmächte noch verstärkt zu haben. Wenn sich aber erst einmal die Atomenergie müheloser auslösen lässt, könnten die kleineren Mächte eine nie zuvor gekannte Gleichstellung mit den grossen erreichen. Bei der Anwendung von Atomwaffen wäre dann vielleicht ein kleiner Staat mit einer dünnen Bevölkerung sogar im Vorteil gegenüber einer hochindustrialisierten und dicht bevölkerten Grossmacht. Brasilien könnte dann die Vereinigten Staaten herausfordern und Norwegen die UdSSR. Auf Grund dieses Ausgleichs könnte es im Atomzeitalter sogar zu einer «Völkerdemokratie» kommen.

Es leuchtet zumindest ein, dass solche verheerenden Waffen wie die Atombombe in stärkerem Masse ihre eigenen Grenzen haben, als bisher angenommen wurde. Das kann schliesslich auch dazu beitragen, die Aussichten auf die formelle Einschränkung ihrer Anwendung auf Grund eines allgemeinen Abkommens unter einem internationalen Überwachungsplan zu verbessern.

Schlussfolgerungen

Wir sollten aus der Erfahrung gelernt haben, wie falsch es ist, wenn man sich nach Art der Weltverbesserer einzig auf eine Politik versteift, die den Krieg zu vermeiden trachtet. Wir haben zu sehr die praktische Notwendigkeit der Einschränkungen in der Kriegführung für den Fall des Fehlschlagens jener Politik vernachlässigt – der Krieg soll ja nicht die Hoffnung auf den folgenden Frieden zerstören. Dabei müssen besonders die friedliebenden Völker lernen, dass ein Masshalten in Kriegszeiten die beste Gewähr für den folgenden Frieden ist. Denn sie neigen eher zu Extremen als ein berechnender Angreifer, dem es um seine Beute geht.

Der Lieblingsgedanke zur Verhinderung von Kriegen ist bisher die Schaffung einer Völkervereinigung gewesen. Es hat sich jedoch die schmerzliche Erkenntnis ergeben, dass diese Theorie wenig Aussicht auf Verwirklichung hat – wenn auch grössere Hoffnung auf einen Bund innerhalb der westlichen Welt bestehen mag. Die Mängel der UN sind nur zu deutlich. Wie schon so häufig in der Geschichte entwickelte sich Zwietracht zwischen den siegreichen Verbündeten, sobald das Gegengewicht wegfiel – was mit der Niederwerfung Deutschlands der Fall war.

Gibt es eine Möglichkeit zur Minderung der Gefahren dieser Zwietracht innerhalb der sogenannten Vereinten Nationen? Die Gefahren, um die es sich dabei handelt, sind Kriegsgefahren, besonders wenn die eine oder andere Seite schnell ein Übergewicht erringen sollte. Der Frieden ruht nun einmal

auf der Wahrung des Gleichgewichts – im tatsächlichen sowohl wie im geistigen Sinne.

Die Erhaltung eines wirksamen Gleichgewichts der Kräfte ist in diesem Buch bereits an anderer Stelle eingehend erörtert worden; ebenso, wie wichtig es ist, den Gleichmut zu bewahren – eine Notwendigkeit, die in Demokratien weniger häufig erkannt wird. Im vorigen Kapitel haben wir einen möglichen Weg zu diesem Gleichgewicht untersucht – nämlich den umfassenden Plan einer qualitativen Abrüstung in Verbindung mit einem geeigneten Verfahren der technischen Überwachung. Die Kernfrage ist nicht die der Durchführbarkeit sondern der möglichen Annahme von Seiten der gegenwärtigen Grossmächte.

Sollte sich dieser Plan zerschlagen, so mag sich als beste Möglichkeit der Versuch empfehlen, eine Übereinkunft über einschränkende Bestimmungen der Kriegführung zu treffen – gegründet auf die realistische Ansicht, dass es wohl immer wieder Kriege geben wird, und dass die Einschränkung der dabei entfesselten zerstörenden Kräfte im Sinne aller Beteiligten liegt.

Je mehr der Krieg gewissen Regeln unterworfen wird, um so weniger verheerend wird er sich erweisen. Frühere Bemühungen in dieser Richtung waren erfolgreicher als allgemein zugegeben wird. Selbst in dem bitteren Ringen, in das die Welt in diesem Jahrzehnt versunken ist, hielten sich die kämpfenden Armeen weitgehend an Regeln, die in der Zeit milderer Kriegführung entwickelt worden waren, Regeln, die den Menschen früherer «totaler Kriege» unglaublich vorgekommen wären – so zum Beispiel der Grundsatz, Gefangene zu machen, statt die ganze unterlegene Armee niederzumetzeln.

Den Wert solcher Grundsätze hat Montesquieu in seinem Buch «Esprit des Lois» in bündiger Form ausgedrückt mit der Bemerkung: genau so, wie viele kluge Dinge im Leben äusserst töricht gehandhabt werden, so ist auch schon viel Törichtes sehr klug gehandhabt worden. Wie treffend diese Bemerkung ist, kann um so besser beurteilt werden, wenn man die Krieg-

führung im 18. und im 20. Jahrhundert miteinander vergleicht.

Zurzeit ist es schwer zu sehen, wie der zerstörenden Kraft des Krieges Einhalt geboten werden kann, wenn der Krieg zwischen Völkern ausbrechen sollte, die verschiedene Regierungssysteme, verschiedene Ideale und zugleich die Macht haben, die Ergebnisse der Wissenschaft in Werkzeuge der Zerstörung zu verwandeln. Mit den Augen von heute gesehen, scheint die Hoffnung auf eine Erneuerung des Grundsatzes der Beschränkung vergeblicher Optimismus zu sein. Und doch bietet ein Blick in die Geschichte Grund zur Hoffnung. Auch nach jener langen Orgie der Gewalt im 17. Jahrhundert, die unter dem Namen des Dreissigjährigen Krieges bekannt geworden ist, kam die Vernunft wieder zu ihrem Recht und die Zivilisation wurde wiederhergestellt. Die Rettung erfolgte ganz einfach auf dem Wege einer Wiedergeburt von Vernunft und Sitte. Darum ist es nicht unmöglich, dass auch der «Dreissigjährige Krieg» des 20. Jahrhunderts eine ähnliche Gegenbewegung auslösen wird.

Weitere Veröffentlichungen von Liddell Hart

Über die Geschichte von 1914-1918

A History of the World War, 1914-1918
Through the Fog of War
T. E. Lawrence – in Arabia and after
The War in Outline, 1914-1918
Reputations
Foch

Über die Geschichte von 1939-1945

The Other Side of the Hill

Frühere Geschichte

The Ghost of Napoleon
Sherman
Scipio Africanus
Great Captains Unveiled

Theorie des Krieges

Thoughts on War
The Strategy of Indirect Approach
The British Way of Warfare
Paris, or the Future of War
The Remaking of Modern Armies
The Future of Infantry
Science of Infantry Tactics

Militärische Fragen

Europe in Arms
The Defence of Britain
Dynamic Defence
The Current of War
The Expanding War

Allgemeines

Why don't we learn from History?

Veröffentlichungen von Liddell Hart in deutscher Übersetzung

Oberst Lawrence
Fodi – Der Feldherr der Entente
Der Feldherr Scipio Africanus
Wenn England zu Felde zieht –
Infanterie von Morgen
Die Verteidigung Gross-Britanniens
Warum lernen wir denn nicht aus der Geschichte?
Jetzt dürfen sie reden